

Du hast mir die Stadt belebt

1. Roman im Netz

von

Peter Podehl

1 Der Anlass

zum Schreiben ist Liebe.

Ein Mann geht durch München. Die Stadt hat 1,26 Millionen Einwohner – einer mehr. Heute angekommen, 15 Uhr 07, Hauptbahnhof, aus Berlin. Nicht sehr zielstrebig scheint er zu gehen, ein bisschen traumverloren. Kammgarnanzug, anthrazit, weißes Hemd, oben offen. Krawatte in der Jackentasche, Ein-Tag-Bart, vielleicht zwei. Nein, ich meine nicht: zwei Bärte, einen in der Tasche, sondern: vielleicht ist das ein Zwei-Tage-Bart. Komisch, der lange Wintermantel und der Schirm. In München sind etwa 15 Grad. Der Schirm ist in Ordnung, regnet ja immer mal wieder.

An den Glockenbach ist er geraten, heißt auch Westermühlbach. Da, wo er neben der Pestalozzistraße fließt, die Straße auf der anderen Seite begrenzt von der roten Mauer des Alten Südlichen Friedhofs. Die ist sehr hoch - hat man Angst, die Toten könnten entweichen? Sehr liebenswürdige kleine Stadt-Idylle. Unser Mann, Ferdinand heißt er, stellt fest, dass der Bach unter einem Haus verschwindet und denkt: Muss feucht sein in dem Keller. Er sucht Wasser, er will sein Hemd waschen. Er hat einiges Geld in der Tasche, aber eine völlig ungewisse Zukunft und Gegenwart. Es ist der erste Tag seiner Flucht. Eisern das Geld zusammenhalten, hat er sich eingehämmert.

Der Wasserfluss im Glockenbach ist ungeeignet zum Hemdwaschen. Wo ist denn bloß diese Isar? Ferdinand kennt München nicht.

Hunde müssen auch bei Regenwetter ‚Gassi gehen‘. Ein Hund springt an ihm hoch, ein schrecklicher Zappelphillipp, sowas kann Ferdinand gar nicht Hund nennen, lange Beine, babygroßer Körper, Kurzhaar, kein Fell, in das man die Nase wühlen möchte, wo soll man den denn streicheln? Sein Frauchen ruft: „Mäusli, komm!“ Was dieser Hund mit einem Mäuschen zu tun hat, bleibt das Rätsel dieser Hundemutter. Ah ja, vielleicht das Kurzhaarfell, als er ein winziges Hundebaby war. „Mäusli, komm!“ Aber Mäusli denkt gar nicht daran, von Ferdinand abzulassen, springt ausdauernd.

Dabei muss Ferdinand alle Kontakte meiden, auch zu Hunden, so anonym wie nur irgend möglich durch München wandern. Mäuslis Frauchen guckt verwundert auf seinen Wintermantel. Der Mantel fällt zu sehr auf, der muss weg. Weg? Wo der Winter vor der Tür steht? Naja, ein paar Tage dauert das schon noch, Wochen, nee, 20. September, Herbstanfang: das dauert noch Monate. Den Mantel bis dahin verstecken, vergraben, nein: in ein Schließfach im Bahnhof. Wunderbar!: ein Ziel für den Rest des Tages. Aber erst einen Platz finden, wo er das Hemd waschen kann. Und wo er dann vielleicht auch pennen kann. Ein bisschen Dach wär gut bei dem Wetter. Den Hund hat er mit einer geschmeidigen Flucht auf die kleine Brücke abgewimmelt. Der attackiert jetzt einen Kinderwagen. „Mäusli, komm!“ hört Ferdinand aus beruhigender Entfernung und spuckt in den Glockenbach und denkt an Berlin und singt ganz leise:

„Ick steh uf da Brücke und spuck in den Kahn,
Da freut sich die Spucke, desse Kahn fahren kann.“

Also, ein Kahn zum Reinspucken lag da nicht wirklich. Und den Mantel hat er mit scheuem Blick auf die Hundemutter erstmal ausgezogen und über den Arm genommen.

Ferdinand findet die Isar. Fließt mitten durch die Stadt, hohe Ufermauern. Da kann man auch kein Hemd waschen. Drüben vielleicht. Und da rechts, Richtung Süden – Ferdinand hat die Geographie im Kopf, er weiß: Richtung Alpen - kommt sie aus dem Grünen. So erreicht er den Flaucher, die schönen, weiten Isar-Auen. Hier ließe sich das Hemd waschen. Aber erst mal sitzen, so tun, als sei man müßig, arbeitslos, Rentner. Ferdinand Rentner, da fehlen aber noch vierzig Jährchen. Naja, keiner soll ihn als Flüchtling erkennen. Das Hirn eines Flüchtlings – das muss er sich erst erobern. Die Unvernunft muss weg, das nur Spontane. Gibt es vernünftige Flüchtende? Bankräuber, wenn sie gut geplant arbeiten, fliehen vielleicht vernünftig. Aber so ein Bankangestellter Ferdinand von der anderen Seite des Schalters?

Nicht auf einer Bank – also Parkbank - sitzen, es könnten Leute kommen, die mit ihm reden wollen. Den Mantel anziehen, sich mitten auf eine Wiese setzen, Unnahbarkeit, Einsamkeit signalisieren, sich auch ausstrecken in dem Wintermantel.

Alleskieker nennt sich der Autor. Und immer, wenn er sich zu Wort meldet, benutzt er diese schräge Schrift, kursiv genannt unter Schreibern. Jetzt möchte er dem geneigten Leser verraten, dass seine fiktiven Fakten nicht immer uneingeschränkt den Fakten der Wirklichkeit entsprechen: Also, wann und wo genau am heutigen Nachmittag der Regen auf den Flaucher pladderte – bitte nicht pingelig nachforschen. Alleskieker bedankt sich.

Heute früh um 7 Uhr 20 der anonyme Anrufer: „Verpiss dich schleunigst. Du bist in Lebensgefahr! Hau ab! Sofort!“ Eingehängt. Ferdinand ist nicht der Mann, der sowas leichtnimmt. Lebensgefahr? Die Polizei wird nicht gleich auf ihn schießen. Also sind diese Asiaten hinter ihm her. Und er weiß, wie tödlich die zuschlagen können. Er schnappt alles Bargeld in der Wohnung, ein Stück Kernseife, den Wintermantel, der grade aus der Reinigung gekommen ist, von dem er noch die Plastikhülle reißen muss, Schirm und weg. Handy? Nein, wie man da dauernd Datenspuren hinterlässt. Ausweis? Nein, ganze Briefftasche nicht. Weg, ohne ein Wort des Abschieds zur tief schlafenden Susanne, geschweige denn zum Kind in ihrem Leib (was ja nur bei einigem guten Willen glaubhaft gewesen wäre: ‚Aufwiedersehn, mein Winzigkleines‘ oder was?). Mit dem ICE 1515 namens ‚Wetterstein‘ 8 Uhr 26 ab Berlin-Ostbahnhof nach München ohne sichtliche Schwierigkeiten. Auf der Fahrt überlegt, ob Heinz der anonyme Anrufer war. Und ob ich beschattet werde? Auf Anhieb und mit ungeübtem Auge nichts zu entdecken.

Wenden wir uns jetzt Susanne zu, die Ferdinands Liebste wird. Fatal, fatal, dass es zwei Susannen gibt in diesem Roman. Eine in Berlin. Eine in München. Die Münchner Susanne weiß noch gar nicht, dass ihr Liebster schon durch die Stadt gelatscht ist und sich gerade da am Flaucher bettet. Sie hat im Augenblick noch einen anderen Liebsten, aber da knirscht es furchtbar an allen Ecken und Enden. Und vorher – da hat es erst recht ge-

knirscht, sehr viel Männerwechsel, hoher Männerverbrauch. Je schrecklicher der eine war, desto schneller suchte sie den nächsten. Wer ganz genau in das schöne Gesicht schaut, findet da Spuren von Ekel, von verdrossenem Kopfschütteln über die Mängel in der ganzen Männerwelt. Und ihre eigenen Mängel? Jaja, schon gut: ihre lüsterne Sprunghaftigkeit und die beachtliche Portion Eigenliebe samt großen Überlegenheitsgefühlen durfte man getrost auch als Mängel registrieren. Ein Ende mit Männergeschichten, bitte, ein Ende, Geduld, wieder Warten lernen.

Heute verlässt sie wie immer ihr Institut für Kriminologie und radelt nach Hause, gut verpackt gegen möglichen Regen. In Giesing ist sie zu Hause, Sebaldusstraße 6. Eines Tages, so denkt sie, wird sie von irgendeiner Polizeidienststelle oder Staatsanwaltschaft kommen, wo sie mitarbeitet an der Aufklärung eines Falles mit zertrümmertem Schädel und viel Blut. Whodunnit? Beim Berufswunsch bleiben? Oder noch umsatteln? Aber so kurz vor entscheidenden Prüfungen?

Susanne II in München ist ganz in Schwarz. Steht ihr gut zu dem blonden Haar, das sehr gepflegt ist, aber wohl nicht gefärbt, hochaufgesteckt. Bei schwarzer Kleidung sieht man keine Falten, nichts Verknittertes. Aber auch kaum Busen und Po. Außer im Profil. *Alleskieker muss manchmal die Sau rauslassen, war ja noch sehr harmlos, Busen und Po sind doch Objekte der Männerliebe, Augenweiden. Ein wunderschönes Wort.*

Diese Münchner Susanne, Jurastudentin, Schwerpunkt zur Zeit Kriminologie, trifft dann am nächsten Dienstag abend auf einer Vernissage diesen heimatlos und ein bisschen kriminell gewordenen Ferdinand. *Nein, verehrter Leser, Sie können leider nicht vorauslesen, das Kapitel kommt erst am Mittwoch, 17 Uhr 30 ins Netz.*

Die Stadt rammelvoll mit Wahlkampf und – braucht nicht viel Bosheit, um zu sagen: - Wahlkrampf. Wie sie jammern und grabschen nach den Wählerstimmen, wie sie versprechen, was sie doch kaum finanzieren können. Diese Kritik ist vielleicht zu pauschal, sicher zu pauschal. Aber schön

kann mans doch auch nicht finden. Die Stadt rüstet sich zu den großen Abschlussveranstaltungen der Parteien. Heute abend Angela Merkel auf dem Marienplatz. Auf dem Plakat dazu sieht sie erstaunlich hübsch aus. Morgen ist ja Nulltag, kein Wahlkampf mehr, noch keine Wahl, Schröder noch Bundeskanzler, Stoiber morgen ganz gewiss noch nicht Bundeskanzler. Und unser Mann aus Berlin nach wie vor Flüchtling und herzlich desinteressiert; gegen die Ungewissheiten seiner Zukunft hat keine Partei ein Programm.

Wird ja wohl Zeit zu erwähnen, dass ich Autor Alleskieker diesen Roman dem Planeten Venus widme. Ich habe keine Ahnung, wie die Venus darauf reagiert, wie sie mit meiner Widmung umgehen wird. Zur Zeit ist sie Morgenstern, im Skorpion und damit im Exil, wie mir meine Astronomiefreundin Inge erklärte, was ja sehr gut zum Exil meines Ferdinand passt. Einen Roman im Netz einem Planeten widmen? Zur Begründung weiß ich nur so viel: Als kleines Kind hatte ich Angst vor der Venus. Wo gibts denn sowas: Angst vor dem Licht eines Planeten? Gabs bei mir. Und meine Widmung ist nun ein Link zur Versöhnung. Es muss zwischen Planet und Mensch eine Bindung geben, die weit weit jenseits liegt von allen Tages- oder Wochenhoroskopen in Zeitungen und Illustrierten. Alleskieker, so könnte der bis hierhin hoffentlich noch geneigte Leser rufen: Jetzt halt mal ne Weile die Klappe. Aber, erwidere ich etwas gekränkt, wer erzählt, kann doch nicht die Klappe halten. Da sagt der Leser: Schluss mit Frau Venus, her mit dem Roman. Jaja, sage ich geflissentlich, aber an diesem Freitag, den 20. September habe ich bis 17 Uhr 30 nichts mehr zu erzählen. Höchstens noch dies:

Morgen spielt Bayern München gegen Energie Cottbus. Nicht übermäßig spannend. Es sei denn, den Favoriten reitet mal wieder der Überheblichkeitsteufel, und die Cottbusser Energie hat viel Dusel.

2 Die erste Nacht

Die Überschrift signalisiert nicht eine erste Liebesnacht, sondern die erste Nacht des Flüchtlings Ferdinand auf einer Holzbank in München. Er hatte sich ja gestern auf einer Flaucher-Wiese in seinem langen Wintermantel ausgestreckt und war eingeschlafen.

Und in der sehr späten Dämmerung aufgewacht und höchst erschrocken: Wo bin ich? So ein langer Wintermantel ist ein guter Schlafsack. Ferdinand stand auf und ging wieder stadtwärts. Dass er das Hemd waschen wollte, verdrängte er. Ja, er findet es jetzt ziemlich albern, schiefe Geschäftigkeit, was solls? Morgen früh – vielleicht. Er findet einen Kiosk auf der anderen Seite der Wittelsbacher Brücke mit einem ziemlich weit vorgezogenen Vordach und zwei angekettete Holzbänke. Hier könnte er trocken schlafen. Liegeversuch. Ja, geht, nicht gerade bequem, aber das kann er ja auch nicht gut verlangen. Und gleich um die Ecke vom Kiosk Gebüsch zum Verstecken. Aber hier kommt ziemlich sicher kein Polizist vorbei. Aber er wollte doch Mantel und Schirm in ein Schließfach bringen.

Nein, es ist jetzt zu spät, um noch einmal zum Bahnhof zu gehen. Zu spät? Was ist das für eine Feststellung ohne jeden Sinn? Wer wartet? Was läuft weg? Saublöde! Er braucht doch den Mantel jetzt zum Pennen. Wem schuldet er Zeit? Susanne in Berlin, die ein Kind von ihm erwartet. Er sucht ein Telefon, erinnert sich an eins jenseits der Brücke. Er geht nochmal zurück und ruft sie an:

„Hör zu! Ich lebe, und es geht mir einigermaßen. Mehr kann ich nicht sagen. Vergiss auch diesen Anruf, wenn sie dich in die Mangel nehmen sollten, Polizei oder die Gauner. Ich bin verschwunden. Ende.“ Er hängt ein.

Er geht über die Wittelsbacher Brücke zurück zu seinem Schlafzimmer. Was ist denn das für ein Licht da hinten? Was? Der Mond!, der Vollmond geht auf. Langsam, langsam... Ich hatte verlernt, wie tröstlich der Anblick der leuchtenden Scheibe sein kann.

Er schläft viel besser, als er je erwartet hätte. Erst sitzend, dann wechselnd zum Liegen auf der harten Bank. Die Autos stören schon bald gar nicht mehr. Dass zweimal eine Polizeistreife die Humboldtstraße entlangfuhr und zweimal etwas die Fahrt verlangsamte im Anblick des Schlafenden, ihn dann aber wohl doch unverdächtig fand, - das merkte Ferdinand überhaupt nicht. Stunden später das Aufwachen durch diesen wahnsinnigen, größenwahnsinnigen Motorradfahrer, der die nächtliche Stadt für den Sachsenring hält. *Alleskieker zitiert seine Tochter: „Die unangenehme Art der Männer, darauf hinzuweisen, dass es sie gibt.“* Ferdinand bedauert das Mädchen, von dem der kommt. Wenn der so liebt, wie er Motorrad fährt, kommt die nie zu einem Orgasmus. Hast du keine anderen Sorgen, wertester Ferdinand? Doch riesige und riesig viele! Broch!, Ferdinand wird sich seiner Lage bewusst: Den Mantel und vielleicht den Schirm ins Schließfach bringen, weiter nichts, nichts, nichts. Ja, einen Cappuccino wird er sich leisten. Und nachdenken muss er.

Er muss dahinterkommen, wie ernst die Gefahr ist, in der er sich befindet. Wird wirklich nach ihm gefahndet? Aber wie das rauskriegen? Er geht über die Brücke und in eine Richtung, in der er den Bahnhof vermutet. Aus einem offenen Fenster hört er sehr frühe Nachrichten, laut genug. Nein, ein Ferdinand Honigmann kommt nicht vor in den Nachrichten. Auch nicht ein Unbekannter, der verschwunden wäre. Er ist ein kleiner Fisch. Bloß: wie klein?

Ein Mann geht durch die Stadt. Derselbe Ferdinand. Gestern angekommen. Er hat sich im Hauptbahnhof ein Reisezahnbürstchen gekauft und ein Reisezahnpastatübchen. Klein-klein, nicht für lange. Oder doch? Er hat im Keller richtiggehend geduscht, sieben Euro, ganz schön happig für das bisschen Wasser, war aber schön heiß. Fein, dass er die Kernseife mitgenommen hat. Er hat den Mantel in ein Schließfach verstaut, die Kernseife auch. Lieber den Mantel anbehalten und später wegschließen, wenns wärmer wird? Nein, ich seh so komisch aus mit dem Lammfellkragen. Also umgekehrt: Holen, wenns kälter wird. Erstmal wegschließen.

Bei der Tourist-Information Stoff geholt. Er hat gesagt: „Was geben Sie einem Berliner in meinem Alter, single, zum ersten Mal in München? Ich bleibe 14 Tage.“ Erstmal kleines Stadtplänchen für 30 Cent. Er fragt: „Wo ist denn das schönste Café in München?“ Das sei zwar Geschmackssache, meint der Mann, aber er solls mal im Tambosi im Annast-Haus am Hofgarten probieren, da kann man draußen auf der Straße sitzen oder drin im Hofgarten oder natürlich auch ganz drin, wenns regnet, und er markiert ihm das auf dem Stadtplan. Hofgarten klingt gut, findet Ferdinand. Dazu kriegt er noch etwas Reklame, Museumshinweise, was man so umsonst kriegt.

Das ist son Wort. Er kommt sich sehr umsonst vor. ‚Ich bleibe 14 Tage‘ war der reine Bluff. ‚Ich bleibe eine Ewigkeit,‘ hätte er sagen können. Oder: ‚Übermorgen muss ich weiter.‘ Keiner liebt mich, hieß ein Film. Stimmt genau. Er hat niemanden.

Was ist denn mit seiner Susanne in Berlin? Das war keine gute Liebe, wenns überhaupt Liebe war. Alles schrecklich belastet mit einer Fülle von Problemen, auch sehr ernsthaften. Und diese Susanne in Berlin findet doch hier in München gar nicht statt. Zu der zurück, hieß, dass er sich in große Gefahr begäbe. Oder kleine? Wenn er das wüsste, genau das ist ja der Mist.

Er hat sich Mühe gegeben, eine Beziehung aufzubauen, selber erstaunt über seinen missionarischen Eifer. Aber bei der Liebe sich Mühe geben, - das wird doch nichts. Ja, er hatte einige Sympathie für sie, und er dachte, die Liebe werde sich dann schon einstellen. Was sich einstellte, war Abwehr, zuweilen Zorn. Ja, Zorn auf dieses doch eher bemitleidenswerte Geschöpf. Gewalt nicht – nein, dazu ist Ferdinand nicht der Mann. Und weil die Hoffnung als letztes stirbt (italienisches Sprichwort, aber neulich deklarierte es das Fernsehen als russische Spruchweisheit, was soll man glauben? Dass es ein gutes Sprichwort ist!), gab es eines Nachts eine Befruchtung, die er nicht wollte. Ob sie das Kind wollte, hat er nicht rausgekriegt. Er hat sich das Hirn zermartert, wie zu marschieren sei. Viele Angebote im Hirn, aber keine Lösung. Eines hieß: Ich doch nicht! Ein anderes: Wer denn?

Und jetzt dieser Zwang zur Flucht. Ferdinand möchte sich das gar nicht eingestehen: aber die Flucht ist nicht unwillkommen, was die Nöte mit Susanne in Berlin betrifft. Pfui! Meinetwegen, aber wahr.

Auf dem Weg zum Hofgarten beim Dallmayr vorbei, kennt Ferdinand von der Werbung. „Wie immer?“ fragt da ein hübsches Mädchen. Fassaden-erneuerung, viel Holz, hübsche schwarze Silhouetten auf dem hellen Holz. Was ist denn das? Großer Platz, pompöse Gebäude. Das prächtigste hat einen riesigen, orangefarbenen Leuchtring, der durchs Vordach geht, hat was von einem Nasenring. Aha, die Staatsoper.

Er findet das Tambosi am Hofgarten. Sehr schön. Nennt sich nostalgischerweise auch noch Café-Schenke. Aber zwei Stunden zu früh. Er malt sich aus, wo er sitzen und seinen Cappuccino schlabbern wird, die Oberlippe abtupfen wird, gelegentlich auch die Nasenspitze. Hier – oder hier – nein, da hinten. Keine Tür hinter mir, durch die man mich am Kragen packen könnte. Wie sich ein blutiger Laie so zupackende Kriminaler vorstellt. Erst mal zwei Stunden latschen.

Er steht an der Ampel Ludwig- Von-der-Tann-Straße stadtauswärts und wartet auf Grün. Neben ihm auf dem Fahrradweg die Susanne aus München, einen halben Kopf größer als er, auf dem Weg ins Institut. Am Samstag früh um 7 Uhr 12? Ja, diese Susanne steckt ganz tief in den Mühsalen einer Reihe von Prüfungen samt großer schriftlicher Arbeit. Sie sieht Ferdinand gar nicht. Er sie nur ganz flüchtig, nichts zum Erinnern. *Eine kleine Laune von diesem Alleskicker.*

Zwei Stunden Latschen, zum Glück hat er sehr gute und bequeme Schuhe. Diese breite Ludwigstraße mit den Tribünen, wahrscheinlich fürs Oktoberfest, - ist sehr geeignet, beim Gehen nachzudenken. Kein Schaufenster lenkt ab. Wie soll das weitergehen, wohin soll das führen? Wen könnte er anrufen? Harmlose Leute in Berlin wissen nichts, und die was wissen, sind nicht harmlos, sondern gefährlich. Und diese heillos dilettantischen Gedanken des Nicht-Verbrechers. Ein bisschen mitgeholfen, Geld zu waschen: Ma-

fiose Deutsche Mark rein, ganz blitzebianke Euro raus, sehr beachtliche Summen allerdings, aber noch in der Umtauschphase. Wem hats geschadet? Das ist nicht die Frage, sondern: Wem hats genützt? Und die Antwort ist eindeutig: Asiatischen Verbrecher-Syndikaten. Und so bleibt man in höchstem Grade erpressbar. Und die Sache mit dem Tod des Kickboxers in dem Sportcenter. Tragischer Sportunfall? Nein, nein, recht eindeutig Mord, und er eindeutig Zeuge. Und nochmal erpressbar.

Ferdinand geht um den östlichen Universitäts-Springbrunnen herum und in die Veterinärstraße und – *aber das weiß nur ich Alleskieker!* – unter dem Fenster vorbei, wo Susanne händeringend das genaue Aktenzeichen sucht zu einem Schriftsatz, den sie in ihrer Arbeit zitiert. Ferdinand dreht um und geht am Siegestor vorbei in die Leopoldstraße.

Hinter dem Siegestor wachsen Bäume, da gibt es Vorgärten, Restaurants, Läden. Sehr viel Allianz-Versicherung, häuserweit. Schwabing, klar Schwabing laut Stadtplänchen, Schwabing-West. Er sucht Schwabing-Ost. Aber da steht nur Schwabing- Ja, mit Bindestrich, das Ost haben sie nicht gedruckt. Naja. Immer noch wenige Menschen auf der Straße. Aber der große Frisiersalon am Odeonsplatz – nach der Miete wollen wir nicht fragen! – rammelvoll mit schönen Damen, die noch schöner werden wollen, was den wendigen Künstlern mit Kamm und Schere auch sehr oft gelingt. Ob das mit dem Oktoberfest zusammenhängt? Dann endlich: Zeit, sich ins eben eröffnete Tambosi zu setzen, da hinten an der Mauer, wo ihn Niemand von hinten überraschen kann, Cappuccino bestellen.

Ferdinand hatte sich am Bahnhof die Berliner Zeitung gekauft, im Tambosi durchstöbert er sie sorgfältig auf der Suche nach asiatischen Machenschaften oder gar einem verschwundenen Ferdinand H. Nichts. Aber das genügt ja nicht zum Zurückfahren. Außerdem ist er ja man gerade erst gestern verschwunden. Wie lange kann man das Trinken des letzten Schlucks Cappuccino hinauszögern? Er darf nicht auffällig werden. Aber er sitzt so gemütlich. Morgen früh wieder ins Tambosi. Und heute abend wieder auf dieselbe Bank unter dem Kioskdach. Solche Stetigkeit ist armseliger Er-

satz für das Zuhause. Aber das war ja bei und mit Susanne in Berlin gar nicht mehr so schön. Er rechnet nach, wie lange er nicht mehr in seiner eigenen kleinen Wohnung gewesen war. Seit Wochen. Alles Wohnen spielte sich in der elterlichen Wohnung von Susanne ab.

Schließlich den letzten Schluck Cappuccino getrunken und gezahlt. Wieder was abgehakt. O Schmerz, lass nach! Ferdinand begab sich in den Hofgarten und dachte: Ach, hier täglich langgehen müssen auf dem Weg zur Arbeit, Aktentasche. Am Sonnabend natürlich nicht, da ist Faultag. Er querte an Stoibers Kontor vorbei – wie viel Tage noch Stoibers Kontor? -, Prinzregentenstraße, Haus der Kunst, Bayerisches Nationalmuseum, Friedensengel. Schöne Stadt. Das Oktoberfest spült viele schöne Frauen in Dirndl-Tracht auf die Straßen, auch viel Busen. Ferdinand dachte viel, immer dasselbe. Ich habe eine Banklehre gemacht, keine Flüchtlingslehre, ich bin gelernter Banker, nicht gelernter Flüchtling. Ich habe wahnsinnig viel Freizeit, aber einen weiteren Anruf bei Susanne in Berlin schiebe ich vor mir her. Was ist das?: Im Freien schlafen dürfen und denn doch recht erquickt aufwachen. Was ist das?: Aufgehender Vollmond. Was ist das?: Penner sein, wirklich Penner. Was ist das?: Vierundzwanzig Stunden?...

3 Zwei Schnapsflaschen kreisen

Viel zu früh hatte Ferdinand gestern gegen Abend Mantel und Schirm aus dem Schließfach geholt. Leicht zu verstehen: Denken, denken, denken und laufen, laufen, laufen, genauer: latschen, latschen, latschen – da wird man ja ramdösig. Sehnsucht nach der Parkbank zum Pennen. Also, so wörtlich eingestanden hat er sich das nicht. Aber es war wenigstens ein Übernachtungsplatz, den er kannte. Robinson müsste man sein. Naja, der hatte es doch so viel leichter, weil er es so viel schwerer hatte. Was der alles tun musste. Ich muss ja nicht einmal morgen früh meinen Cappuccino selber brühen. Habe ja meine Café-Schenke, hatte Robinson nicht.

Abends am Bahnhof noch zwei Würstchen gegessen, und ausgerechnet, dass er mit seinem Bargeld noch rund dreihundert Tage lang Würstchen, Cappuccino, Hygiene im Bahnhofskeller bei Mc Clean, Berliner Zeitung und tägliches Schließfach bestreiten könnte. Dreihundert Tage – eine schrecklich abstrakte Zahl, unter der er sich so wenig was vorstellen konnte wie unter dreihundert Millionen Lichtjahren. Bei einer täglichen Mittagsmahlzeit reichte es wohl für zweihundert Tage. Doch auch nicht fassbar. Da wäre dann der nächste Frühling in voller Blüte. 200 Nächte im Freien, Winternächte inklusive?

Auf der großen Leinwand in der Haupthalle des Bahnhofs konnte er das Anzapfen des ersten Bierfasses auf dem Oktoberfest verfolgen. „O’zapft is!“, War wohl der Oberbürgermeister, der das heute mittag rief. Hat ja auch immer Spuren von sadistischer Obszönität, dieses wuchtige Einhämmern des Zapfhahns in das Spundloch. Das konstatierte Ferdinand im zweiten Tiefgeschoss seiner Seele, wo die Lustmölche lauern. *Mehrzahl von Molch ist Molche! Weiß ich doch! Mölche ist schöner!*

Mit Wintermantel über dem Arm und Schirm machte er sich auf den Weg zu den Isar-Auen und dachte viel darüber nach, ob er heute sein Hemd waschen sollte oder nicht oder was. Ja. Morgen ist Sonntag, da macht sich

ein frischgewaschenes Hemd gut. Je näher er dem Wasser kam, desto deutlicher wandelte sich das Ja zu einem Nein. Die Vorstellung, das weiße Kleidungsstück vom Körper zu ziehen und nass zu machen, mit der Kernseife einzuschmieren und auszuspülen, irgendwo zum Trocknen aufzuhängen und im Unterhemd ins Jackett zu schlüpfen und auf die Bank beim Kiosk... Nein.

Immer mal wieder fiel sein Blick runter auf seine Schuhspitzen. Die Schuhe waren prima in Ordnung. Dass es ihm bei so viel Latschen da und dort ein bisschen wehtat, auch ein bisschen Muskelkater – doch wohl kein Wunder. Sollte ich mehr sitzen? Das Sitzen drückt aufs Gemüt. Alles, was Ferdinand tat, musste er tun gegen seinen Berliner Herkunftshintergrund. Wer war ich vorgestern? Wer bin ich heute? Wenn mir jemand vor einer Woche von Einem erzählt hätte, der völlig ziellos durch Münchner Spätseptembertage latscht, der alle Kontakte meiden und Verfolgern ausweichen muss, - ich hätte gesagt: Wie hält der das bloß aus? Heute halte ich das aus. Naja, ist erst der zweite Tag. Oder: ist schon der zweite Tag. Naja, man könnte argumentieren: zwei Tage hat ers schon ausgehalten, jetzt kommt bald die Gewöhnung.

Am Flaucher traf er eine Gruppe von – sagen wir einfach einigermaßen sachlich: Obdachlosen. Verwegene Penner, einige andere noch ganz ansehnlich und ein ziemlich feiner Herr, der die Obdachlosigkeit wohl erst lernte. Ferdinand hatte seinen Mantel angezogen und trat beiläufig näher.

Der gut angezogene Herr hatte seine Brieftasche geöffnet und verteilte Kreditkarten, Visitenkarten, Streifenkarten für die U-Bahn, alte Quittungen, Bons für Essen in irgendeiner Kantine. Ferdinand bekam einen Zettel von einer Reinigung und machte sich Hoffnung, ein gediegenes Kleidungsstück abholen zu können.

Zwei Schnapsflaschen kreisten, Ferdinand wollte nicht. Aber unter diesen Saufbrüdern gabs kein Pardon. Er musste die Flasche an den Hals setzen. Der Betrug ging leicht, er presste die Zunge an die Flaschenöffnung

und netzte die Lippen, weiter nichts. Es war ziemlich schlimmer Fusel. Als Betrunkener wäre er leichte Beute für seine Verfolger gewesen. Obwohl: Hier war eigentlich nichts dergleichen zu befürchten. Hier nicht und woanders doch auch nicht. Aber man trinkt nicht, wenn man auf der Flucht ist. Das waren so Gesetze, von denen Ferdinand gar nicht überzeugt war. Sowas erfinden Bankangestellte, keine echten Flüchtlinge.

Der feine Herr war nicht mehr ganz nüchtern, konnte aber noch eine kleine Rede halten: „Mit der Verteilung des Inhalts meiner Briefftasche an euch, liebe Tippelbrüder, beende ich – also: nehme ich mir das Leben.“ Kräftiger Protest aller Umstehenden: „Nein! Bloß nicht! Ich beschütze dich! Ja-aa!...“ Der Herr räumte ein: „Keine Sorge! Ich beende nur feierlich mein bisheriges bürgerliches Leben als Universitätsprofessor in – wo, ist egal. Das bald beginnende Semester sieht mich nicht mehr auf dem Katheder, keine Seminare, Übungen, Prüfungen, Veröffentlichungen, keine Lektüre von Fachartikeln und vor allem: keine Diskussionen mehr! Prost!“ Er trank, die anderen machten mit, klopfen ihm derb oder weniger derb auf die Schulter. Einer, ein Bär von einem Mann, aber sehr unappetitlich, umarmte ihn so heftig, dass der Professor recht kläglich dreinblickte.

Ferdinand spielte schon mit dem Gedanken, hier zu schlafen, als vom Anzünden eines Feuers die Rede war. Gestern sei die Polizei gekommen und habe das Feuermachen verboten. Na und? Soll sie doch heute wiederkommen. Ferdinand ging wohl etwas abrupt. Der Bär hielt ihn auf: „Hier bleibst du! In dem Mantel schläfst du doch hier wie bei Muttern!“ Muttern, das klang nach Berlin. Und der schrecklich verkommene Hüne packte mit seinen Bärenpranken die Lammfellrevers seines Mantels, zog ihn ganz nah an sich und hauchte dem armen Ferdinand seine Fuselfahne ins Gesicht, direkt in die Nase, und quatschte Zeug, das Ferdinand sehr verängstigte: „Zeig doch auch mal deine Briefftasche! Du gehörst doch auch nicht hierher, willst doch auch dein Leben beenden. Na los!“ Da war kein Entkommen. Müde meuterte Ferdinand: „Du reißt mir ja die Revers vom Mantel!“ Der Bär wurde als Besitzer des besten Feuerzeugs benötigt. Er ließ Ferdinand los, der das Feuer-

machen benutzte, um sich zu verdrücken, behutsam, aber erfolgreich, - weg, ziemlich weit, Wittelsbacher Brücke und rüber.

Er muss sich ein neues Schlafzimmer suchen: Pünktlich um halb Fünf am Sonntagmorgen weckte ihn der größtenwahnsinnige Motorradfahrer wieder aus dem Schlaf.

Susanne war auch schon wach – die in München. Sie grübelte, wozu sie viele Gründe hatte. So eine Prüfungsphase ist einmalig, das wird nie Routine. Sie war in dem Stadium: Das ist unter keinen Umständen zu schaffen!, das glücklicherweise vorübergeht. Dagegen half nur Arbeiten. Schlimmer war die Sache mit dem Kerl, der da neben ihr schlief. Da half Arbeiten gar nichts. Er behauptete Carlos zu heißen, hieß aber ziemlich sicher Karl. Er war von Kopf über die in jeder Beziehung beachtliche Waschbrett-Mitte und so weiter abwärts bis Fuß ein Bild von einem Mann. Aber viel mehr war er nicht. Und das machte Susanne zunehmend zu schaffen. Er blinzelte. „Guten Morgen,“ sagte Susanne. Er erwiderte den Gruß nicht, sondern brummte: „Schöne Bettwäsche hast du.“ „Danke.“ „Wofür?“ „Für das Kompliment.“ Er war ein bisschen erstaunt: „Habe ich dir ein Kompliment gemacht?“ „Ja, dass ich schöne Bettwäsche habe.“ „Haben andere Mädchen auch.“

Womm! Ja nicht liebevoll werden oder gar zärtlich, die Dame auf den ihr gebührenden Platz verweisen: Sie war eine unter anderen. „Nimmst du eigentlich was?“ fragte sie. „Was soll ich nehmen?“ „Naja, dass du dreimal kannst in einer Nacht.“ „Nichts nehme ich. Dich nehme ich.“ Und so gab es eine vierte Nummer innerhalb von acht Nachtstunden. Wunderbar!, ja, aber schon zwei Minuten danach so fade und faulig. Kein Nachstreicheln, ein Gespräch? Wer kommt denn darauf? Das muss ein Ende nehmen, befand Susanne. Ich halte das nicht mehr lange aus.

Vielleicht sich arrangieren mit einem Zweitmann, der mir die Seele küsst? Ziemlich absurde Vorstellung. Soll ich wirklich aufhören, mich zu freuen, verdammt nochmal?! Als sie das Zahnputzzeug herrichtete, schaute

sie ohne viel Absichtlichkeit in den Spiegel und – also ‚erschrak‘ wäre wohl zu viel gesagt, aber da war ein Zug um den Mund, der sie – ja doch: erschreckte. Man nimmt nicht ungestraft einen Mann nach dem anderen zum Ausprobieren ins Bett.

Als Bundeskanzler Schröder sich die Krawatte band, war Ferdinand auf dem Weg in sein Tambosi. Ganz bestimmt ein Nichtwähler, obwohl eine verhältnismäßig hohe Wahlbeteiligung zu erwarten ist. Die Gefühle von so einem Schröder an so einem Schicksalstag. Wie hält der den Stress aus? 17 Kameras bei der Stimmabgabe, jovial bleiben, trotz Kunstlicht. Ein Roman, der auch am Wahlsonntag um 17 Uhr 30 ins Netz gestellt wird, kann noch keine Wahlergebnisse vermelden. *Einen Deubel wird Autor Alleskieker tun und irgendwas spekulieren. Ich verrate auch nicht, was ich gewählt habe. Der geneigte Leser wird auf die Radio- und Fernseh-Nachrichten in einer halben Stunde verwiesen. Also auf die Hochrechnungen, nicht auf Hinweise, was ich gewählt habe.*

Ferdinand dehnte die Zeit bis zur Tragödie des letzten Cappuccino-Schlucks. Die Welt auch heute geschäftig, gedämpfter als am gestrigen Samstag. Aber da drüben gabs einen Gottesdienst mit Glockengeläut, Theatinerkirche Sankt Kajetan (1675) las Ferdinand in seinem Stadtplänchen, italienischer Barock, Fürstengruft. Er knüpfte sich auf dem Tambosi-Stuhl die Krawatte und ging rüber, er nahm am Hochamt teil. Und es war schön. Einfach so. Obwohl die Stuckfülle ja alles andere als einfach ist. Große Gerüste signalisieren große Renovierung. Das letzte Mal war Ferdinand vor fast zwei Jahren, bei der Beerdigung von Susannes Eltern in einem Kirchenraum in einem Berliner Vorort gewesen. Dort war es sehr protestantisch karg. Er dachte nicht gerne daran und an Alles, was dann passierte.

So ein Wahlsonntag in der Fremde. Ferdinand ging in drei Schulen, in Gegenden, wo er noch nie war, Rotbuchenschule in Harlaching, drückte sich vor den zum Wahllokal hergerichteten Klassenzimmern herum, las viele An-

schläge und tat ununterbrochen so, als sei er ein gelassen-geschäftiger Wähler. Die Einsamkeit inmitten der vielen Menschen mit eindeutigem Wahlwunsch schlug ihm aufs Gemüt, nein: weniger die Einsamkeit, mehr die Perspektivlosigkeit. Dauernd malte er sich aus, wie er den Mantel aus dem Schließfach holt, vor den Würstchen oder danach? Erst die Würstchen, nicht die Würstchen im langen Wintermantel essen. Die Obdachlosen wollte er heute meiden. Und die Bank unter dem Kioskdach, auf der er morgens um halb Fünf von dem Motorradfahrer geweckt wird? War ja nicht sicher, dass der Kerl am Montagmorgen wieder da lang raste. Wenn ja, dann ist morgen ganz bestimmt ein neues Schlafzimmer in der großen Stadt zu suchen. Ach, Ferdinand!, diese Wohnungslosigkeit, kein Bett, kein einziges eigenes Möbelchen. Die Betten von Susannes Eltern, ein bisschen durchgelegen, Spuren vergammelt, müssten mal ersetzt werden. Aber: ob wir noch eine gemeinsame Zukunft haben, in der wir neue Betten kaufen, Susanne in Berlin und ich – zur Zeit München?

Morgen ist Montag. Die Woche fängt an. Nichts fängt an. Doch: Es gibt Wahlergebnisse, und ich kann in die Reinigung gehen.

4 Was man so in der Reinigung kriegt

Ein Mann aus Asien steht am Seiteneingang Bayerstraße, durch den Ferdinand jeden Morgen den Bahnhof betritt. Nein, wohnlich ist dieser Hauptbahnhof wahrhaftig nicht, - wird er nie werden. Der Mann da drüben ist ziemlich sicher schwul, und der da glänzt nach Drogen. Und immer wieder Polizei-Streifen. Und Asiaten, die voneinander zu unterscheiden ja ganz schön schwierig ist. Dieses riesige Untergeschoss, die eklig desinfektorisch stinkende, neonstrahlende Hygiene-Einrichtung Mc Clean. Dennoch: wie gut für Ferdinand, dass es sie gibt.

Mantel im Schließfach verstaut, Schirm mitnehmen, das Wetter in München ist derzeit recht unbeständig, und kalt! Geldgroßverschwendung: richtigen Stadtplan erworben. Merkwürdige Frage der Verkäuferin: „Wie lange bleiben Sie?“ Was geht die das an?: „Wieso?“ „Naja, wenn Sie länger bleiben, sollten Sie den großen nehmen mit den Ausflugszielen.“ „Ich will den großen.“ Erfolgreicher Abschluss des Geschäfts. Wie lange bleibe ich? Mädchen, was hast du mit der Frage aufgerührt! Dabei war es eine sehr vernünftige Frage: Wer nur drei Tage bleibt, braucht nicht den großen Plan mit all dem Schmackes ringsrum. Wie lange bleibe ich? Langsam fraß sich der Gedanke in sein Gehirn: Susanne in Berlin anrufen, nächstes Wochenende. Oder übernächstes. Oder -

Die Zeitungen schreien die Wahlergebnisse in die Welt. Ferdinand Nichtwähler liest achselzuckend die Schlagzeilen: Hauchdünne Mehrheit für Verlierer Schröder, fein absurd.

Beim Verlassen des Bahnhofs – er verließ ihn gerne – durch das Hauptportal auf den Bahnhofsvorplatz steht bei den Taxis wieder der Mann aus Asien. Er reiht sich dann aber in eine Gruppe fotografierender Japaner ein.

Sodann angefüllt mit feiner Geschäftigkeit. Im Tambosi den Stadtplan gewälzt: Die Reinigung ist in der Hohenzollernstraße, kann er zu Fuß ma-

chen, so wie er dato als Geher in Form ist. Und er hat es ja seit einigen Tagen überhaupt nicht mehr eilig. Gehen ist ein guter Zeit-Vertreiber. Trotz Geschäftigkeit die Zeit bis zum letzten Schluck Cappuccino gedehnt.

Auf dem Weg zur Reinigung kauft er sich eine lange Unterhose und einen Rollkragenpullover in lila. Er achtet auf preiswerte Ware. Schick ist nicht wichtig, bei der Unterhose sowieso nicht. Plastiktüte. Stadtplan rein-tun.

In der Reinigung gibt er den Zettel ab und wird von der Frau lange und aufmerksam gemustert. „Was kucken Sie mich denn so an?“ fragt Ferdinand, schon etwas erschrocken, als ob die Frau was mit der Berliner Kriminalpolizei zu tun hätte. „Wie ist es denn so mit der Frau Professor Kamhuber?“ fragt sie. Das ist ja nun eine Frage aus dem afrikanischen Busch. Ferdinand lächelt und zuckt die Achseln. Da fährt sie fort: „Sie sind nicht der Einzige, das sollen Sie wissen. Jede Woche kommt ein anderer junger Mann und holt die Bluse von der Frau Professor. Das ist die große sexuelle Freiheit, hat sie mir mal gesagt. Mit so einem Zettel fesselt sie die Männer, da müssen sie mit der Bluse immer nochmal zurück in die Wohnung. Ich bin ja in Bautzen aufgewachsen, da gings um andere Freiheiten. Aber – nun ja...“ Ferdinand zahlt und kriegt eine weiße Bluse auf Drahtbügel in Cellophan.

Er findet eine Telefonzelle, ohne Telefonbuch. Er sucht unten in der U-Bahn-Station. Da liegt ein Adressbuch, schöne Antiquität aus den Zeiten, als noch nicht alle Bürger ein Telefon hatten. Er sucht nach Professor Kamhuber, findet einen, sucht im Stadtplan: Farinellistraße, laut Stadtplan ganz nah: zweimal um die Ecke, erst rechts, dann links. Farinelli – das klingt nach Clown oder Jongleur. Wie ist denn das nun?: Alle Kontakte weiterhin meiden, bloß nicht auffallen? Nee, das Abenteuer wollen wir mal ausprobieren. Vielleicht wollte der Professor am Flaucher sein bürgerliches Leben aufgeben, weil seine Frau – wie heißt das?: nymphoman war. Stille Straße, schönes Haus, 50er oder 60er Jahre, Kamhuber im zweiten Stock. Er klingelt also. Frauenstimme in der Sprechanlage: „Wer ist da?“ Ferdinand weiß im Augenblick nicht, wie er sich ausdrücken soll: „Ich bin – ich habe hier

eine Bluse.“ Da flötet eine Sirenenstimme runter: „Ah ja-aaa, komm rauf.“ Der Türöffner schnarrt. Ferdinand geht rauf und wundert sich ein bisschen über die Singsang-Stimme und das Geduztwerden.

Eine nicht mehr ganz junge Frau steht erwartungsvoll in ihrer Wohnungstür, aber auch nicht alt, eigentlich wirkt sie sehr nett: „Ach meine frische Blu-uuuse! Und mein ju-huunger M- äh –“ Ihre Stimme wechselt in gespannte Sachlichkeit: „Moment. Wie kommen Sie zu der Bluse? Kennen wir uns?“ „Nein.“ „Kommen Sie trotzdem rein.“ Die Frau ist sehr irritiert und weiß nicht so recht, wie sie ihre Gesichtszüge ordnen soll, dann platzt sie raus: „Sie haben meinen Mann erschlagen.“ Ferdinand will nach einer Schrecksekunde zur Wohnungstür und weg. Aber die Frau ist schneller, steht vor der Tür und hält ihm die Bluse vor die Nase: „Wie kommen Sie zu der Bluse? Ich hatte den Zettel meinem Mann gegeben. Ausnahmsweise. Sie haben ihm die Brieftasche geraubt. Ich rufe die Polizei!“ „Wenn Sie jetzt die Polizei rufen, haue ich Ihnen mit dem Schirm hier eins über die Rübe, bevor Sie überhaupt den Hörer abgenommen haben!“ Ferdinand schwingt tatsächlich einen Schirm, den er aus dem Holzbottich genommen hat, in den die Kamhubers ihre Schirme stellen. Sie fragt: „Was meinen Sie in diesem Fall mit Rübe?“ „Norddeutsch für Schädel.“

Frau Professor Kamhuber macht die Augen klein und lüstern und hat wieder diese Flötenstimme: „Tun Sie mir auch wa-aas?“ Ferdinand fühlt sich der Sirene ausgeliefert und versucht alles, um uncharmant zu erscheinen: „Ich habe Ihrem Mann nichts getan. Und werde Ihnen auch nichts tun.“ „Wie scha-aade...“

Was er gerne ignorieren will, ist das Lüsterne in den Augen der Frau Professor, die nochmal ansetzt: „Wir sind allei-eiein.“ Ferdinand bleibt abwehrend: „Ich gehe sofort.“ Die Stimme rutscht wieder in Normallage: „Wo ist mein Mann?“ „Vorgestern Abend verteilte er an der Isar den Inhalt seiner Brieftasche. Ich bekam den Zettel von der Reinigung.“ „Isaraufwärts oder – abwärts?“ „Als Fremder würde ich sagen: Richtung Süden.“ Jetzt sirenisiert sie nochmal: „Sind Sie auch so ein Flau-aucher-Penner, schöner Fremd-

ling?“ Ferdinand wollte nicht hören auf dem Ohr: „Wenn Sie wollen, führe ich Sie heute abend zu Ihrem Mann.“ Jetzt versucht sie, sachlich zu erklären: „Ich hatte immer junge Männer, von denen ich mir meine Blusen aus der Reinigung holen ließ. Ich fürchte, mein Herr Gemahl was not amused. Kaum gebe ich ihm mal den Zettel, gehts durcheinander. Er ist früher schon zweimal zu den Pennern gegangen.“ „Immer aus Kummer über seine Frau?“ „Ja. Und wenn ich ganz nüchtern bin, schäme ich mich auch.“ „Sie sind nicht immer ganz nüchtern?“ „Nein, immer berauscht von der männlichen Jugend, er hat so wunderbare Studenten.“ „Muss ich mich also in Acht nehmen?“ „Nein, Sie sind nicht berauschend.“ „Oh.“ „Wann holen Sie mich ab?“ „Um sechs.“ „Das ist mir zu früh.“ „Um sieben.“ „Gut.“

Susanne saß an ihrem Arbeitsplatz und starrte in die Veterinärstraße. Es hatte so schön angefangen mit Carlos, Karl. Gartenfest bei ihrer alten Schulfreundin Marion in Harlaching. Mitsommernachtstraumfestivalfest. Marion erfand immer so etwas backfischige Namen. Es war genau die Mitte des Sommers, 5. August. Lichterketten in den Bäumen, zum Tanzen eigene Band engagiert, Essen und Trinken hervorragend, wie immer bei Marion. Da war er, ein Bild von einem Mann. Sie hat gar nicht mit ihm getanzt, ihn mit den Augen gefressen. Solche Feste sind in München immer ein Risiko wegen des Klimas. Es regnete nicht, aber es wurde empfindlich kalt um 1 Uhr nachts. Susanne fröstelte und setzte sich auf eine Steinmauer. Da kam er vorbei mit einer weiten Jacke um die Schultern. „Darf ich?“ fragte er und setzte sich neben sie. Susanne erinnerte sich mit Genugtuung, dass keine Initiative von ihr ausgegangen war. „Ein bisschen Wärme habe ich übrig für Sie,“ sagte er und nahm sie unter seine Jacke. In manchen Gärten in Harlaching sagt man Sie, auch nachts um 1 Uhr im Sommer.

Das war doch ein schöner Anfang! Bald danach allgemeiner Aufbruch. „Darf ich Sie nach Hause fahren?“ Liebend, liebend gern wäre Susanne darauf eingegangen, aber ein wenig Scheu schien ihr angebracht: „Nein, danke, ich bin mit einer Freundin hier, die hat ein Auto.“ Aber dann doch ihre ban-

ge Frage aus lauter Liebe: „Sieht man sich wieder?“ „Von mir aus gerne.“ „Wann? Wo?“ „Ich hab da ein Fitness-Center in der Deisenhofenerstraße.“ „Kenne ich,“ sagte Susanne, „ist bei mir in der Nähe.“ „Na prima,“ fand er, „da kriege ich Prozente, auch für Leute, die ich mitbringe. Mach ich immer mit neuen Freundinnen. Kann ich die Figur abschätzen, bevor was losgeht.“ Das war seine übliche, oft bewährte Anmache-Tour. Mädchen, die da zickig reagierten, waren schon draußen.

Susanne!, da hättest du doch schon Nein sagen müssen, Nein schreien müssen. Das hätte doch nichts mit Zickigkeit zu tun gehabt! Aber keine Alarmglocke, sondern: „Wann?“ „Übermorgen. Kannst du schon um fünf?“ Weil die Anmache geklappt hatte, duzte er sie. Sie antwortete, von Herzen erfreut: „Ja. Ciao.“

Und sie investiert doch tatsächlich 70 Euro in ein Gym-Outfit, shirt und shorts. War sehr schön hochbeinig und sehr enganlegend für den Test des Herrn Carlos, der doch wahrscheinlich Karl hieß. Im Hinterkopf Susannes: Zweifel, Sorgen, auch Scham. Aber sie hielt sich für sehr tapfer, als sie sich so in dem Center präsentierte, mit Erfolg. Welchem Erfolg? Der keineswegs für Gym hergerichtete Carlos betrachtete sie, pfiß leise durch die Zähne und sagte: „Du hast ne duftige Figur, Mädchen! Was willstn hier?“ Susanne war so perplex, dass sie kaum Worte fand: „Aber du wolltest doch – mich – also –“ „Jaja, aber das ist ja nun gelaufen. Kannst dich wieder umziehen. Wir gehen in meine Stamm-Disco. Hast du ein bisschen Geld mit?“ „Ein bisschen, ja.“ „Also.“ Susanne war wieder verblüfft, was sollte das heißen?: Also. Es sollte, müsste heißen: Also Schluss. Aber wieder keine Alarmklingel, oder doch, ja, aber noch viel zu leise!

In die Disco also. Und wundervoll wars, mit diesem schönen Körper zu tanzen, ja, wundervoll. Doch bloß nicht so tun, als sei man da himmelhoch erhaben! Dennoch: Beginn einer Leidenszeit mit einem Mann, der seine Seele irgendwo hinter den Sieben Bergen versteckt hielt, jedenfalls nie bei sich trug. Es war zum Lesbischwerden! Aber das ist ja auch nichts – so im eigenen Saft. Soll ja vererbt werden. Oder wird Homosexualität nur bei Männern

vererbt? Sie hatten mal so einen Fall in einem Seminar.

Kollegin Franziska erschreckte sie mit dem Mund nahe an ihrem Ohr: „In die Bücher kucken, nicht auf die Straße.“ Franziska war ein schönes Mädchen, zum Küssen schön. Aber Sex? Nein, bitte trotz allem mit Männern. „Professor Kammhuber soll verschwunden sein,“ sagte Franziska. Susanne war sehr erstaunt: „Was heißt verschwunden?“ „Seine Frau soll eine Vermisstenanzeige aufgegeben haben. Seit drei Tagen.“ „Ein Verbrechen?“ „Keiner weiß was.“ „Du machst doch auch Prüfung bei ihm.“ „Erst im nächsten Semester.“ „Für mich wäre das eine Katastrophe mehr.“ „Hast du so viele Katastrophen?“ „Mir reicht.“ „Arbeit ist die beste Medizin. Tschüß!“ „Tschüß, Franziska.“

Für Ferdinand ist ein neues Problem aufgetaucht: Mit diesem Stadtplan in der Hand signalisiert er: Ich bin fremd in dieser Stadt. Die Plastiktüte mit den neuen Textilien hält nicht ewig, kann man auch nicht dauernd durch die Stadt schleppen. Ich brauche eine Tasche. Da kauft er sich also am frühen Morgen einen Stadtplan, etwas später Capuccino, dann lange Unterhose und Pullover, schließlich bezahlt er die Reinigung einer Damenbluse, und jetzt meint er, den Stadtplan verschwinden lassen zu müssen. Der reinste Konsum-Terror. Er kauft eine billige Tasche, für den Stadtplan, zum Umhängen, für die Zukunft. Welche Zukunft?

5 Übermorgen ist Donnerstag

Gestern abend also mit Frau Kammhuber zu Herrn Kammhuber gefahren. Sie hatte die gereinigte Bluse an und einen weißen Rock. Die meisten Frauen fahren sehr gut Auto, aber wenn sie mal schlecht fahren, dann fahren sie sehr schlecht, entschieden schlechter, als wenn Männer schlecht fahren. *Schlecht. Ich muss nachschlagen, wo denn dieses merkwürdige Wort herkommt. Schlecht - dreimal langsam genüsslich aussprechen, bestimmt ein Zungenbrecher für die meisten Nichtdeutsch-sprachigen. Also, nachgeschlagen: war ursprünglich schlicht, und das war irgendsowas wie krumm, im Gegensatz zu gerade. Ach nee, was lese ich denn da, als ich zu ‚schlecht‘ auch noch ‚böse‘ nachschlage: dass böse vielleicht was mit Busen zu tun hat, war ursprünglich was Aufgeblähtes, dann über prahlerisch zur Bedeutung gering, wertlos. Das Moralische erst viel später. Naja, ziemlich Macho: Busenbösegeringwertigaufgeblähtprahlerisch.*

Halten wir uns an Ferdinand. Angstschweiß wäre zu viel gesagt, aber er war schon froh, als Frau Kammhuber schließlich in der Nähe vom Flauercher parkte. Dann gingen sie im vorletzten Licht des Tages durch eine Allee zum Treffpunkt der Penner, sie im hellen Gewand voraus, Ferdinand etwas hinterher. Herr Professor Kammhuber hatte gerade die Pulle an die Kehle gesetzt und brach im Anblick seiner weißen Frau fassungslos ab. Er überließ die Flasche einem Kumpel und ging zu ihr, stammelte immer nur „Grete, Grete, Grete...“ Sie drehte sich um, und in der Drehung bot sie ihm den Arm, und sie gingen im letzten Tageslicht Arm in Arm zum Parkplatz. Die Sonne macht sich ja rar in diesem September in München. Aber dieses Pärchen - *Möchte Alleskieker immer Päärchen schreiben, aber Onkel Duden erlaubt nicht* -, dieses Pärchen bekam drei oder vier der seltenen Sonnenstrahlen ab, sah schön und anrührend aus, wie sie da heimgingen. Heim, - kein Wort für Ferdinands Gemüte. Von den Weggehenden kein Blick, kein bisschen Zuwendung für Ferdinand, dem für seine wunderbaren Kuppler-

dienste doch wenigstens zehn Cents gebührt hätten.

Heute Morgen hämmerte es dauernd durch sein Gehirn: Übermorgen ist Donnerstag, übermorgen ist Donnerstag, übermorgen ist Donnerstag, übermorgen – Na und? Na und? Na und? Na – heute ist erstmal Dienstag. Punkt. Das wird hoffentlich keine Psychose. Für den nichtprofessionellen Flüchtling der reine Horror, was sich da gleich in seiner Vorstellung aufbläht: Krank und immer kränker, Zusammenbruch am Flussbett der Isar, mit Blaulicht in die Psychiatrie, Klinik, Reha in einem voralpinen Sanatorium mit Blick auf den Watzmann, Identität längst bekannt, Polizei vernimmt ihn am Krankenbett, er kommt in die Tagesschau, Susanne fliegt aus Berlin ein, großer Prozess in Vorbereitung – gibt gar nicht genug DreiPunkte, die man dahinter setzen kann... ..

Die tägliche Lektüre einer Berliner Zeitung bringt nicht die geringsten Informationen über seine Mafia. Seine? Nun ja, sie hielt ihn in München gefangen. Gibt das Wort Verjähren, klingt nach lange, lange, lange. Vermonaten gibts nicht, Verwochen auch nicht, Vertagen. Das gibts, heißt aber was ganz anderes. Wie lang ein Tag ist. Ferdinand war reich an Zeit, diese rätselhafte Sache, von der die meisten Leute sagen, sie hätten keine. Die netteren Leute sagen: sie hätten zu wenig Zeit. Die Klugscheißer sagen: Du nimmst dir keine. Und die Weisen sagen: Alle haben die gleiche Menge Zeit, kommt darauf an, wofür man sie ausgibt und wie. Naja.

Mit sich ins Gericht gehen, Anklagepunkt Susanne. Nein, es ging doch in Sachen Susanne in Berlin gar nicht um Gerichtsprozesse. Er wollte alles gut und richtig machen und wusste doch, dass in der kleinen Hölle mit Susanne nichts gut und richtig zu machen war. All die guten Vorsätze, die so irrwitzig schnell abbröckeln, bis die Seele ganz leer wird. Sein Kind, sein Embryo, die Abwehr gegen dessen Mutter Susanne, das Verbrechen, das doch eigentlich gar keines war, die Flucht. Diese schreckliche Ansammlung von Schlägen, die einem das Schicksal da über die Rübe gezogen hat. Frau Professor Kamhuber wusste gar nicht, dass Rübe im preußischen Norden für Schädel steht.

Susanne I ist Azubi in der Filiale, in der auch Ferdinand arbeitet, ein armes Würstchen, Mobbing-Opfer immer wieder. Eines Tages sterben ihre beiden Eltern bei einem Autounfall. Ist jetzt etwas weniger als zwei Jahre her. Der Filialleiter bittet Ferdinand, im Namen der Bank auf die Beerdigung zu gehen. Eine schreckliche Beerdigung mit ganz wenigen Leuten. Das Wort Anteilnahme stand nicht über dem Himmel dieses Friedhofs. Plötzlich steht Susanne völlig allein auf dem großen Gräberfeld. Da kann Ferdinand nicht Tschüs sagen, er geht mit ihr in die elterliche Wohnung. Da kann er erst recht nicht Tschüs sagen. Er bleibt in der Wohnung, entjungfert sie wohl gar, Ferdinand kennt sich damit nicht so genau aus. Dann wohnen sie ungefähr knapp zwei Jahre zusammen.

Dann: am Abend, bevor er flüchten muss, sagt sie ihm, im Dunkeln, ganz leise, dass sie missbraucht worden sei, von ihrem Onkel, der damals auf der Beerdigung war. Vom 8. bis zum 13. Lebensjahr. Nun versteht Ferdinand sie besser, nun weiß er, warum sie stumpf ist und manchmal ganz dumpf. Ein sehr gewichtiger Grund, bei ihr zu bleiben.

Und dann sagt einer am Telefon „Verpiss dich“, und Ferdinand fährt weg, keine sechs Stunden, nachdem Susanne ihre ganze Not ausgestülpt hat, manchmal so leise, dass er sie kaum verstehen konnte. Wie soll er da unbeschwert an diesem sehr verregneten Dienstag durchs Tal zum Isartor marschieren. Und jetzt kommt das Verrückte: Er hat in diesen ersten Tagen seines nassen Münchner Herbstes immer wieder Stunden großer Unbeschwertheit, die ihn selbst sehr erstaunen und ihm kurz darauf das Gewissen belasten. Er investiert sogar 1,99 Euro ins Unbeschwerte: Eintrittspreis fürs Valentin-Musäum, geöffnet von 11 Uhr 01 bis 17 Uhr 29 und lacht über die Ofenschüssel aus blau-weißem Email, gefüllt mit Wasser, was als Schnee vom letzten Winter deklariert ist. ‚Diese herrliche Schneoplastik ist leider geschmolzen‘, steht da. Da hüpfte er von Lachen zu Lachen, und plötzlich bricht er ganz tief ein, ins Eis, im September, bloß, weil er nicht im geringsten eine Antwort weiß auf die Frage: Wo gehöre ich hin? Aber in der Kneipe da oben vergeht das schnell. Die ist herrlich! Da sitzt er länger als zwei

Stunden. Und betrachtet die Touristen, alle mit Schirm, die ja genauegenommen eine spezielle Rasse sind, zehn Meter gegen den Wind zu erkennen.

Erst, als er wieder draußen im Regen ist, denkt er wieder ernsthaft an seine Mafia, und fragt noch einmal: Seine? Die Anfänge sind so harmlos und liegen so weit zurück: Ein Chinese um die Vierzig hat da ein laufendes Konto, auf das er von Zeit zu Zeit immer wieder größere DM-Beträge einzahlt, viele Scheine zu 20 Mark und zu 50 Mark. Manchmal zahlt er auch nicht ein, sondern wechselt in größere Scheine. Er zeigt Ferdinand den ostasiatischen Folklore-Schmuck, mit dem er und seine vielen Kumpels das Geld verdienen. Schöner Schmuck, mal hat er was für Susanne gekauft. Als die Umstellung auf Euro näherrückt, werden die Pausen zwischen den Einzahlungen immer kürzer. Aber es sind nie mehr als die zugelassenen 30.000 Mark. Ferdinand überlegt, ob er den Filialleiter informieren soll. Er tut es nicht, weil sich ja bis dato alles im legalen Bereich abspielt, manchmal hart am Rande, im Grenzbereich.

Und immer öfter erzählt der Chinese von seinem asiatischen Sportclub, Ferdinand solle doch mal mitkommen: Ballspiele, Bogenschießen, Kick-Boxing, erstmal alles gratis zur Einführung. Ferdinand geht schließlich mal mit – es war im vergangenen Februar, als die D-Mark noch Zahlungsmittel war -, und die Lage irgendwo in Biesdorf, in einem vergammelten Hinterhof, und die fremde Atmosphäre sind ihm gar nicht geheuer. Der Club selbst ordentlich und sauber. Fast nur Asiaten, ihre völlig unverständliche Sprache. Er schießt zwei Pfeile auf asiatische Scheiben und gammelt etwas rum, will bald wieder gehen. Bei der Verabschiedung gibt ihm sein Bankkunde einen Umschlag mit 300.000 Mark, nein, keine Quittung, Vertrauen gegen Vertrauen, nur die herzliche Bitte: Morgen Euro, in bar, hierher bringen. Und natürlich Provision für Ferdinand, 4%, die kann er gleich einbehalten.

Ferdinand. Und nun? Er hat das Geld genommen, statt es zurückzuweisen. Er hätte zur Polizei gehen und sich der Rache dieser Asiaten aussetzen können. Nein. 300.000 bar, das ist auch für seine Filiale eine verdammt

hohe Summe. Ferdinand geht nochmal in die Filiale und – ja: macht sich schuldig im Sinne des Strafgesetzbuches. Auf allem Gedruckten stehen automatisch Datum und Uhrzeit, er verbucht Geld auf den Konten armer Schlucker, auf denen sich selten was bewegt, er sorgt vor, dass er das, was Niemand wissen muss, wieder löschen kann, und mit einigen etwas fragwürdigen Unterschriften und Knopfdrücken hat er den Deal schließlich geschafft. Ein paar Fußangeln stecken da natürlich drin, hoffentlich kucken manche Leute nicht so genau hin. Er hat das Glück, dass die Kollegin an der Kasse in Urlaub gegangen ist und wer anderer an diesem Morgen die Kasse übernimmt. Er wundert sich über seine kriminelle Energie.

Die Schaufenster des großen Pelzhauses am Isartorplatz studiert er genau. Er hatte sich, noch in Berlin, vorgenommen, seiner Susanne einen Pelzmantel zu schenken oder so einen Ledermantel mit dem gewachsenen Innenfutter. An der Kinofülle Maxx mit dem albernen Doppel-x vorbei, sieben Kinos in einem Haus, ‚About a boy‘, den Hugh Grant kann er schon lange gut leiden. Kino sollte schon mal möglich sein. Heute nicht. Am Deutschen Museum, also an der nächsten Kinofülle vorbei, ‚Acht Frauen‘, nein, danke, mir genügt die eine mit den ganzen Problemen. Was mögen diese acht Frauen mit dem Deutschen Museum zu tun haben? Über die Museumsinsel also, die beiden Isararme, der schöne Riesenkristall des Gasteig und immer weiter. So entdeckt er den Ostbahnhof, kleiner als der Hauptbahnhof, aber doch auch komfortabel. Ein wenig intimer, nicht dieser riesige Kellerbereich wie unter dem Hauptbahnhof. Ferdinand empfindet: weniger gefährlich für ihn, was ja wohl bei genauerem Hinsehen ziemlicher Quatsch ist. Sollte er in München wirklich bedrohlich observiert worden sein, wäre er vermutlich gar nicht mehr am Leben. Er ist am Leben, wird also doch wohl nicht beschattet. Und da drüben, da hinten fährt jeden Abend der Autoreisezug nach Berlin. Er überprüft noch die Duscharmöglichkeiten im Ostbahnhof: Keine.

6 Gestern Abend ist es passiert

Mir Alleskieker ist ein bisschen feierlich zumute: Es ist der Abend der ersten Begegnung von Ferdinand und Susanne II, vom Stehen an der Ampel abgesehen.

Ferdinand ging gestern gegen Abend eine Straße lang, die er noch nicht kannte. Schon von weitem sah er aus einem Laden helles Licht auf das Pflaster fallen. Eine Galerie, Eröffnung einer Ausstellung, viele Leute stehen rum, plaudern und kucken Bilder an, Sektgläser in Händen und Käsehäppchen an Zahnstochern. Stimmengewirr drang durch die offene Tür, Lachen, angenehm. Ferdinand ging rein, bekam sofort ein Glas Sekt angeboten, konnte sich mit Käsehäppchen den etwas leeren Magen füllen und Bilder kucken. Aber die interessierten ihn nicht besonders.

Was ihn interessierte, war eine junge Frau, ziemlich groß, blond, schön, in schwarz, was er nur bedingt leiden kann, weil es die Figur, den shape verbirgt. Einmal stand sie so unter einem Halogen-Strahler, dass ihm der schöne Hintern auffiel. Und er dachte: So einen Hintern mit nach Hause nehmen, das wär doch was. Aber die Wirklichkeit holte ihn natürlich sofort ein: Nach Hause? In die Isarauen zu den Schnapsbrüdern!

Doch wohl nicht. Obwohl: wenn sie ihn so richtig lieben würde, ginge sie am Ende auch mit ihm ins Flaucher-Bett. Ferdinand Flüchtling, lass dich zur Ordnung rufen! Schon gut, ab in die Herbstnacht. Und dann von draußen doch noch drei bis fünf Blicke auf die schöne Frau.

Geneigter Leser weiß natürlich, dass er Susanne ins Auge gefasst hat. Leser soll auch wissen, dass sie ihrerseits ihn ausgespäht hat. Es gammelte da ziemlich viel Schicki-Micki rum, doch auch recht ansehnliche Männer. Nein, dieser junge Mann wars. Ihr erotischer Instinkt war durch Carlos, der doch wohl Karl hieß, und viele andere inzwischen so geschärft, dass sie auf alles flog, was Fürsorge verhieß, Geborgenheit. Ihr erster Blick rutschte nicht auf seine Hüften und die Aspekte ihrer Beweglichkeit, - sie suchte sei-

ne Augen, und die weckten Sehnsucht nach Liebe, so richtiger dicker, knud-
deliger Liebe. Schon gut, Mädchen, da liegst du bei Ferdinand ja gar nicht so
schief. Nicht doch gleich bei ihm liegen. Sie hat sein Weggehen gar nicht
bemerkt. Schade. Ein kleiner Tropfen Herzblut ist in Schwingung geraten,
flirrt, flattert, beruhigt sich.

Ferdinand hat ein neues Schlafzimmer gefunden. Bei einem Gasthaus
in Flauchernähe steht da draußen so eine Bude, ein Ausschank für die Bier-
gartenzeit. Da zapfen sie tagsüber Bier vom Fass, im Sommer und im
Herbst, solange die Witterung Draußen-Bier zulässt. Nachts schiebt Ferdi-
nand da zwei Holzbänke rein. Das solide Dach über dem Kopf schützt ein
bisschen besser gegen die Morgenfeuchtigkeit als das Kioskdächlein, gegen
den lausigen Dauerregen sowieso. Schützt nicht vor brummigen Gedanken
über die Zukunft: Wenn der Schnee meterhoch liegt, kann er hier nicht
mehr schlafen. Von den Spuren seiner Schuhsohlen im Schnee zu schwei-
gen. Und wenn ‚meterhoch‘ eine Übertreibung sein sollte – heute ist der 25.
September - lange geht das nicht mehr. Die Meteorologen lassen den Schnee
derzeit schon bis 700 Meter runter rieseln. Die Kälte hat ihn aufgeweckt.
Und rieseln tut der Schnee gar nicht, der flatscht nassschwer runter und
kippt Bäume, die auf Straßen und Schienen fallen. Bei der schönen jungen
Frau liegen, mit der er Bilder gekuckt hat. Hat sie ihm diesen Morgenständer
angehext? Eins der Sektgläser von gestern abend würde er damit glatt
sprengen. Naja, etwas zweifelhafte Vorstellung: Erektion mit Scherben. O
Ferdinand, versuche doch, auf dem Boden der Tatsachen zu bleiben:

Susanne in Berlin, allein in der Wohnung, schwanger, bedroht von Po-
lizei und Asiaten, und er in dieser schrecklichen, glücklichen Hilflosigkeit.
Wie könnte eine Normalisierung aussehen, irgendein Ende? Die Polizei könn-
te ihn suchen, weil er Geld gewaschen hat und weil er einen Mord mitange-
sehen hat, die asiatische Mafia könnte ihn suchen, weil er einen Mord mit-
angesehen hat, und weil er sie mit den 950.000 Deutsche Mark sitzengelas-
sen hat.

Der Reihe nach: Die Euro, 15.338,76 waren es genau, hat er am

nächsten Tag in den Sportclub gebracht, seine Provision von 613 Euro hat er behalten, eindeutig: Straftatbestand eines kleinen Fisches. In dem Club gings sehr hektisch zu. Verdammt: nicht einen Hauch dessen, was die Asiaten in ihrer Sprache rasend schnell durcheinander redeten, hat er verstanden. Er war auf seinen Kunden angewiesen, der ihn einiges wissen ließ, aber bestimmt nicht alles. Ferdinand erklärte lachend, er spreche recht gut Spanisch, aber das asiatische Gefiepe sei ihm doch vollkommen fremd. Es hatte den Anschein, als sei sein Kunde ein Anführer. Die Konkurrenz, so erfuhr er, sei groß, zu viele Landsleute, die verdienen wollen. Und die Geschäfte gehen gar nicht gut.

Da war noch ein Berliner, der redete ganz offen von Zigaretten-Mafia, Schutzgelderpressung, Drogen und Autoklau in sehr hart konkurrierenden Gruppen. „Ostasiatischer Folklore-Schmuck? Mach dich nicht lächerlich!“ Nun weiß Ferdinand also Bescheid. Er will sich schnellstens verdrücken. Aber sein Bankkunde zwingt ihn mit einem sehr festen Griff am Handgelenk auf einen Stuhl. Im Ring findet ein Kick-Boxen statt. Das muss Ferdinand nun ansehen. Sport soll das sein? Er hat große Zweifel. Die Sprache versteht er nicht, aber die Augensprache der beiden Kämpfer kommt ihm äußerst brutal vor, die Kampfweise auch, von deren Regeln er keine Ahnung hat. Da! Ein Handkantenschlag seines Kunden auf die Halsschlagader haut den Gegner von den Beinen, von dem nur noch ein sehr klägliches Röcheln zu vernehmen ist, dann ist es totenstill im ganzen Raum. Aber die Blicke jagen hin und her. Ein Mann erklärt den Schläger zum Sieger. Jemand kümmert sich um den Liegenden, fühlt den Puls, legt das Ohr auf seine Brust, macht die Augenprobe mit den Lidern. Tot, kein Zweifel. Dann bricht wieder das Gerede und Geschrei aus. Ferdinand kann entkommen.

Er fürchtet, dass seinem Chinesen daran lag, dass er das mitansehen sollte. Und dass es schreckliche Folgen für ihn haben könnte: Geldwäsche, und einen Mord mitangesehen und keinen Ton gesagt. Er geht zu seinem Chef und erzählt ihm Alles, seine eigene Straffälligkeit nicht auslassend.

Der Chef hört sich das bewundernswert ruhig an. Dann sagt er: „Wir

können auf verschiedene Weise reagieren. Ich sage Ihnen die meiner Meinung nach beste Lösung: Ich weiß von nichts. Alles, was Sie mir erzählt haben, habe ich nicht gehört, kein Buchstabe Schriftliches. Der Bank ist kein finanzieller Schaden entstanden, der Filiale auch nicht. Wir warten ab, sollte sich die Polizei einschalten, haben Sie immer noch Zeit zu reagieren, dann reden wir neu. Nur eins: Sie müssen Alles auf sich nehmen, ich habe nicht den blassesten Schimmer. Ich hoffe, Sie realisieren, wie viel Vertrauen ich da in Sie investiere. Wenn der Tote illegal hier war, kräht kein Hahn nach ihm, den kann man zersägen und verscharren oder im Teltow-Kanal entsorgen. Sollte wirklich wer fragen, dann heißt es: der junge Mann sei nach Hause zurück. Klingt wie Horror, ich weiß, - es ist Horror. Noch was: Das kann sich im Sande verlaufen. Die meisten Schwierigkeiten verlaufen im Sande, auch wenn sie mit Horror garniert sind. Worüber haben wir gesprochen?“ „Über die Bilanz der Filiale im ersten und zweiten Quartal 2002.“ „Wir verstehen uns. Ich wünsche Ihnen alles Gute.“

Und siehe da!: der Filialleiter schien recht zu behalten. Alles blieb ruhig, kein Asiat ließ sich blicken, keine Geldwäschewünsche, keine Erpressungsversuche. Ferdinand wars recht, Tage, Wochen, Monate hinterm Schalter, als wenn nichts gewesen wäre.

Ferdinand ist heute aufs Oktoberfest geraten, nein: er ist schon mit einiger Absichtlichkeit hingegangen, dem Sog folgend, den die Massen vom Hauptbahnhof aus wie Herdenvieh zur Wiesn treiben. Ein schönes Fest, weltberühmt, wie Ferdinand weiß, derzeit in ziemlicher Wettermisere. Beim Eingang – gibt ja eigentlich gar keinen Eingang – steht einer mit einer Drehorgel. Wenn ich so eine Drehorgel hätte, denkt Ferdinand, könnte ich mich da einfach hinstellen und drehen und spielen und Münzen sammeln. Naja, irgendeine Lizenz wird man schon brauchen. Vor dem Hofbräuhaus-Zelt kann man Bio-Feinkost kaufen. Wirkt etwas widersprüchlich auf Ferdinand, Bier und Körnerfrühstück. Er geht ins Zelt und landet in einer Kathedrale mit Menschenmassen, großem Leuchter, also Lichterkranz, Musi, der Diri-

gent hat was von einem Priester. Hier hat das schlechte Wetter keinen Eintritt. Es ist rammelvoll. Und die weltberühmten Kellnerinnen mit den wahnsinnig vielen Maßkrügen in beiden Händen.

Eine beobachtet Ferdinand, die ist schon ganz schön alt, hat vier volle Krüge in der einen Hand, die sie mit der anderen Hand abstützt. Ferdinand unterstellt, dass sie jeden Abend zu Hause flucht über die Strapazen, die wehen Füße, sich fragt, ob sie sich das noch antun müsse: Und wäre doch todunglücklich, wenn sie das nicht mehr hätte, auch wenns schon lange keine Gaudi mehr ist. Dauernd spekuliert sie über die herrliche Zeit nach der Wiesn, was sie da alles anstellen wird...

Ein feister Bayer im Trachtenkostüm zerzt den verwundert schlen-dernden Ferdinand auf die Bank neben sich, schiebt ihm eine frische Maß zu und sagt feingesittet: „Wohl bekomms.“ Ferdinand muss trinken. Und es schmeckt sehr gut. Ohrenbetäubend ist der Lärm im Zelt. Was sein Bierspendierer alles zu ihm sagt, versteht er kaum. Aber das stört den gar nicht. „Nordlicht“ sagt er zu ihm. Wie er das nur merkt. Ein ganzer Liter Bier, mein lieber Ferdinand, der will getrunken werden. Und als er schließlich den leeren Maßkrug abstellt, sagt der Feiste gönnerhaft: „Derfst gehn, Bua! Bist a Langweiler.“

Ferdinand ist eher erleichtert als gekränkt. Er bestaunt die Achterbahnen und fragt sich, wie es einem ergeht, der mit einer Maß Bier im Magen diese Loopings fährt. Ziemlich sicher ist das auch eine große Kotz-Wiese. Andererseits ist es auch ein Fest für die Nase: Viel Bratfett, nicht das schlechteste, wohl in der Nase, Steckerlfisch, Rostbratwürstl, Düfte von Gebrannten Mandeln, Zuckerwatte, Bonbons und Maroni. Duft von Maroni? Nein: Holzkohlenfeuer.

7 Ferdinand hat eine neue Wohnung

Beim Zirkus ist er gelandet. Nein, nicht im großen Zirkus Krone, so ein kleiner Wanderzirkus am östlichen Stadtrand. Es war nicht schwer, in die Stallungen zu gelangen, und in einer Nische – *dieses Wort, das ich Alleskierker immer Niesche schreiben möchte, aber Onkel Duden erlaubt es nicht* – hat er sich zusammengerollt. Es roch nach Pferd, es stank zuweilen nach Pferdepisse, insgesamt eine Nacht mit viel schnaufigem Leben, mit mancherlei Geräuschen, alle von Lebewesen herrührend, nicht von Motorrädern. Und es war angenehm warm, ein Segen bei diesem Wetter. Aber Frühaufsteher musste er bleiben. Keinerlei Schwierigkeiten, sich morgens zu verdrücken. Wiedersehn bis heute abend.

Mantel bei diesem Wetter nicht mehr ins Schließfach, der Lammfellkragen ist nicht mehr auffällig. Heute kauft er mal die Süddeutsche Zeitung. Heute mit der dicken Wochenbeilage SZ-EXTRA, die Veranstaltungen von Donnerstag bis Mittwoch nächster Woche. Im Tambosi blätternd staunt er über die Fülle von Angeboten. Gibts nicht in Berlin. Gibts sicher in Berlin. Aber er kümmert sich nicht darum, sondern geht in ein asiatisches Sportcenter in Biesdorf. ‚Kultur und Freizeit in München und im Umland vom 26. September bis 2. Oktober 2002‘. Mensch, in der Stadt lebst du nun. Naja leben, - Schlafen mit den Rössern, Badezimmer im Bahnhof, Wohnzimmer riesig: die ganze Stadt, Frühstückszimmer Tambosi am Hofgarten. Seite 4, prima Kolumne: ‚Neu in Galerien‘. Wo gibts die nächsten Käsehäppchen?

Könnte sein, dass auch Susanne zu nämlicher Stunde die SZ-EXTRA sondiert. Vernissagen morgen und übermorgen. Sie würde so wahnsinnig gern Carlos mal mitnehmen. Aber so schnell wie der auf stur schaltet, kann die Kriminologin gar nicht kombinieren. Das geht nun schon fast zwei Monate. Nach der ersten Disco eine zweite, da zahlt er, eine dritte. Dann kommt er zur Sache: „Ich würde dich ja gerne mal zu mir raufnehmen, aber ich hab da zwei Kumpels in der Bude – Wie wohnst du denn?“ „Bei meinen Eltern.“ „Ach

du Scheiß!“ „Meine Eltern sind sehr nett.“ „Naja, aber – muss ich denen Händchen geben?“ „Musst du nicht. Aber warum kannst du nicht?“ „Hallo ist alles, was ich rauskriege. Kein bisschen Anstand.“ „Hast mich doch unter deine warme Jacke genommen.“ „Das war doch kein Anstand.“ Susanne ist noch in der mutigen Phase: „Nein, Liebe. Ich habe ein wunderbar isoliertes Zimmer, sturmfrei vom Feinsten.“ Er grinst breit: „Gehn wir zu dir.“

Sein Grinsen sagt: ‚Die habe ich sicher. Das mit der Liebe treibe ich ihr schon aus.‘ Susanne liest nichts dergleichen in dem Grinsen. Sie ist in der dümmsten Phase sehr vieler Frauenlieben: ‚Der Junge wird mein Sohn, den erziehe ich mir.‘

Kleines Abendessen mit den Eltern. Ging sehr gut, keinerlei Misstöne. Susanne hat ein Zimmer ganz separat, ein paar Stufen höher, man muss übers Treppenhaus. Eventuelle Peinlichkeiten des Anfangs ließ er gar nicht aufkommen: „Jetzt bitte keine Vorzicken. Weißt ja, was sich darauf reimt.“ Der wird dein Sohn? Den erziehst du dir? Susanne fand das dennoch schön. *Alleskicker ist Mann und hat genau da größte Verstehensschwierigkeiten. Kein Zweifel: Alleskicker kann Carlos, der Karl heißt, nicht leiden. Las neulich, dass Frauen in ihrer fruchtbaren Phase vor dem Eisprung auf solche Typen fliegen, danach wackeln sie wieder ganz schnell zu den Verlässlichen.*

Die Eltern haben nichts dagegen, wenn die Tochter Männer anschleppt und mit ihnen schläft: „Wir sind moderne Eltern.“ Manchmal fragt sich Susanne, ob diese Freiheiten wirklich so dringlich waren. Wahrscheinlich ja. Man muss damit umgehen können. Das ist so ein Satz. Da husten Vernunft und antiautoritäre Erziehung um die Wette. Wie wärs mit anderer Elternliebe? Wahrscheinlich viel schlimmer. Sie hat Astrid Lindgrens DAS ENTSCHEIDENE LAND gelesen. Da wars viel besser. 1888 haben Astrids Eltern einander kennen gelernt, der Vater 13, die Mutter 9 Jahre alt, 1905, 17 Jahre später haben sie geheiratet. Aber die über hundert Kalender seit damals lassen sich nicht zurückblättern.

Die nächsten Wochen gings eigentlich ganz gut. Nein, es ging nur gut,

weil Susanne alle Ansprüche zurückschraubte und wartete. Den erziehe ich mir. Von wegen. Alle Versuche der Einflussnahme prallten an ihm ab. Langsam reduzierte sich die Beziehung auf Sex, Sex und nichts sonst. Leben ohne Sex macht Hunger, ohne Liebe Durst. Durst ist schlimmer. Sie freute sich auf die Vernissage morgen abend. Die Hoffnung, Carlos mitnehmen zu können, gab sie jetzt schon auf.

Ferdinand lässt die ausgelesene Süddeutsche im Tambosi liegen. SZ-EXTRA steckt er in die Tasche. Und macht sich auf den Weg. Wohin? Er hat Phasen, die fühlen sich an wie Depression, Trübsinn. An seinem Bankschalter war immer was los. Mit einem Mal in der großen Stadt ist nichts mehr los. Latschen, Würstchen kaufen, Cappuccino bestellen, Frau Professor Kammhuber eins über die Rübe ziehen wollen – das sind doch alles nur Splitter und Fetzen im Vergleich zum verlorenen Beruf. Verlorener Beruf?, - das klingt sehr zum Erschrecken.

Susanne in Berlin anrufen. Nein, sie weiß ja damit gar nicht umzugehen. Die Polizei in Berlin anrufen und fragen: „Sucht ihr mich?“ Blödsinnige Gedanken des nichtkriminellen Kriminellen. Große nachträgliche Freude, dass er sich am Fluchtmorgen die Taschen mit Geld gefüllt hat.

Entdeckung des Englischen Gartens in einer Trockenphase des heutigen Wetters. Ferdinand amüsiert der Gedanke, dass ein Gehilfe Petrus‘ versehentlich statt den Knopf ‚Herbst‘ zu drücken, den Knopf ‚Winter‘ gedrückt hat. Ein sehr hübsches kleines Mädchen mit einem viel zu großen Ball möchte mit ihm spielen. Ferdinand lässt sich einfangen, spielt, Handball, Fußball. Fußball spielt er ganz gut. Die Kleine quiekt vor Vergnügen. Die Mutter gefällt ihm. Derzeit gefallen ihm alle Frauen, nein: nicht alle. Sie fragt: „Sie haben keine Kinder?“ „Nein.“ Fast hätte er hinzugefügt: Noch nicht. Die Mutter lächelt sehr schön und sagt: „Noch nicht.“ „So ist es. Bei dem Wetter im Englischen Garten?“ „Sie doch auch. Meine süße Carmen muss an die Luft, auch bei solchem Wetter.“ Schönes Gespräch oder? Naja,

so doll nun auch wieder nicht. „Ich muss leider weiter.“ Die kleine Lüge - aber ja wohl nicht besonders schlimm: Er muss doch gar nicht weiter. Bei der Familie eines Freundes hieß das ‚weiße Lüge‘. Bei den Amerikanern sang Dick Haymes ‚Those little white lies‘. Ich bin werdender Vater, - ich kann mich drehen und wenden, wie ich will. Ich kann die Verantwortung in Berlin nicht in den Englischen Garten in München kippen.

Immer öfter taucht jetzt die Überlegung in ihm auf: Zurück nach Berlin, so eine Geldwäsche kann den Kopf nicht kosten. Aber der Handkantschlag eines Chinesen auf seine Halsschlagader? Manchmal fehlt ihm Berlin, da hat er regelrecht Sehnsucht nach dem Müggelsee. Er war seit vielen Jahren nicht mehr am Müggelsee. Aber jetzt will er hin. Tatsache ist, dass er nicht den geringsten Kontakt mit der Berliner Polizei hatte. Warum nicht hin und alles gestehen, um Schutz gegen die Asiaten bitten? Auf sowas würde es wohl hinauslaufen. Wann? „Verpiss dich schleunigst. Du bist in Lebensgefahr. Hau ab! Sofort!“ Ferdinand hats genau im Ohr und verzieht schmerzlich das Gesicht.

Das war haarscharf an einem bösen Unfall vorbei. Er wollte über diese ovale Straße auf die Inneninsel beim benzinumtosten Friedensengel. Da zischt der Verkehr ganz schön rum. Aber deutlich Ampel-Phasen mit den Pausen im Verkehrsquirl. So eine Phase wartet Ferdinand ab und geht rüber, ohne zu kucken, ob da vielleicht noch ein Nachzügler kommt, einer von den sogenannten sportlichen Fahrern, meist in schnittigen Cabriolets, die noch bei Rot rüberwischen. So einer kam und hätte ihn fast auf die Hörner genommen. Ferdinand sprang in die Sicherheit, das Schlimmste war das Geräusch der Bremsen. Aufhören mit Grübeln.

Prinzregententheater. Die pompöse Auffahrt. Hier macht der Stoiber gern den Landesvater und verteilt Preise. Das kann er ja nun die nächsten vier Jahre wieder tun. Die Spekulation, dass Schröder/Fischer die Legislaturperiode nicht durchhalten - so sollte man keine Wunden lecken. Muss schon ziemlich schlimm gewesen sein in der Wahlnacht: Erst als Sieger die Jubelarme in die Berliner Luft schmeißen, dann vom Wähler nach München

zurückgeprügelt werden.

Prinzregent müsste man sein. Was ist das überhaupt? Dem Wort nach einer, der ne Menge zu regieren hat, aber noch nicht König ist. Naja, vielleicht doch nicht so lustig. Ferdinand, nutze die Zeit und bilde dich weiter. Kauf dir ein Buch über Banking Management oder sowas. Lächerlich! Im Pferdestall wird man klug auf andere Weise. Da schlittert man nicht am Leben vorbei. Ich brauche Menschen, ich muss reden, beraten, überzeugen, argumentieren, helfen. Die Welt in der Bank, der Umgang mit den Kunden, war eine gute Welt.

Vor sechs Jahren nach dem Abitur stand ein Studium an, Mathematik, Richtung Informatik. Ferdinand fing auch an, aber kein bisschen Spaß wollte sich einstellen. Er wurde ein Opfer der an den meisten Universitäten üblichen Methode: Ein erstes Semester dürfen sie fast alle anfangen, dann schrauben sie die Ansprüche hoch, und viele fallen durchs Sieb, sie können nicht alle durchschleppen, sagen sie. Ferdinand fiel durch. Und die Bank suchte Auszubildende. Der Vater half ein bisschen nach, er kannte irgendeinen Mitentscheider. Ferdinand durchlief eine sehr normale Banklehre, machte Lehrgänge, galt als zuverlässig, schnell und landete in der Filiale, in der er sich sehr wohl fühlte. Er hat sich also mit dieser Geldwäsche einen fürchterlichen Mist eingebrockt. Das wird im Anblick des Theaters nicht besser und nicht im Anblick der schönen Bogenhausener Villen in den herrlichen Parks. Da bist du nicht drin, da gehörst du nicht rein. Manchmal hatte er große Lust, Menschen anzuquatschen, einfach so. Was sagen? Haben Sie eine Ahnung, wer ich bin? Wo ich herkomme? Was ich mache? Ich mache nämlich nichts. Das Geräusch der Bremsen am Friedensengel!...

Irgendwie ist er später wieder in den Englischen Garten geraten und an fußballernde Männer, ein Mädchen war dabei. Kleiderhaufen markierten Tore, der Monopteros – nun ja: Schiedsrichter mit der Trillerpfeife war er nicht, aber er thronte da über den Vergnügungen der Arbeitslosen, ein paar Rentner werkelten in der Abwehr. Mauken nannte man das früher in Berlin. Ferdinand stand am nicht markierten Spielfeldrand. „Komm, spiel mit!“ rief

das Mädchen. Das fand Ferdinand wunderbar, er hat immer gern Fußball gespielt, und zwar ganz gut. Er zog Mantel und Jacke aus, schmiss sie auf so eine Tormarkierung und rannte los, ballerte rum, schoss Tore, wurde bald zum Helden seiner Mannschaft. „Der schießt zu viel Tore!“ moserte ein etwas Älterer mit Bauch von der gegnerischen Mannschaft. „Zu viel Tore gibts nicht!“ konterte das Mädchen, „waren die acht Tore bei der WM gegen Saudi-Arabien zu viel Tore?“ „Nein, aber...“ „Bringt eure Abwehr auf Trab! Ich leih ihn euch mal aus, dann schießt er für euch ein paar Tore, damit ihr ausgleichen könnt. Wie hoafstn?“

Ferdinand musste kurz den Dialekt verkraften: „Äh –Ferdinand, wenn du das meinst.“ „Weiter, Ferd!“

Einigen Schweiß versprüht Ferdinand in der Abendsonne. Morgen früh wieder Hemd waschen, sonst stinke ich im Tambosi. Macht schön müde, dachte er. Aber Susanne in Berlin ist schwanger. Wird nicht besser, wenn ich nicht Fußball spiele. Das Leben kann sehr schön sein. Ich möchte, dass mein Sohn das Leben genießen kann. Ob ich jemals in die Vaterrolle zurückschlüpfen kann? Mensch, gibt so viele Fragen, auf die ich keine Antwort weiß.

8 Das Hemd auf dem Rasen trocknen

Gemaukt haben sie, bis sie den Ball nicht mehr erkennen konnten. „Wo wohnst du?“ fragte das Mädchen. „Zirkusstraße.“ „Kenn ich nicht.“ „Tschüs dann!“ „Tschüs.“ Er kam halt spät ins Bett im Zirkus, nicht vor 11, $\frac{1}{2}$ 12. Er musste das Ende der Vorstellung abwarten, ehe er sich in seiner Nische im Pferdestall zusammenrollen konnte. Eine Kleiderbürste hat er sich gekauft, eine Nagelschere, zwei Unterhosen, zwei Unterhemden und Söckchen, die er nachtsüber in seiner Tasche hat, tagsüber im Schließfach in der Plastiktüte. Mit der hadert er zuweilen. Naja, mit so einer Tüte spät abends rumlaufen, das stempelt ihn leicht zum Penner. Ferdinand, diese Überempfindlichkeit kannst du dir doch eigentlich gar nicht leisten, bist eben überhaupt nicht ein Penner!

Und der geneigte Leser wird vielleicht auch wissen wollen, ob er inzwischen das Hemd gewaschen hat. Ach ja, war ja schon gestern die Rede davon. Unten in seiner Duschkabine im Hauptbahnhof hat ers gewaschen. Heute allerdings, bei dem Wetter? Nee. Rüber in so ein großes Textilgeschäft und ein neues Hemd gekauft, gleich angezogen. Bankerweiß war ja nicht mehr zwingend. Es war rosa und stand ihn sehr gut. Noch eine Plastiktüte mit dem fußballverschwitzten Althemd.

Die brachte er noch ins Schließfach. Das kostete nochmal Gebühren, aber das wird ihn nicht ruinieren. Das Wort liebt er nicht; er fragt sich, ob er nicht schon ruiniert ist. Nein, ist er ganz gewiss noch nicht.

Das größte Problem beim Hemdwaschen war das Trocknen. Er schlüpfte im Unterhemd ins Jackett und suchte beim ersten Mal auf dem Stadtplan nach dem nächsten Park. Da, Alter Botanischer Garten, klingt schön, gegenüber vom Justizgebäude. Ferdinand ist nicht empfindlich von wegen Justiz, ein anstehender Prozess würde gewiss in Berlin verhandelt werden. Er glättet das Hemd so gut es geht und legt es auf dem Rasen in die Sonne, später auf einen Busch, weil da mehr Luft zum Trocknen rankommt.

Dann setzt er sich auf eine Bank, nicht direkt daneben, aber nah genug, um eventuellen Hemdendieben das Handwerk zu legen, - und wartet. Wer hat schon mal an einem Spätseptembertag auf das Trockenwerden seines über einen Busch gebreiteten Hemdes gewartet? Naja. Auch hier die Frage: Was sonst wäre zu tun, was sonst müsste dringend sofort erledigt werden? Wer so nicht denkt, sollte dergleichen Experimente bleiben lassen, und sein Hemd in die Wäscherei geben, kommt schrankfertig zurück. Ferdinand hat keine Scheu, das Hemd im Alten Botanischen Garten anzuziehen. Von wegen schrankfertig, wo ist ein Schrank? In Berlin.

Die Münchner Susanne hat eine bezaubernde jüngere Schwester. Sweet sixteen, oder heißt das sweet seventeen? Liliane ist sechzehn Jahre und neun Monate alt, ziemlich spät in die Familie gefallen, aber ein so schönes spätes Licht im Hause. Sie ist Elevelin im Ballett der Staatsoper, feines Privileg für feine Leistungen. Susanne möchte sie so gerne beschützen vor ekligen Männern, und sie fragt sich, ob es guter Schutz ist, wenn sie selbst von Zeit zu Zeit mit Kerlen am Frühstückstisch auftaucht, mit denen sie geschlafen hat. Die Eltern haben das wiederum ganz gern, weil sie sich dann ein Bild machen können vom Umgang ihrer Älteren, sie sind ja, wie der geneigte Leser sich vielleicht erinnert, ‚moderne Eltern‘.

Das erste Mal mit Carlos am elterlichen Frühstückstisch verlief nicht gerade harmonisch. Er flog nach der ersten Liebesnacht mit Susanne sofort auf Liliane, so dass die Mutter schon fürchtete, er habe mit ihr geschlafen. Vielleicht wars gar nicht so sehr die Tatsache, wie er mit Liliane umging, sondern wie er Susanne gar nicht beachtete. Sie erbat: „Carlos, die Butter, bitte.“ Keine Reaktion. Die Mutter registrierte es genau und wollte ihr die Butter reichen. Susanne hielt sie mit einer Geste davon ab und forderte etwas strenger: „Carlos, bitte die Butter.“ Nun wurde auch Liliane aufmerksam, bloß der Stinkstiebel selber nicht. Den musste Liliane mit beredter Augensprache auf sein Versäumnis hinweisen. Da beeilte er sich zu reagieren. Und wie das so ist bei Jungverliebten: Susanne fand dann wunderbar, dass

er ihrer Bitte doch noch entsprach. Sie schmierte nun etwas zu reichlich Butter auf die zweite Semmelhälfte. Nein nein, der Zug für Verstimmungen steht nach erster Liebesnacht noch nicht zur Abfahrt bereit.

Als Susanne und Carlos gegangen waren, und Liliane sich fertig machte, fragte der Vater: „Wars denn nun richtig, dass wir immer liberal waren und alles Männervolk akzeptiert haben, was Susanne uns zum Frühstück auftischte?“ Die Mutter hatte auch Zweifel: „Also – was da heute meinen Frühstückstisch verunzierte – liberal ist doch manchmal sehr anstrengend.“ „Wollen wirs ändern?“ fragte der Vater. Die Mutter gab zu bedenken: „Susanne ist 23 und kann ganz schön sperrig sein.“ „Sie kann in ihrem Zimmer machen, was sie will. Könnten wir aber in bezug auf unsere Frühstücksgäste nicht etwas wählerischer sein?“ Die Mutter blieb skeptisch: „Wäre schön, aber wie wir das bei ihr durchsetzen wollen, weiß ich nicht.“

Wann immer sich eine Beziehung anbahnt zwischen zwei Menschen, entsteht eine Brücke vom Ufer des Einen zum fremden, ja schreckstarrenden Ufer des Anderen. Das Alter der Brücke reicht von zwei Sekunden – das wäre ein Blicketausch in der U-Bahn – bis 50, 60, 70 Jahre – also manchmal bis weit über die Goldene Hochzeit hinaus. Hängt alles ab von der Tragfähigkeit der Brückenkonstruktion und den Belastungen, welche die Liebenden draufballern. Was hält die Bindung aus? Wann bricht sie?

Darüber dachte Susanne nach, als sie mit Carlos auf einer Parkbank sitzt und mit dem übergeschlagenen Bein wippt. Da sagt er: „Was wippst du denn jetzt noch dauernd mit dem Bein? Jetzt hast du doch mich.“ Erklärung der Welt aus dem Unterleib. Ist das ein Partner? Nein.

Eines Abends – das ist nun etwas mehr als eine Woche her - kommt Ferdinand nach Hause, also in Susannes elterliche Wohnung in Berlin. Er hatte etwas länger arbeiten müssen, Susanne saß schon daheim und erzählte, ihr Cousin Heinz sei dagewesen, Sohn des Onkels, der auf der Beerdigung war. Er wollte, dass sie ihm 950.000 DM umtausche in Euro. Ferdi-

mand, der sich doch in einiger Sicherheit gewiegt hatte, ist horrorisiert. Jetzt holt ihn diese böse Vergangenheit doch ein. 950.000 ist fast eine Million längst ungültig gewordener D-Mark. Es ist Mitte September! Was hat denn Susanne gesagt?

„Ich habe nur gesagt: ‚Das kann ich nicht‘, er hat aber dauernd weiter geredet, da habe ich nichts mehr gesagt.“ „Das war schon mal gut. Wo kommt das Geld her?“ „Hat er nicht gesagt.“ „Susanne, mach ihm bloß keine Hoffnung, wenn er nochmal kommt.“ „Morgen kommt er wieder mit seinem Freund, der hat das Geld. Wäre gut, sagt er, wenn ich dann schon die Euro hätte.“ „Was ist dein Cousin für einer, dass er sowas glaubt?“ „Ich kann ihn gut leiden.“ Da ist sie wieder, diese Susanne, die dem armen Ferdinand manchmal ein so großes Rätsel ist: Ein Cousin verlangt Unmögliches von ihr, und wenn er nicht ganz doof ist, weiß er das auch. Er bedrängt sie hart, und sie sagt, sie könne ihn gut leiden. Ferdinand folgert zu schnell: „Das bringt uns in Teufels Küche! Wir sind morgen abend einfach nicht zu Hause.“ „Das hilft doch nichts, die finden uns. Überleg dir die Antworten. Ich bin müde.“

Ferdinand hat eine schreckliche Nacht. Dauernd denkt er nur an Abhauen, weg, Flucht. Aber er geht am Morgen zur Arbeit und erledigt seinen Dienst. Wäre das der Augenblick, nochmal mit dem Chef zu sprechen? Soll er für heute abend gleich die Polizei alarmieren? Aber er fühlt sich gelähmt und tut nichts.

Als es dann klingelt, ist er etwas gefasster: es gibt nichts zu verhandeln, nur abzulenken und schließlich abzulehnen. Cousin Heinz entpuppt sich als der Berliner, der damals beim Kick-Boxing auch in dem Sportcenter war, und dessen Freund ist niemand anderer als sein chinesischer Bankkunde – der Mörder, der ihn den Mord hat mitansehen lassen, damit er erpressbar ist. Er hat eine weiche alte Ledertasche bei sich, die mit zwei Lederriemen gesichert ist. Alle drei sind zunächst sehr verblüfft von diesem unerwarteten Wiedersehen. Der Chinese macht nach kurzer Sprachlosigkeit auf sehr erfreut: Er beteuert dem Cousin, wie froh er ist, dass Ferdinand das

nun in die Hand nehme, den kenne er als sehr guten Banker, der schaffe das. Ferdinand macht unmissverständlich klar, dass dieser Deal weit über seine Möglichkeiten geht, sie sollten mit dem Vorstand der Bundesbank oder der Landesbank reden. Der Asiat fühlt sich verarscht, das sieht Ferdinand an seinen Augen, er bleibt aber geflissentlich: Schließlich sei er ein alter treuer Kunde, sie waren zusammen im Sportcenter, Ferdinand sei doch Zeuge gewesen des tragischen Sportunfalls.

„Wie tragisch der war, will ich gar nicht wissen,“ sagt Ferdinand. Da hakt der Kerl gleich ein: „Nicht tragisch? Was anderes? Und mein Banker ist nicht zur Polizei gegangen? Hat sich strafbar gemacht? Und ich weiß das ganz genau. Und die 300.000 Mark im April, hä?“ Ferdinand ist jetzt ehrlich empört: „Aber ich wollte euch doch helfen! Und ich habe euch geholfen! Da könnt ihr doch jetzt nicht –“ „Was können wir nicht? Wir haben sehr ehrenwerte Leute, die dich morgen oder heute Nacht noch bei der Polizei verpfeifen.“ „Hört zu, dass das klar ist: Mich bei der Polizei verpfeifen, hilft euch kein bisschen weiter. Ich bin nicht nur eine Nummer zu klein für diesen Millionen-Deal, sondern zehn Nummern!“ „Sprich mit dem Chef.“ „Der ist in Urlaub.“ „Sprich mit der Vertretung.“ „Kenne ich nicht, habe ich zweimal Guten Morgen gesagt.“

Jetzt lässt der Chinese alle Tarnung fallen und sagt eiskalt: „Du weißt, wie ich zuschlagen kann.“ Ferdinand ist selber verblüfft, wie cool er reagieren kann: Er stößt mit dem Fuß gegen die Tasche und sagt: „Mein Tod macht aus Altpapier keine Euro.“ „Aber als Toter schweigst du wie ein Grab.“ „Was stellt ihr euch eigentlich vor? Ich gehe zum Chef und sage: Hallo Boss, kann ich mal eben eine Million Emmchen umtauschen in blitzblanke Euro? Oder was?“ Der asiatische Mann stellt die Tasche auf den Tisch: „Hier ist das Geld. Streng deinen Grips an. Wir hören von dir.“ Ferdinand hält ihm die Tasche hin: „Nimm das mit! Ihr hört nichts von mir!“ Aber der Chinese windet sich weg und verlässt die Wohnung.

Ferdinand macht das Fenster auf – die Wohnung liegt Hochparterre – und wirft die Tasche raus: „Fang auf!“ Und er korrigiert sich, um Zeit zu ge-

winnen: „Ich versuche alles, euch noch einmal zu helfen.“ Und er schließt das Fenster wieder. „Steh ich nun mit einem Bein im Grab oder schon mit beiden?“

Die rätselhafte Susanne, die die ganze Zeit still gesessen hat, tut einen schrecklichen Seufzer und schmeißt sich ihrem Cousin in die Arme, der sie – so scheint es Ferdinand – sehr erfreut auffängt. Aber Ferdinand kann jetzt nicht darüber spekulieren. Er sagt nur: „Abtauchen, verschwinden, weg, raus!...“ Da stürzt sich Susanne in seine Arme und fleht: „Nein!, geh nicht weg. Jetzt nicht! Unser Baby!...“ Dann sagt der Cousin Heinz: „Ja – ich geh dann mal.“ Susanne wendet den Kopf: „Tschüs, Heinz.“ Und der hat doch die Frechheit zu sagen: „Einen Cousin kann man ruhig zum Abschied nochmal umarmen.“ Das tut Susanne. Ferdinand bleibt verwundert.

Es ist der Abend, an dem sie ihm alles erzählt von den Vergewaltigungen durch Heinz' Vater. Am nächsten Morgen der anonyme Anrufer: „Verpiss dich schleunigst!...“ War das Heinz? Wollte er Susanne für sich haben? Auch so was dachte er im Zug nach München.

9 Carlos heißt Karl - eindeutig

Von den Sensationen der heutigen Bundesligaspiele einmal abgesehen, war ja gestern, am Freitag Abend eine Vernissage fällig mit zwei Besuchern, die...

Er stellt sofort fest, dass sie da ist. Sie stellt sofort fest, dass er reinkommt. Pro secco, Brezeln, schönes gedämpftes Licht, Halogen auf die Bilder und einige Skulpturen, vielleicht auch nochmal auf Susannes Hintern, den Skulptur zu nennen, nicht ganz abwegig sein mag. Wieder viel Schicki-Micki-Publikum. Ferdinand hat seine Krawatte umgebunden. Es hat Magie, es ist Zauberei, dass er den Kopf nicht wenden kann von dem Mädchen, das er vor einigen Tagen schon mal auf so einer Vernissage gesehen hat. Und sie schielt doch auch nach ihm oder? Aber er vermeidet unverstellten Blickkontakt. Er zwingt sich zu einigen aufmerksamen Blicken auf die Kunstwerke. Zwei Bilder gefallen ihm sehr gut, er weiß nur überhaupt nicht, warum. Als Bankangestellter könnte er sich da mal kundig machen und einiges Interesse aufbringen. In seiner Filiale, so es denn noch seine Filiale ist, hängen fast immer Bilder irgendwelcher lokaler Künstler.

Er hockt auf einer Sofalehne und tut sehr interessiert. Nein, das ist nicht fair: Er i s t sehr interessiert. Aber mindestens so interessiert am Gespräch zweier junger Damen, die auf dem Sofa sitzen: „Kommst du denn morgen auch?“ „Wohin?“ „Zur Galerie Wanner.“ „Au ja, da gibts meistens gute Käsehäppchen mit Weintrauben auf jedem Stick.“ Sie lachen etwas albern. „Im Ernst,“ sagt die eine, „der Dings, der Maler fängt ganz langsam an, sich einen Namen zu machen. Mein Onkel hat da ein bisschen Ahnung.“ „Müsste man jetzt kaufen.“ „Also, so weit geht meine Begeisterung nicht – und mein Geldbeutel schon gar nicht.“

Dringend merken, Ferdinand: Galerie Wanner, Adresse wird er in der SZ-Extra finden, morgen abend. Wenn die zwei Schnackelsülzen da sein werden, besteht doch Hoffnung, dass auch sie da sein wird. Wer? Na die, die

er morgen dann zum dritten Mal sehen würde. Um sie nicht zu schamlos anzustarren, fand er Umwege über Spiegelungen. Zuerst in den Scheiben vor den Bildern, aber das erforderte viel Geschick und dauerndes Neupositionieren. Dann stellte er sich vor eine große Schaufensterscheibe, tat so, als meditiere er oder betrachte die stille, ziemlich dunkle Straße, und hatte guten Spiegelblick über die Bilder-Gesellschaft hinter sich. Nicht wenig später tauchte sie hinter ihm auf und betrachtete ihn, seinen Rücken und Hinterkopf. Dass er sie deutlich im Spiegelbild hatte, schien sie nicht zu merken. Hätte sie als angehende Kriminologin aber merken müssen. Moment: Susanne war hier nicht Kriminologin, sondern Verliebte. Wars schon so weit? Ja, war so weit, wenn auch frühestes Frühstadium. Was mag sie an seiner Hinteransicht so gefesselt haben? Er machte eine kleine Drehung, da wutschte sie augenblicklich weg.

Da, stellte Ferdinand kurz danach fest, lag sie in den Armen eines – nein: einer Freundin. Susanne hatte Marion getroffen. Die war gerade erst von einem langen Segeltörn mit den Eltern zurückgekommen, Mittelmeer. Die Eltern waren auch da und begrüßten Susanne herzlich. Der Vater wollte hier vielleicht ein Bild kaufen. Leute aus Harlaching machen sowas zuweilen. Marion fand: „Ganz schön kalt finden wir es hier. Jetzt könnte man kein solch Sommerfest mehr machen. Ich hoffe, du hast gute Erinnerungen?“ „Ich hab da einen schrecklichen Kerl kennengelernt.“ „Das tut mir leid.“ „Kannst du nichts dafür.“ „Doch. Als Gastgeberin sollte ich da schon... Mareike hatte den angeschleppt. Zwei Tage später hat er sie wie Rotz behandelt.“ „Genau das ist mein Carlos.“ „Karl heißt er. Wieso dein Carlos?“ „Dauert nicht mehr lange. Reden wir von was anderem.“ Marion grinste listig: „Oder von wem anderen?“ „Bis jetzt nur Augenspiele. Semmelkopf mit Nickelbrille.“ „Das glaubst du doch selber nicht, dass die schöne Susanne einem Semmelkopf Augen macht.“ „Nein, das habe ich nur gesagt, damit du ihn mir nicht wegschnappst.“ „Habe ich nie getan!“ „Stimmt. Er ist nämlich hier.“ „O, zeig ihn mir, sofort!“

Aber Ferdinand war gegangen, fast fluchtartig. Sein Schatz, seine Perle

mit drei anderen Leuten, lachend, plaudernd, trinkend, Käse mampfend – das hielt er nicht aus. Er wurde richtig sentimental. Er überlegte, ob er es nicht schaffen könnte, sich in irgend eines der Autos zu zwängen, die die Bahn in der Nacht vom Ostbahnhof nach Berlin-Wannsee karren würde. Er könnte doch auch durch Berlin latschen statt durch dieses München. Natürlich Quatsch. Und dann die abendlichen Häuser. Keine Ahnung hatte er, wo er sich befand, welche stadtplanmäßigen Beziehungen diese Gegend zum Hauptbahnhof hatte. Aber überall wohnten Menschen hinter erleuchteten Fenstern, - nacktes Glas, so dass man Möbel erkennen konnte, dünne oder dicke Vorhänge. Das warme gelbe Licht machte ihm mehr zu schaffen als die blauen Widerspiegelungen des Fernsehens. Leute, die redeten, Karten spielten oder Mensch ärgere dich nicht, zu Abend aßen, in profundem Hass stritten, Münchner, Bayern, Türken. Nur einer war ausgeschlossen: Ferdinand. Ziemlich alberner Seufz. Unbeantwortbar die Frage, was sich hinter den dunklen Fenstern abspielt: Liebe, Mord oder gar nichts.

Und irgendwo in so einem Zimmer Die mit dem schönen Hintern. Vielleicht hinten raus zum Hof, dass ich nicht einmal ihr Licht sehe. Quatsch, die ist doch noch gar nicht zu Hause.

Ein Gyros sollte es sein am Bahnhof, bevor er sich in seinen Zirkus trollte. Er schlief, wie immer, gut.

Heute Morgen im Tambosi noch vor der Zeitungslektüre genaues Studium des Stadtplans und Vergewisserungen in der SZ-EXTRA: Wo war denn diese Galerie Wanner, wo es heute abend Weintrauben gab auf jedem Käsestick? Und ein schönes Mädchen gabs da auch. Sie war einen halben Kopf größer als er. Das irritierte ihn überhaupt nicht, es gab so wenig Aussichten, dass sich da irgend etwas anfang. Und es gab natürlich Zweifel, ob sie heute abend schon wieder auf eine Vernissage gehen würde. Und sehr viel Hoffnungen ins Leere hinein gab es natürlich auch.

Die Bedienerin, die ihm den Capuccino bringt, sagt: „Heute vor einer Woche haben Sie hier zum ersten Mal gegessen.“ „Dass Sie sich das gemerkt

haben. Zur Feier des Tages esse ich heute ein schönes frisches Hörnchen dazu.“ „Mit Nuss oder Schokolade?“ „Nuss, bitte.“ Plötzlich fiel ihm ein, dass dieses Erkanntwerden durch die Bedienerin gar nicht in sein Fluchtkonzept passte. Naja, Fluchtkonzept, hatte er wirklich eins? Die Äugeleien gestern abend in der Galerie waren auch Kontrastprogramm zum nüchternen Getriebenen. Der war er eben nicht. Zu wenig Schuldgefühle und schon gar kein Kriminalitätsbewusstsein.

In der Zeitung mokieren sie sich über das Dreigespann Gysi, Möllemann, Däubler-Gmelin. Politisch sind die ja nun wahrhaftig kein Dreigespann, aber irgend einen Antiwahlkampfbazillus müssen sie alle geschluckt haben. Drei Tage vor der Wahl die unselige Antisemitismus-Schublade nochmal aufmachen, und die eigene Partei um viele Stimmen bringen, am Ende gar beizutragen, dass der arme Stoiber am Kanzleramt vorbeischrammen muss, - und dann noch drei Tage nach der Wahl die Schublade reumütig zuknallen. Und der Gysi, so unschuldig-schuldig wie fast alle anderen, schmeißt seinen ungeliebten Krempel hin und jagt die eigene Partei vielleicht gar in die (verdiente?) Auslöschung. Und dann noch die Tübinger Lady mit dem hellen Verstand – findet so dämmliche und wirklich unzutreffende Ähnlichkeiten zwischen Bush und Hitler. Nee, Leute, vielleicht ganz gut, dass die nichts mehr mit dem Regieren zu tun haben...!

Jetzt red i! Konnte Ferdinand ahnen, dass seine schöne Dame jeden Morgen am Tambosi vorbeiradelte, allerdings knappe zwei Stunden vor Ferdinands Cappuccino, auf dem Weg von der Wohnung in Giesing in die Veterinärstraße und in die Pressungen der vor ihr sich auftürmenden Examina? Sie liebte diese Fahrt durch die frühmorgendliche Maximilianstraße. Die teuersten Schnurzpfeifereien der Welt kosteten so früh am Tage gar nichts, weil alle Läden zu waren. So hangelt sich der Mensch von Illusion zu Illusion, etwas genauer: von Lüge zu Lüge. Morgen abend Muschelessen mit Carlos. Lüge. Marion hatte ihr gestern bestätigt, dass er Karl hieß. Wozu solche blöden Präliminarien wie Muschelessen, da es doch bekanntlich immer nur auf Sex hinauslief. Sie wusste gar nicht, ob er Muscheln gern aß. Lügen ü-

ber Lügen. Aber, lieber Gott, bitte lass es keine Lüge sein, dass wir uns morgen trennen.

Naja, schon komisch, dass diese Jurastudentin und dieser Kriminelle, der Ferdinand ja nicht war, so umeinanderrumradelten. Allerdings: die zeitliche Versetzung machte eine Begegnung ja doch eher unwahrscheinlich. Kommt hinzu, dass Susanne fest entschlossen war, nach dem Ende mit Karl ein Jahr keine Liebe reinzulassen, keinen Sex. Das ist nicht nur Lüge, sondern einfach hirnrissiger Quatsch! Mit solchen Bauklötzern spielt man in den fahlen Außenbezirken der Seele weit jenseits jeglicher Innen-Realität, wo die Liebe jederzeit abrufbar überm kleinen Feuer köchelt...

Ferdinand hatte sein ‚Aha‘-Erlebnis: Er fand die Galerie Wanner. Da wurde noch mächtiglich gearbeitet. Ferdinand konnte sich kaum vorstellen, dass die in den paar Stunden bis zur Eröffnung fertig sein würden. Ein hübsches Mädchen machte eifrig, als müssten sie gleich zum Verzehr angeboten werden, Käsesticks und – tatsächlich – auf jeden Stick eine Weintraube. Ferdinand schnalzte schon mal mit der Zunge. Und latschte weiter.

Und kam nach einer Weile in eine Gegend, wo ihm mehr und mehr Menschen begegneten. Sie strömten zu einem Ziel wie zum Oktoberfest. Aber das war doch ganz woanders, soviel Stadtplan hatte er nun schon im Kopf. Er drehte um und lief im Strom mit und sah nach einer Biegung das Ziel: die berühmte Konstruktion des Zeltdachs über dem Olympia-Stadion. Bundesliga, nicht lange vor dem Anpfiff.

10 Auch das noch!

Zehn vor Acht am gestrigen Samstagabend stand Ferdinand – für den das immer noch der Sonnabendabend ist - schon am Schaufenster der Galerie und lugte ins Innere. Ein wenig Geschäftigkeit war da schon noch zu registrieren. Aber er war doch erstaunt, wie sie das hingekriegt hatten, makellos. Ein Langer mit langem Arm langte noch mal zu einem der Halogen-Spots und verdrehte ihn ein bisschen zum Bild darunter-davor, und Ferdinand konnte nicht anders als dabei an das Mädchen denken, dessen Hintern ihm im Halogen-Licht so schön und begehrenswert erschienen war. Der Lange kam raus und lud ihn mit dem langen Arm ein: „Kommen Sie doch ruhig schon rein. Wer zuerst kommt, wählt zuerst.“ Ferdinand sprang über die Barriere der Schüchternheit: „Wenn er Geld hat.“ „Wenn er keins hat, stellt er sich vor, wählen zu können. Am Ende vielleicht noch schöner.“

Ferdinand war ja nicht eigentlich schüchtern. Es war nur immer noch dieses Gefühl, Verbindlichkeiten zu meiden, nicht im geringsten auffällig zu werden, keine Handhaben zu bieten zu irgendwelchen gefährlichen Kontakten. Aber nicht doch hier. Es war die dritte Vernissage, aber die erste, auf der ihm die ausgestellten Bilder gefielen. Gefielen? – ein bisschen mehr: gefangen nahmen in einem kleinen Seiten-Nebengemach des nicht recht Geheuren. Ein Mann mit seiner jüngsten Vergangenheit war nicht interessiert an irgendwelchen Gefangenschaften im nicht Geheuren. Er konnte sich aber nicht recht wehren gegen diese Faszination, die von den Bildern ausging, von diesen Gefangenschaften.

Fast ganze Stunden lang, schon im Tambosi, hatte er sich vorgestellt, wie er in dieser Galerie nichts tun würde, als aus sicherem Versteck die Tür beobachten, um ja nicht zu verpassen, wenn sie reinkommt. Seit er am Nachmittag auch noch die Lokalität in Augenschein genommen hatte, wusste er ziemlich genau, wo er sich postieren würde. Jetzt war er in die Bilder versunken und ließ seine Lady reinkommen und rumgehen in der Menge,

die sich bald eingefunden hatte. Sie nahm sein Vorhandensein wahr, als er sich noch in die Formen und Farben der Bilder verknötet hatte.

Jetzt stand sie hinter ihm, wieder, diesmal sehr nah. Der Schritt zurück, der in einer Galerie im Anblick eines Bildes ja so selten nicht ist, geriet zu einem kleinen Zusammenstoß. Wie schön, wie wunder-, wunder-, wunderschön. Wie kurz berührte sein Arm ihre Brust, der Schreck und das plötzlich und gleichzeitig ausbrechende Lächeln auf beiden Gesichtern. Ihr kaum wahrnehmbares Nicken als begrüße sie einen alten Bekannten. Dann wendet sie sich weg und verschwindet in der anschwellenden und immer stärker brummelnden Masse. Aus dem zunächst als Geheimtipp gehandelten Maler ist wohl ein aufsteigender Stern geworden, wenn man die Menschenfülle auf dieser Vernissage zum Maßstab nimmt. Der Maler ist übrigens der Länge mit dem langen Arm. Nur mit so einem Arm, findet Ferdinand, kann man solche Formen auf Papier und Leinwand zaubern, solche Bögen, solche... Nun gilt es, die Lady zu suchen, nein: zu finden.

Da steht sie an der Tür und scheint zu warten, dass er aus der Menge auftaucht. Kaum hat sie ihn im Blick und Gewissheit, dass auch er sie im Blick hat, geht sie raus zu ihrem Fahrrad. Als Ferdinand rauskommt, hat sie das Rad schon zwischen den Beinen und lehnt sich anmutigst, aber gänzlich unverkrampft lächelnd und herrlich verheißungsvoll auf den Lenker: „Hallo,“ sagt sie mit etwas rauchiger, sehr einschmeichelnder, ja verführerischer Stimme, „ich bin die Susanne.“ Und was sagt Ferdinand?: „Auch das noch!“ Schlagartig erstirbt ihr Lächeln und ebenso schlagartig radelt sie davon, am verdutzten Ferdinand vorbei, der sie natürlich aufhalten möchte und stammelt: „He – Hallo – Ich – Fer - Su...“ Nach zwei Sekunden Starre rast er los, hinterher, aber Susanne hat nach diesem Erlebnis einen sehr starken Antritt, ihr dementsprechend helles Rücklicht wedelt in die Dunkelheit davon, um die nächste Ecke und um die übernächste und um alle Ecken in München.

Ferdinand wills leichtnehmen, aber selten hat sein Wollen so versagt. Er will, aber er ist todunglücklich. Durch seinen Kopf zischt: Die nächste

Vernissage, aber was ist das für ein trübseliges Zischen! Heute, jetzt, hier, nein, nein, nein. Dass Einer so allein sein kann auf der Welt. Wann bin ich in München angekommen? Vor einer Woche? Nein, vor einer halben Minute. Ich kenne die Stadt nicht und Niemanden. Wo bin ich? München. Was ist das? Ein Ort, eine große Stadt. Aha. Isar. Was ist das? Fluss in der großen Stadt. Aha. So ähnlich muss eine Lähmung sein nach einem Schlaganfall. Oh, Ferdinand, im Himmel wirst du geliebt für deine Passion. Aber ein bisschen kaltblütiger hättest du reagieren können auf den Namen Susanne. Ein echter Bankräuber hätte gesagt: ‚Sehr erfreut. Eduard.‘ (Natürlich erstmal falschen Namen, ist doch klar.)

Was war diese Susanne in Berlin plötzlich für ein wunderbares Geschöpf. Wie sollte die Susanne in München wissen, dass es eine Susanne in Berlin gab, zu der er eine verstümmelte Beziehung unterhielt! Ist doch alles so logisch. Wenn du zu einer gehst, die gerade mit einem Ferdinand Schluss gemacht hat, und sagst: „Hallo, ich bin Ferdinand!“ – wär doch auch Zisch, davonwedelndes rotes Rücklicht. Also, so stimmt der Vergleich doch überhaupt nicht, sondern – was? Wie? Warum denn was womit vergleichen?! So, wie es ist – genügt doch. Genügt doch, stehengelassen zu werden und den Weg zum Bahnhof zu schleichen, um die Sachen zu holen. Wo ist der Schlüssel zum Schließfach? Hier! SchlüSchlieSchlaSchlumm... Was denn?: Jetzt auf dem Stadtplan nachkucken, wie man zum Bahnhof kommt? Gänzlich ausgeschlossen. Mal da lang gehen, da lang, da rüber, da rum, schon ist man am Bahnhof. Plastiktasche aus dem Schließfach, weicher schöner Wintermantel, Kernseifenreste in der Manteltasche. Paar Würstchen? Nein! Er würgt ja noch am Käse aus der Galerie. Dort trinkt man jetzt noch Sekt. Der mit den langen Armen verkauft Bilder noch und noch und klebt rote Punkte auf die Rahmen und grinst übers ganze Gesicht.

Ich muss eine schlechte Bestrahlung haben, grübelt Susanne auf dem Heimweg. Erst der Schluss mit Karl – ach nein: das ist ja erst morgen. Erst abgewürgt werden von diesem Oberhansl: ‚Auch das noch!‘ Dann morgen Karl. Als sie den Rosenheimer Berg hinaufstrampelte, dann am Platz rechts

in die Franziskanerstraße, dachte sie: Er muss einen Grund gehabt haben, 'Auch das noch!' zu sagen. Oder habe ich nicht gut genug gelächelt? Nicht schön genug? Bin ich zu abrupt weggefahren? Habe ich mal wieder alles falsch gemacht? Mit einem aufhören, mit dem es unerträglich geworden ist – naja. Aber mit einem aufhören, mit dem noch gar nichts angefangen hat – ich weiß nicht mal seinen Namen. Aber er weiß meinen Namen. Möge er ihm im Herzen brennen. Könnte sein, dass er eine andere Susanne kennt. Ist ziemlich sicher so. Dann wäre doch die Sache ausgestanden. Schade. Aber – 'Auch das noch!' -, das signalisiert doch, dass er mit seiner anderen Susanne seine Schwierigkeiten hat und – Aufhören! Ein Jahr keinen ranlassen, mindestens! Sich von seinem Herzen diktieren lassen, lächerlich! Als ob der Mensch keinen Verstand hat, mit dem er Jura studieren kann, damit kann er doch genauso gut sein Liebesleben steuern! Denkste! Steuerrad beim ersten kleinen Sturm abgerissen. Nur das Herz klopft, das Hirn klopft nie. Susanne!, der Himmel hält eine schützende Hand über deine Sehnsucht.

Sehnsuchts-Erwachen am Flaucher und in Giesing. Menschenseele – arme Ratte. Eine erste Berührung findet statt, leicht wie eine halbe Spatzenfeder. Und das macht dieses Pumporgan, das doch eigentlich dem Blutkreislauf dient, zu einem Bleiklumpen. Schiefreaktionen, Versäumnisse, beiderseits. Wo ist denn diese souveräne Susanne, die nach dem Grund für das abfällige 'Auch das noch!' fragt, wo der kühle Banker, der dieses 'Auch das noch!' nach innen schluckt statt damit rauszuplatzen? Die sind nicht in Giesing und nicht am Flaucher. Die in Giesing und der am Flaucher, die könnten sich in den Hintern beißen, wenn das nicht den Akrobaten vorbehalten bliebe.

Da hat man sich nun also kennen gelernt. Oder? Hat man sich denn kennen gelernt? Na klar, man würde den Anderen doch sofort wieder erkennen, würde fragen: Was machstn, wer bistn, wo kommstn her? Aber kein Erzählen, kein Erzähltbekommen. Fällt alles aus, Frust am Sonntag, wirklich ganz schlimmer Frust. Nicht verabredet, zu gar nichts. Irgendwo am Horizont baumelt eine künftige Vernissage. Naja, aber was dreimal lief, muss ja

nun nicht ein viertes Mal laufen. Susanne hat eine Last mehr: Karl, Muschelessen heute abend, und eine Entlastung: Arbeit. Am Tambosi vorbeiradeln. Zwei Stunden später: Cappuccino im Tambosi. Nach dem letzten Schluck die bekannte Leere, leere Tasse, leere Seele, potenziert durch zwei Susannen. Aber keine zur Verfügung für einen Wort austausch. Nix. Gottesdienst im schönen St. Kajetan. Nach dem Schlusseggen Leere, abgrundtief, nicht auszuloten. Lasten genug hat Ferdinand, Entlastungen keine. Ausführlich grübeln.

Kennt doch ein jeder: Sich nicht trennen wollen vom Anderen. Klucken bleiben, kleben, küssen, jeden Anlass zum Verweilen beim Anderen gierig ergreifen, Austausch, Austausch, Austausch, nicht doch der Adressen – was ja Ferdinand in größte Verlegenheit gebracht hätte, - geneigter Leser erinnert sich vielleicht an die Zirkusstraße, die Ferdinand dem fußballernden Mädchen nannte. Gestern Abend fürchtete Ferdinand, schwer einschlafen zu können. Aber es ging ganz gut. Die wunderbaren Bögen des Malers mit dem langen Arm streuten ein paar unerklärliche Hoffnungsblüten in den Pferdestall. Er ist im Laufe des heutigen Sonntags nochmal an der Galerie vorbeigelatscht, hat lange durch die Scheiben gestarrt, Bögen erahnt.

Je länger das dauert, desto schwieriger wird die Heimkehr. Wohin heim? Zu Susanne I? In die Bank?

Schreck: Ich muss ja die Eltern anrufen, die den Winter in ihrem Haus auf den Kanaren verbringen. Er hatte schon seit einigen Tagen Kleingeld gehortet. Nun also in einer Zelle das Blaue vom Himmel auf die Insel rübergelogen, auch über die Befindlichkeit des Embryos in Susanne I' Bauch. Sich merken, was man gelogen hat. Die Unordnung wird immer größer. Wohin mit dem Gehirnschrott?

11 Das Muschelessen – zum Kotzen

Susanne war so unsicher, nein, nur angefüllt mit Horror-Angst vor diesem Schlussmachen. Die stülpte sich über wochenlanges Grübeln, wie das denn anzufangen sei, über die Träume vom Freisein von diesem Kerl. Was machen, wenn er eklig wird beim Muschelessen? Sie floh in eine trügerische Beruhigung: Hinterher, nicht hier vor allen Leuten, auf dem Weg zum Sex sagen, dass Schluss sei mit dem Sex, für immer. Gibts denn das?: An sowas denken, und eine ganz kleine Wolke von Trauer spüren über diesen Verlust? Ach, Frau Kriminaloberrat, was sind die Menschen für beklemmend irritierende und irritierte Mixturen aus 27 Steinsorten und 35 Kieselunterarten! Unzuverlässig bis zum Geht-nicht-mehr, zwischen allen Steinen Spannungen kreuz und quer, hin und her und rauf und runter, Gemenge, Geschiebe, Gestürze, Katastrophen, Verluste, Siege...

Carlos/Karl redete viel über den BMW 3er compact, den 325ti, sein Traumaauto, auch wenn der Michael Schumacher heute in Indianapolis mal wieder nicht aus der Pole Position startet. Den Prospekt hat er umsonst bekommen, Auto natürlich nicht umsonst zu bekommen, sondern irre teuer, Preise auf einem diskreten Extrapapier. Sicher eine sehr schicke Karre, auf dem Beifahrersitz nach Rottach oder Bayrischzell oder gar in die Toskana gefahren zu werden: ja, gut. Aber: „Karl, -“ „Ich heiße Carlos.“ „Das ist nicht wahr. Ich weiß, dass du ganz ordinär Karl heißt.“ Das ‚Ganz ordinär‘ hätte sie sich sparen können, aber – Er fand es gar nicht lustig: „Wer hat dir denn das gegeben?“ „Das habe ich wo gehört, wo man dich kannte.“ „Du nennst mich weiter Carlos, dass das klar ist. Und Leute, die mich kennen und Karl sagen, die kannst du streichen.“ Damit endete das Gespräch. Man schlürfte Muscheln, trank Wein, aß Schwarzbrot dazu – die rheinische Art - und Salat, der schon etwas schlapp in ein bisschen zu viel Öl schwamm. Susanne tats in steigender Nervosität und Hast. Ja, sie wollte fertig werden, wollte das vermurkste Kapitel hinter sich haben. Das Schlimmste: Wenn der Semmel-

kopp mit der Nickelbrille in ihrem Gemüt auftauchte und „Auch das noch!“ brüllte. Nein nein, er hat ja gar nicht gebrüllt. Aber es hat so wehgetan. Und wenn sich dann noch der Rattenschwanz der Prüfungen ins Gemenge schiebt...

Sie zahlten, getrennte Kasse hatten sie vereinbart seit zwei Wochen, machte manches einfacher, klarer, liebloser. Bis heute wusste Susanne nicht genau, womit er sein Geld verdiente. Autos kaufen, teurer weiterverkaufen, ab und zu Dressman, dadurch Kontakte zur Münchner Schicki-Micki, irgendeine Dame, die er nur „Greisin“ nannte, mit beachtlichem Bankkonto, gelegentliche Zuwendungen der Mutter, von denen der Vater nichts wissen durfte...

Susanne fühlte sich gar nicht wohl im Magen, ja, es wurde ihr speiübel. Sie versuchte, sich gut zu halten: „Lass uns ein Stück in den Englischen Garten gehen.“ „Wozu? Ich bin sehr scharf auf dich.“ „Mir ist nicht gut im Magen.“ Und schon bald musste sie husten, rülpsen, krächzen, spucken, schließlich kotzen. Kein Baum in der Nähe, kein Gebüsch, Wiesen, Spaziergänger. Es war so einfach: Sie suchte einen Mann, von dem sie eines ferneren Tages ein Kind haben wollte. Dieses Einfache ist über die Maßen kompliziert. Der da in zweieinhalb Meter Entfernung stand und lauernd auf die sich Erbrechende starrte und schließlich keine anderen Worte fand als die entsetzte Frage: „Bist du etwa schwanger?“, - der war es nicht! Trotzdem antwortete sie noch sachlich: „Nein, die Muscheln und der Wein - und der Salat schwamm in so einem müden Öl...“ Sie ruderte mit den Armen: „Hilf mir doch!“ Er kam und gab ihr den Arm: „Aber mach mich nicht dreckig.“ Sie schaute ihn fassungslos an, ihr Kopf rutschte runter, das Kinn auf den Hals. Sie stützte sich schwer auf ihn: „Gehn wir.“ „Muss das sein?“ fragte er. „Was?“ „Dass du dich so schwer machst.“ „Nein.“ „Dann lass es.“

Susanne, ab und zu im Leben brauchst du eine riesige Portion Kraft! Jetzt! Sie riss ihren Arm aus seinem: „Ich verlasse dich!“ schrie sie, völlig unbekümmert um die Leute im Park. Er konterte hart: „Du mich? Ich verlasse dich, dass das klar ist.“ „Für immer?“ „Kannst du Gift drauf nehmen!“

Ein tiefer Stoßseufzer: „Gott sei Dank!“ So konnte er nicht gehen: „Wirst du bereuen. Sone Stange kriegst du nicht alle Tage. Aber so einen Kotzbrocken wie dich finde ich jeden Tag zehn Stück!“ So stolzierte er aus Susannes Leben davon. Das war es, dachte sie, wir sind Stücke für ihn, die die Beine spreizen. Und sie heulte los, heulte bis an den Rand des Schlafes.

Am heutigen Morgen, als sie in Giesing aufs Rad stieg, heulte sie wieder, oder eigentlich immer noch. Wieso denn bloß? Froh sein, Mädchen! Nein, es war die Demütigung! „Bist du etwa schwanger?“ mit der lieblosesten Stimme, die sie von ihm in Erinnerung hatte. Aber dieses „Auch das noch!“ vierundzwanzig Stunden früher war ja schon ganz schlimm. So lehnte sie heulend neben dem Kandelaber vor der roten Ampel Ludwig- Von-der-Tann-Straße, wo die Unterführung raufkommt – oder runtergeht. Da sang ihr eine sehr sanfte Stimme ins Ohr: „Warum denn weinen, wenn man auseinandergeht, wenn an der nächsten Ecke schon ein anderer steht.“ Marlene, Marlene Dietrich, dass man dir nicht mehr persönlich danken kann!

Fassungslos schaute Susanne zu Ferdinand und bekam noch mit, wie er mit dem Kopf auf Nuttenart zur Ecke des Landwirtschaftministeriums wies. Ein wunderbares Lächeln spannte sich über ihr Heul-Suse-Gesicht, dann brummte ihr der Vorsatz ‚Ein Jahr lang kommt keiner ran!‘ wie eine krepierende Granate ins Gehirn. Die Ampel war grün geworden, und sie strampelte los: „Ich hab's eilig!“ Ferdinand rannte hinterher: „Aber – Wiedersehn?! Wann? Wo?“ „Nächste Vernissage!“ schrie sie zurück.

Nee, Leute, das ist doch kein Zustand. Dauernd dieses Stehengelassenwerden. So kann man doch mit Zufällen nicht umgehen! Ferdinand lehnt sich in der Von-der-Tann-Straße an die Mauer des Bayerischen Ministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten und holt seine SZ-Extra aus der Tasche und studiert die Angebote der Galerien. Die haben ja meistens Montag, wie heute, geschlossen. Hingegen machen morgen, Dienstag, den 1. Oktober ein ganzer Haufen Galerien mit neuen Arbeiten auf. Susanne suchen wie eine Stecknadel in lauter Heuhaufen. Einer, der sonst nichts zu tun hat, kann sich einen minuziösen Plan ausarbeiten, wie er morgen von

Vernissage zu Vernissage hetzt und dieses Weib sucht und doch wahrscheinlich nicht findet. Machst dich lächerlich! Mache ich mich weniger lächerlich, wenn ich mit irgendwelchen ausgewachsenen Männern und irgendeinem Mädchen auf irgendeiner Wiese Fußball spiele? Ich mache mich nicht lächerlich, ich bin lächerlich. Und ich werde morgen mit einem riesigen Hoffnungsballon von einer Galerie zur nächsten wandern, und der Ballon wird immer schlaffer und immer schlapper. Und die Enttäuschung hinterher wird riesiger sein als alle Hoffnung vorher, die hat ja jetzt schon in mir Platz genommen. Aber ich werde mich in München wieder ein bisschen besser auskennen. Naja.

Rauf die breite Ludwigstraße, runter die breite Ludwigstraße, breit genug zum Denken. Wenn die äußeren Umstände das Denken begünstigen, fällt's oft besonders schwer, es zu tun. Denken ein Tun? Was denn sonst? Ich muss mal meine Susanne in Berlin anrufen. Meine Susanne? Ja! Sie trägt ein Kind von mir unter dem Herzen! Dieses Ludwigstraßengelatsche ist so weit weg davon, so weit weg. Ich liebe sie nicht, aber ich liebe das Kind. Wohin wächst es, wenn ich nicht da bin? Kind braucht Vater! Aber Vater, nach dem gefahndet wird, ist halber Vater. Vater, auf den ein tödlicher Handkantenschlag runtersaust, ist null Vater. Plötzlich fühlt sich Ferdinand jenseits von sich selbst. Wo bin ich? Welcher Bezug besteht zwischen dem Pflaster der Ludwigstraße und mir? Gar keiner, gar keiner! In zwei Minuten öffnet das Tambosi. Also, am gelben Bayerischen Staatsministerium der Finanzen vorbei und am gelben Bayerischen Staatsministerium des Inneren vorbei und rüber, Anker werfen. Also, so richtig gelb sind ja diese beiden Ministeriumsbauten nicht. Sehr schöne Pastellfarbtöne zwischen gelb und grün.

Susanne sitzt an ihrem Arbeitsplatz am Fenster und starrt in die Veterinärstraße. Habe ich jetzt gerade mein Glück weggeschmissen? Sowa muss sie denken. Ich lasse ein Jahr lang keinen an mich ran, und wenn ich mein Glück dabei wegschmeiße! Susanne, du verbiesterst dich! Nimm den, der dir ins Ohr gesungen hat; allemal besser als in einem Jahr an Karl II. zu geraten. Haha! Wie soll ich den denn nehmen? Dem bin ich doch gerade davon-

gestrampelt! Das lässt sich einrenken. Wie denn? Dazu brauche ich einen Zufallsgenerator oder Engel oder sowas. In drei Tagen ist wieder Prüfung. Wo ist Franziska?

„Hallo, Susanne!“ „Hallo, Franziska, hilf mir.“ „Was brauchst du für Hilfe?“ „Ist denn Professor Kamhuber wieder aufgetaucht?“ „Voll und ganz wieder im Amt. Macht nächste Woche die Prüfungen.“ „Eine ist schon diese Woche.“ „Wird er auch die machen. Lass alle Hoffnung fahren dahin. Schule brennt nicht ab.“ „Das ist eine Katastrophe für mich!...“ „Du gefällst mir seit einiger Zeit gar nicht. Dauernd redest du von Katastrophen. Was ist los? Austausch ist immer gut.“ „Schluss gemacht mit einem ganz miesen Knopp.“ „Grund für Fanfaren in den höchsten Tönen.“ „Mir ist nur zum Heulen!“ „Halt dich an Marlene: Warum denn weinen, wenn man –“ Susanne heulte auf: „Woher kennst du ihn?“ „Wen?“

„Der das gesungen hat.“ „Das hat kein Der gesungen, sondern Marlene Dietrich.“ „Ja, aber – aaach...“ Es war wunderbar, dieser Franziska alles erzählen zu können, fast alles. Bei Kummer ist das Loslassen das Wichtigste. Wer den Wasserhahn aufdrehen kann, dem gehts gleich besser. Das Rein-fressen ohne Getränk ist immer ein kleiner Tod. Bloß eins: Auch die in Kriminologie recht gut bewanderte Franziska wusste keinen Rat, wie man den Kerl am Kandelaber an der Ecke Von-der-Tann-Straße finden soll in der Millionenstadt. Will ja Susanne gar nicht: „Ein Jahr lang lass ich keinen ran. Eisern.“ „Klingt sehr vernünftig, ist superblöd – immer! Ich denke, ich kenne dich gut genug: Du bist nicht der Typ für eiserne Grundsätze und Zickengehacksel!“ „Aber er ist weg!“ „Weg ist der gar nicht. Wir wissen bloß nicht, wo er ist.“ „Das genügt doch. Damit fall ich doch bei jeder Prüfung sofort durch.“ „Jetzt machen wir erstmal Schluss. Du holst dir eine Kehrmachine und säuberst dir den Weg zu den Prüfungen. Es gibt nichts Erbärmlicheres, als wenn wir Jungfrauen wegen einem Kerl durch die Prüfung rasseln!“

12 Gib mir deinen Carlos

Als Susanne gestern abend nach Hause kam, saß ihre liebliche Schwester Liliane auf den Stufen vor ihrem Zimmer. Susanne fühlte sich ramponiert und schlapp: „Hallo, Liliane.“ „Hallo, Schwesterlein.“ Die zärtliche Stimme der Schwester möbelte Susanne ein wenig auf: „Wartest du auf mich? Willst du was von mir?“ „Ja.“ „Schieß los,“ forderte Susanne und suchte ihre Schlüssel. „Nichts fürs Treppenhaus.“ Susanne schloss auf. Liliane schlüpfte wie ein Aal ins Zimmer und glitt auf Susannes Bett. Susanne machte gemütliches Licht, schloss die Tür, zog den Mantel aus.

Liliane stürzte ohne Vorwarnung ins Herz der Sache: „Gib mir deinen Carlos.“ Susanne war von der kleinen Schwester viel gewohnt, jetzt war sie doch einigermaßen sprachlos: „Wie bitte?“ „Du liebst ihn doch nicht mehr, wenn du ihn überhaupt je geliebt hast.“ „Wovon redest du?“ „Von Carlos.“ „Der heißt Karl.“ „Egal. Du hast zwei Tage seinetwegen geheult. Warum?“ „Da kann ich präzise beantworten, eine Silbe: Schluss.“ „Wann?“ Wann war das? Susanne musste tatsächlich einen Augenblick überlegen: „Gestern.“ „Du oder er?“ „Ich.“ „Was Schöneres hättest du mir heute abend nicht sagen können. Dann brauche ich ihn dir nicht zu klauen. Dann fällt er mir in den Schoß.“ „Ein Albtraum. Ich werde alles tun, dass dieser seelenlose Macho nicht in deinen jungen süßen Schoß fällt!“ „Irgendwann muss es sein.“ „Das weiß ich. Aber es sollte weniger Pubertätsdelirium dabei sein.“ „Was ältere Schwestern so quatschen. Ich habe mir den Carlos ausgeguckt.“ „Er heißt Karl.“ „Das macht mir die Liebespranken nicht stumpf.“ „Mit dem falschen Namen beginnt die ganze Betrugsserie.“ „Juristendeutsch.“ „Ich freu mich, dass du Liebespranken hast. Aber bitte hau sie in anderes Jungensfleisch.“ „Wird er nie wieder bei uns frühstücken?“ „Bestimmt nicht.“ „Doch, wenn er mir gehört. Gib mir seine Telefonnummer.“ „Nichts.“ „Handynummer.“ „Nichts.“ „Nachnamen.“ „Nichts.“ Liliane äffte die Schwester nach: „Nichts, nichts, nichts.“ Dann blaffte sie: „Alles, alles, alles!“ Damit stürmt sie aus

dem Zimmer, dreht sich aber nochmal um: „Bitte, schließ heut Nacht die Tür nicht ab. Vielleicht brauche ich deinen Nähekuschelrat.“

Susanne misstraute dieser versöhnlichen Wendung. Sie holte ihr Adressenbüchlein aus der Tasche und setzte sich an den Schreibtisch. Unter C wie Carlos schwärzte sie seinen Namen und seine Telefonnummern, bis sie garantiert völlig unleserlich waren. Sein Nachname Deimers stand gar nicht im Büchlein, Adresse auch nicht. Sie tats für Liliane, aber auch ihr tat diese Schwärzung gut.

In der Nacht kam Liliane im Nachthemd reingeschlichen, aber nicht zum Kuschn. Frau Oberkriminalrat hatte genau richtig kombiniert. Liliane suchte das Adressenbüchlein, das sie zu ihrer Freude auf dem Tisch fand. Sie schlich raus, weil sie etwas Treppenhausbeleuchtung brauchte. Und unter C fand sie dann diese gehäuften Schwärzungen. Schmerzlich jaulte sie auf. Susanne erwachte und kam raus: „Wolltest du kuschn?“ „Nein! Du schwarze Hexe, du willst mich quälen, quälen, quälen!“ Und sie trommelte mit den Fäusten auf die Schwester ein. Susanne nahm ihr das Büchlein aus der Hand. Liliane rutschten die Arme runter und der Kopf hing, dass der schöne Nacken sich wölbte. Susanne streichelte sie und drückte sie an sich: „Ich will dich schützen, schützen, schützen. Ich hoffe, dass es mir gelingt. Es gibt da keine Sicherheiten, Versicherungen schon gar nicht. Komm kuschn.“ „Nein. Mir geht es besser – wirklich.“ Sie schlich zur Wohnung zurück, drehte sich an der Tür noch einmal um, lächelte die große Schwester an und winkte ihr. Susanne schickte ihr eine Kusshand und ging wieder ins Bett und dachte: Das sind die Augenblicke der Liebe, um derentwillen man lebt.

Wenige Stunden später wachte Ferdinand auf und wunderte sich über sich selber: Dass er das alles so durchstehen konnte. Dieses Draußenschlafen in der zeitweise doch beachtlichen Herbstkälte, das hatte er nie trainiert. Mal vor zehn Jahren ein paar Nächte im Zelt, irgendwo im Harz. Aber doch nicht im anthrazithfarbenen Anzug auf Parkbänken oder im Zirkus, im Pferdestall! Er war ein behütet' Bübchen, dem alles Ungemach, mit dem sich

90% seiner Altersgenossen in aller Welt rumschlagen mussten, nie auch nur im entferntesten widerfahren war. Ferien jedes Jahr auf Gran Canaria, einen spanischen Jungen zum Freund, bei dem er spielend Spanisch lernte. Eines Tages erwerben die Eltern ein schmuckes Ferienhaus dort, wo sie nun den Winter verbrachten, - dieses Jahr nicht mehr ganz so glücklich, wie es schien. Jeden Sonntag rief er sie an, so war es ausgemacht, Winter für Winter, auch hier aus München, aber sie wussten nicht, dass er die letzten beiden Sonntage aus München angerufen und ihnen Einiges vorgelogen hatte. Mitte April kamen sie meist zurück. Wann ist denn das: Mitte April? Was ist denn dann?

Er durchlief die tägliche Hygiene, das Wegschließen des Mantels wurde langsam fragwürdig. Aber an diesem strahlenden 1. Oktober tat er es noch. In besseren Zeiten hätte er einen Übergangsmantel angezogen, hing in Berlin im Schrank, dunkelbraun. Beim Cappuccino im Tambosi überlegte er, ob Veränderungen gut täten. Aber was solls? Ja, Veränderungen mit „Hallo, ich bin die Susanne“, das war zum genüsslichen Lippenlecken, aber dato doch nur Phantasterei. Ohne Susanne, die Münchnerische: Cappuccino woanders ist nichts als Cappuccino woanders. Er machte sich an die Arbeit, wenn es denn eine Arbeit war: Anhand der SZ-Extra die Adressen der Galerien rausuchen, in denen heute was los sein soll, auf dem Stadtplan den Rundkurs markieren, den er abends absolvieren will. Naja.

Genaugenommen war ja Liliane in einer ähnlichen Situation: Sie musste diesen Karl finden. Versuche, die Eltern beim Frühstück auszufragen, führten nicht recht weiter: „Nachname?“ „Keine Ahnung.“ „Telefonnummer?“ „Auch nicht.“ „Aber irgendwas müsst ihr doch wissen!“ „Alles, was wir wissen,“ sagte die Mutter, „ist, dass deine Schwester mit ihm geschlafen hat.“ Liliane reagierte recht altmodisch: „Ihr seid mir Eltern!“ Die Mutter räumte ein: „Wir fragen uns schon auch manchmal, ob wir wirklich alles richtig machen. Sind wir modern oder wollen wirs nur sein?“ Liliane provozierte: „Was sagt ihr, wenn ich übermorgen mit Carlos zum Frühstück erscheine?“ Der Vater erklärte: „Was ich übermorgen sagen werde, weiß ich

nicht. Jetzt sage ich dir: Lass das, bitte! Viel mehr kann ich nicht tun.“ Die Mutter ergänzte noch: „Wir haben diesen Carlos nie in unser Herz geschlossen.“

Liliane schnappte sich das Telefonbuch für München A-K und ging in ihr Zimmer. Systematisch wollte sie nach dem Vornamen Carlos suchen. Ach nein, sie musste ja nach Karl suchen. Und dann jeden Karl anrufen und fragen, ob er was mit einer Susanne...? Sie schaute zum Fenster raus. Da machte es unmerklich ‚Blubb‘ in ihrem Hinterkopf und sie wurde eine kleine Drehung erwachsener. Lass das, bitte! Sie machte sich fertig und ging zur Arbeit, zum Tanzen. Zwei Stunden später suchte die Mutter ziemlich verzweifelt das Telefonbuch A-K.

Kleine Nachkucke in Susannes Hinterkopf. Da tummelt sich doch wirklich der Hinterhinterhintergedanke, ob sie nicht den Semmelkopf mit der Nickelbrille ihrer geliebten süßen Schwester schenken sollte. Unbeschadet des Vorderhirns, in dem feststand: Wenn es den je wieder geben sollte, dann haue ich ihm die Liebespranken ins Fleisch! Außerdem: Sie konnte ihn für sich selbst nicht orten – wie will sie ihn denn dann ihrer Schwester schenken? ‚Ein Jahr keinen ranlassen!‘ Quatsch! Aber vorher, jetzt, arbeitete sie wieder einigermaßen systematisch. Sie rasselte die Punkte runter, bei denen sie sich prüfungssicher fühlte, und kam an die Schwachstellen und sagte ab und zu „Ach so“, weil sie Zusammenhänge begriff, zum Beispiel: Bei einer Frau, die schon dreimal vergewaltigt worden ist, spielen gemeinhin die Faktoren der Viktimologie eine Rolle; Psychologie-Gutachten dringend in Erwägung ziehen.

‚Zutritt für Erwachsene nur in Begleitung von Kindern.‘ Nein, das schreckt Ferdinand nicht. Er geht auf den umzäunten Spielplatz und setzt sich. Kinderkucken ist was Schönes. Ein junger Vater verstaut seinen Sprössling im Sandkasten und setzt sich neben Ferdinand. Nach einer Weile fragt er: „Welcher ist denn Ihrer?“ „Keiner. Ich sitze hier illegal.“ „Haben Sies noch vor sich.“ „Ja...“ „Ist was Feines, kann ich Ihnen versichern, gibt ehrlich nichts Schöneres. Aber kostet Nerven, mei, des kost Nerven, vor allem

nachts. Oder neulich – gehe ich mit ihm aufs Oktoberfest, denke, das wird ihm gefallen. Gefällt ihm überhaupt nicht, heult in einer Tour. Ich nehme ihn auf den Arm, meine Frau schiebt den leeren Wagen, wir verlassen die Wiesn, da wird er gleich ruhig. War Jahre zu früh. So lernt man Geduld. Gibt nichts Schöneres. Sie werden es erleben. Warten Sie nicht zu lange.“

Was sind denn das für lauter Worte, die Ferdinand ins Herz schneiden!?! Er erinnert sich an die junge Mutter im Englischen Garten, die „Noch nicht“ sagte. Ja – nein – noch nicht – vielleicht nie – was denn? Kleiner Kampf zwischen abruptem Aufstehen und Sitzenbleiben. Sitzenbleiben und fragen: „Wie alt ist er denn?“ „Sechzehneinhalb.“ Der Vater zischt zum Kind, das heult, weil sein Mund etwas zu nahe Bekanntschaft mit dem Sand gemacht hat. Ferdinand ist klar, dass der Junge nicht sechzehn Jahre alt ist, aber Wochen –? Ach nee, Monate, natürlich Monate, sechzehneinhalb Monate, knapp eineinhalb Jahre. Irgendwann brauche ich dann mal wieder eine Hand, die sich auf meinen nackten Unterarm legt, einfach Haut auf Haut, Frauenhaut natürlich...

13 Fülle? Eine!

Also, die Tour da gestern abend, - nee. Was brauche ich Fülle, wenn ich Eine suche. Naja, das ist nicht ganz logisch: Wenn die Eine in der Fülle sitzt, muss ich sie da suchen. Um es kurz zu machen: Ferdinand graste sieben Galerien ab – ergebnislos. Und dann natürlich die Fragen, ob sie ging, kurz bevor er kam, oder kam, kurz nachdem er gegangen war, ob sie in anderen Galerien war. Die Fragen, auf die es niemals eine Antwort geben wird. Fragezeichen? Punkt. Aber sie hatte doch gerufen: ‚Nächste Vernissage!‘ Aber wenn da etliche Galerien gleichzeitig ihren Käse anbieten. Ja, Ferdinand hatte da schon im durchaus doppeldeutigen Sinn manchen Käse nicht nur auf Sticks, sondern auch auf Leinwänden und Kartons gefunden. Kann aber auch mit seiner Gemütslage zusammengehängen haben. Und von einem Kenner der Malerei-Szene war er ja doch noch sehr weit entfernt.

Um seine Frustrationen abzureagieren, ging er dann noch spät abends in einen Waschsalon, nachdem er seine Schmutzwäsche aus dem Schließfach geholt hatte. Er wusch, eher: ließ waschen - seine zwei Unterhosen, seine zwei Unterhemden und sein altes weißes Hemd. Ziemlich einsam fühlten sich die wenigen Textilien in der großen Trommel. Das Surren der zwei oder drei Maschinen in der Stille tat ihm wohl, er war froh, dass ihn niemand anquatschte.

Er erfand ein neues Spiel: Begegneten ihm Frauen, deren Gesicht ihm gefiel, fragte er sich, wohin er sie gerne geküsst hätte, küssen hätte wollen oder mögen. Die „Sache“ erlaubt da ja nur lauter Möglichkeitsformen. Man kann ja nicht durch die Theatinerstraße gehen und jede Frau, die einem begegnet, irgendwo ins Gesicht küssen. Warum eigentlich nicht? „Ach, verzeihen Sie, gnädige Frau, aber Ihr rechtes Jochbein ist unwiderstehlich.“ Kuss, Abwehr, Ohrfeige oder Lachen und Bereitschaft oder die Frage, ob man betrunken sei. ‚Nein, einsam.‘ Die Bedienerin im Tambosi hatte zwei küssenswerte Grübchen neben den Mundwinkeln, deutlicher, wenn sie lächelte oder

lachte. Zahlen, nicht küssen.

Eine Stunde oder länger auf einer Parkbank im Hofgarten. Mit einiger Konsequenz und Konzentration nachdenken über die Zukunft. Übermorgen werden es zwei Wochen sein, dass der anonyme Anrufer ihn aus den Lumpen schüttelte und hierher jagte. Und? Nun? Zehn Wochen weiter so? Und? Dann? Ferdinand brauchte einige Zeit, bis ihm klar wurde, dass er etwas tun muss. Die Gefahr, hier in München von Polizei oder Chinesen oder sonstwas verfolgt zu sein, war ja wohl äußerst gering, nicht ganz auszuschließen, aber gering. Also. Also? Er hatte den Gedanken bisher immer rasch weggestopft, aber er reifte doch langsam zu einer Gewissheit: Susanne in Berlin war seine nächste Adresse, sie musste er anrufen, egal, wie sie reagierte. Morgen. Warum nicht heute? Nein, übermorgen, dann sind es vierzehn Tage. Elender Feigling! Na und? Genau wissen, was man sagen will, genau fragen: Was sie in der Filiale sagen, fragen nach Polizei, Asiatengauer, dem Cousin, bei ihren Aussagen zum Cousin die Ohren spitzen. Von wo aus telefonieren? Kleingeld bereithalten. Nein, keine Telefonkarte, wer weiß, was da für Daten gespeichert werden.

Dann schlängelte sich eine andere Überlegung heran: Die nächsten zehn Jahre so weiterleben, geht doch. 3650 Cappuccini im Tambosi, Schaltjahre nicht inbegriffen. Och, Ferdinand, was soll der Quatsch?! Wovon willst du die vielen Cappuccini bezahlen? Wie willst du die ausgelatschten Schuhe ersetzen? Und deine Seele ist doch dann längst erstickt, verflüchtigt, versteinert, begraben, zugeeist - *Alleskieker hätte ‚vereist‘ schreiben können, aber flüchtige Leser hätten dann vielleicht ‚verreist‘ gelesen. Verreiste Seele – auch nicht schlecht, aber aus einer anderen Geschichte.* Nein, zurück, Susanne in Berlin anrufen, übermorgen.

Wer mag an meinem Computer in der Bankfiliale stehen? Wahrscheinlich die Frau Boettiger, auch wenn ihre Beine das lange Stehen gar nicht so gut vertrugen. Was sagt sie zu dem etwas verknitterten alten Herrn Schulz, den Ferdinand in zwei Jahren nicht dazu bewegen konnte, seine 80.000 Euro anzulegen. Naja, vor einem dreiviertel Jahr waren es noch rund 160.000

DM. Nein, der Schulz will sie auf dem Girokonto lassen, jetzt, in dieser Sekunde, 36.000 Euro abheben können, bloß so. Nein, die Barauszahlung so hoher Summen muss angemeldet werden. Na schön, dann morgen. Aber ganz kurzfristig darüber verfügen können. Ferdinand empfand es ein wenig als Niederlage, dass er mit Herrn Schulz nicht weiterkam. Er war sehr schnell auf der Computer-Tastatur, zauberte Kontostände in Sekunden herbei. Und er war sehr beliebt. Es gab Damen, die stellten sich lieber etwas länger an, nur um von ihm bedient zu werden.

Als er am vorvorigen Freitag morgens nicht erschien, fragte man Susanne, von der man wusste, dass sie mit ihm zusammen lebt – und die seitdem übrigens weniger gemobbt wurde! –, wo er denn sei. Sie wusste es nicht, war einigermaßen irritiert, hütete sich, ein Wort über die Mafia-Aufregungen zu erzählen. Zu lügen, er sei krank, das war Susannes Sache nicht. Es war Freitag, niemand war daran interessiert, übers Wochenende mit Polizeifragereien belästigt zu werden. Sollte er am Montag nicht zur Arbeit erscheinen, würde man weitersehen.

Dann kam am Montag auf Bitte des Filialchefs die Polizei und protokollierte das Verschwinden des Ferdinand Honigmann, persönliche Daten, Wohnadresse, Bitte um Mitteilung, wenn sich Anhaltspunkte über seinen Verbleib ergäben, Telefonnummer auf einer Karte, Herrn Kolb verlangen. Die Eltern verbrächten den Winter in Spanien, sagte man Herrn Kolb noch. Susanne verschwieg, dass er sie am Freitag abend angerufen hatte, wie Ferdinand es extra befahl. Überhaupt: Niemand sagte der Polizei, dass Ferdinand und Susanne ein Paar waren. Eine Akte zur baldigen Wiedervorlage. Viel Dampf wurde da zunächst nicht gemacht. Ist ja nicht so ganz außergewöhnlich und selten, dass ein Mann, zumal, wenn er offenbar ungebunden ist, mal abhaut, einfach so. Der wird sich schon melden und wiederkommen. Dass er nicht wiederkam, wurde zunächst mal nicht aktenkundig.

Bis Frau Boettiger sich die Karte mit der Telefonnummer der Polizeidienststelle angelte und dem Herrn Kolb mit einiger Heimlichkeit meldete, dass gesuchter Ferdinand Honigmann bisher nicht wiedergekommen sei und

dass er in einem knüslichen Füstanölsch – so nannte sie das, Frau Boettiger war aus dem Ruhrpott – in einem knüslichen Füstanölsch mit dem Fräulein Susanne lebte, dass er seit einiger Zeit bei ihr gewohnt hatte und dass ihrer Meinung nach – „Bitte, ich weiß das nicht so genau!“ –, diese Susanne schwanger sei, ob von Herrn Honigmann oder nicht – „das weiß ich natürlich auch nicht so genau.“

Ferdinand landet an diesem Nachmittag im Hofbräuhaus. Das war ja mal fällig – nun ist es passiert. Was da Restaurant heißt, interessiert ihn weniger. Er geht in die ‚Schwemme‘. Welcher Spruch empfängt den Heimatlosen?: ‚Durst ist schlimmer als Heimweh.‘ Die Meinung des Hofbräuhauses – Heimweh ist schon auch schlimm. Was so ein echter Biertrinker ist, der hat da in einem Gestell seinen eigenen Maßkrug, nummeriert und mit einem kleinen Vorhängeschloss gesichert. Ferdinand, wirst du je zu einer solchen Biertrinker-Gilde gehören? ‚Stammtisch der Wolperdinger‘ liest er, was soll denn das nun wieder heißen? Er traut sich, einen Kellner zu fragen. „Tier aus Bayern.“ Im Hofbräuhaus ist es immer sehr laut, deshalb versteht Ferdinand falsch: „Bier aus Bayern?“ „Ein Tier – des sieht man im Rausch.“

Zwei Weißwürste, eine Brezel, eine halbe Maß Bier. Und Saufkumpagne, die er vor einer Woche noch strengstens gemieden hätte. Nein, Saufkumpagne waren es eigentlich nicht, mehr stille Zecher, die recht leidenschaftslos das schlechte Spiel der Münchner gestern in Mailand diskutierten. Zwei von ihnen aßen Kuchen zum Bier, was bei Ferdinand ein deutlich flaes Gefühl im Magen auslöste. Männer, die ihre Frauen zu Hause hatten, die sie als Drachen verulkten. Einer mit einer besonders roten Nase betonte, dass er keinen Drachen habe.

Dafür hatte er dato einen heftigen Schnupfen. Er nieste, dass Gott erbarm‘. Und er nahm die Hand nicht sehr deutlich vor den Mund, von einem Taschentuch ganz zu schweigen. Er saß am Ende der Bank, war keineswegs mehr nüchtern und kippelte einmal so unglücklich, dass er von der

Bank rutschte und auf den Fliesen landete. Ferdinand half ihm auf die wackligen Beine und kriegte dabei einen Nieser voll ins Gesicht.

Der Mann mit der roten Nase entschuldigte sich über alle Maßen. Ferdinand nahm heiter, und weil er kein Papiertaschentuch bei sich hatte, ging er auf die Toilette und wischte sich mit Papierhandtüchern sorgfältig ab. Naja, das war gewiss nicht nur heiter, war ihm schon auch etwas zum Grausen. Er ging nicht mehr zum Tisch zurück, sondern verließ das Hofbräuhaus.

Da, wo die Werinherstraße diesen kleinen Knick nach rechts macht – also, wenn man aus Richtung Bahnhof Giesing kommt, dann kommt der Knick nach rechts, kommt man hingegen vom Tegernseer Platz, der höchst selten Tegernseer Platz genannt wird, sondern Tela-Post-Platz (Tela von Tegernseer Landstraße), was genauso nichtamtlich ist wie Giesinger Stachus, die U-Bahn-Station heißt Silberhornstraße - kommt man also vom Tegernseer Platz, dann geht der Knick nach links, da zweigt die Sebaldusstraße ab, in der Susanne wohnt, Sebaldusstraße 6. *Suche diese Straße nicht auf dem Stadtplan, geneigter Leser, es gibt sie in Wirklichkeit nicht. Sie zweigt da nur in diesem Roman ab.*

Vor der Haustür trafen die Schwestern zusammen. „Was hast du heute gemacht?“ fragte Susanne, „ich hoffe, du hast nicht Carlos gesucht.“ „Der heißt Karl. Nein, ich habe getanzt.“ „Wunderbar.“ „Gar nicht wunderbar, ich habe echte Probleme.“ „Was für Probleme?“ „Mobbing. Ich habe Angst, dass sie mich rausschmeißen.“ „Dich doch nicht! Die schönste Tänzerin deines Alters im heutigen München.“ „Schönheit ist nichts als ein ekliges Wurfgeschoss – dabei will ich gar nicht werfen, und nicht schießen, aber sie denken, es sei meine Waffe.“ „Wer?“ „Alle. Kollegin Ingrid, alle Männer, Fotoreporter, vor allem Damen, die nicht so schön sind. Manchmal wäre ich gerne eine kleine mausgraue Huppdohle – gute Tänzerin, aber bloß nicht schön.“ „Sowas kann ich auf Anhieb gar nicht denken. Schönheit, - das ist doch ein

Geschenk.“ „Eine Last, ein Klavier auf dem Buckel, wie sie früher die Hafentarbeiter in Athen schleppten. Lass mal, ich werd schon damit fertig. Und du hast Recht: es ist natürlich auch ein Geschenk, - danke.“ „Sag mir Bescheid, wenn aus dem Mobbing Ernst werden sollte. Juristenschwester kann vielleicht hilfreich sein.“ „Danke. Was hast du heute gemacht?“ „Gelernt, dass bei dreimaliger Vergewaltigung ein psychologisches Gutachten nach Maßgaben der Viktimologie dringend zu erwägen sei.“ „Da tanz ich lieber.“

Um diese Zeit arbeiteten sich die Viren in Ferdinands Nase zielstrebig zu den Stellen vor, an denen sie sich zwecks Schnupfen niederzulassen gedachten.

14 Die Nacht bei der Lieben Frau

Ferdinand hat gestern gegen 18 Uhr Mantel, Schirm und Plastiktüte geholt. Das Wetter hatte ihm trotz beachtlicher Kühle erlaubt, mit dem lila Rollkragenpullover unterm Jackett ohne den Wintermantel München zu durchqueren. Jetzt tigerte er nochmal durch die Innenstadt, auf der Suche nach einem weiteren Schlafzimmer. Das gesteht er sich zwar nicht so direkt ein, aber es ist so. Die sonst üblichen Bahnhofswürstchen hat er nach den Weißwürsten im Hofbräuhaus nicht mehr verspeist. Er geht in die Frauenkirche und kuckt, ob er in einem Beichtstuhl schlafen könnte. Nein. Sehen aus wie weiße Container und haben Sicherheitsschlösser. Sind wohl schon welche vor mir auf den Gedanken gekommen, im Gotteshaus zu übernachten. Er geht auch in die Gruft hinter dem Altar und liest da oben links: ‚Ludwig V. der Brandenburger‘. Er geht nah ran und auf die Zehenspitzen, als könnte er seinen preußischen Augen nicht trauen, - nein, eindeutig: ‚Ludwig V. der Brandenburger‘. Es schoss ihm durch den Kopf: Gibt vielleicht noch ein anderes Brandenburg?

Er kippelt etwas und stößt an eine junge Frau: „O, entschuldigen Sie.“ Sie fragt: „So kurzsichtig?“ Ferdinand stellt rasch richtig: „Nein, so erstaunt. War da wirklich mal was Bayerisches König in Brandenburg?“ Schön war sie, ein Teint - sowas von Pfirsich-Aprikose, randlose Brille auf diesen Teint gesetzt. Sie schaut ihn belustigt an: „In Brandenburg gab es nie einen König. Erst, als sie sich Preußen nannten, titulieren sich die Bosse da oben als Könige.“ „Wer war denn Ludwig der Brandenburger?“ „Herzog von Bayern.“ „Und was bedeutet Herzog?“ „Einer, der mit seinem –“ allerliebste, wie sie das jetzt betonte: „- Heer rumzog, Herzog.“ „Und so ein bayerischer Rumzog war mal Herrscher über meinen Müggelsee?“ „Ich kenne Ihren Müggelsee nicht, aber wenn er in der Mark Brandenburg liegt, dann hat unser Ludwig da sicher mal gefischt.“ „Das Erste, was ich höre, dabei wohne ich seit 26 Jahren in Berlin-Brandenburg. Aber ich bin kein Geschichtsfritze. Woher wissen Sie

denn das alles so genau?“ „Ich bin Geschichtsfritze von Beruf.“ „Ach so. Erzählen Sie mal ein bisschen, wenns Ihnen nichts ausmacht. Da ist dieser Ludwig einfach nach Norden gefahren?“

Sie schaute auf die Uhr und erzählte. Der denn doch etwas heilige Raum erforderte, dass man sehr gedämpft spricht. Ferdinand wars nicht unlieb, sein Ohr ein wenig dem schönen Mund zu nähern, der so kluge Sachen sagte: „Ich nehme doch an, dass er geritten ist. Sein Vater war deutscher Kaiser, hieß auch Ludwig, Ludwig der Bayer. Der schickte ihn – da war er erst elf Jahre alt - mit einem kleinen Hofstaat und Beamten da rauf. Sie sollten – ja, Staat machen in einer Provinz, die aus Münchner Sicht doch nicht viel mehr war als eine schrecklich unterbesiedelte Barbarenwüste. Dieser Wittelsbacher Ludwig V. hat sich, als er dann größer wurde, in der Streusandbüchse nie richtig wohl gefühlt.“ „Streusandbüchse?“ „Die Mark Brandenburg nannte man des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Streusandbüchse. Streusand benutzte man früher zum Trocknen der Tinte - wie heute ein Löschblatt.“ „Sie wissen aber ne Menge.“ „Das bringt der Beruf mit sich. Nach fünfzig Jahren war das bayerische Abenteuer in Brandenburg zu Ende. Ludwigs Nachfolger hieß Otto der Faule, der verkaufte den Sand an seinen Schwiegervater, den Kaiser Karl den Vierten, der war aus Luxemburg. Als Kaufpreis stotterte der 12.000 Gulden jährlich ab.“

Ferdinand jammerte erheitert: „Meine schöne Mark Brandenburg einfach verscherbeln.“ Sie fuhr fort: „Der Faule zog sich auf Schloss Wolfenstein bei Landshut zurück. Er konsumierte viel bayerisches Bier und eine schöne Müllerin, die hieß Gretl.“ Ferdinand hakte nach: „Er konsumierte die Müllerin oder ihr Mehl?“ „Sagen wir Beides. Damit war das Bayern-Intermezzo da oben vergessen.“ „Wie kommt so eine Historikerin in so eine Gruft?“ „Ich liebe diesen Raum. Und ich bete hier manchmal.“

Das Geständnis kam für Ferdinand unerwartet: „Darf ich mich für diesen Nachhilfeunterricht in brandenburgischer Geschichte ganz herzlich mit einer Tasse Kaffee bedanken? Wo geht man hier denn hin?“ Sie schaute wieder auf die Uhr: „Es tut mir sehr Leid. Mein Mann wartet.“ Ferdinand muss-

te das wirklich verkraften: „Und wie Leid mir das erst tut.“ Sehnsucht nach Susanne II in München. Die Historikerin ging die Treppe rauf, Ferdinand hinterher. Er freute sich, dass dieses grundgescheite Haus so schön mit dem Hintern wackeln konnte. Wissen die Frauen eigentlich, was sie uns damit antun? Die Antwort ist ziemlich einfach: Manche ja, manche nein, die meisten jein. Oben drehte sie sich um: „Sie sind auf der Durchreise hier?“ „Ja.“ „Wohin?“ „In die Wüste Sahara. Auf einen Sandsturm warten und mich zuwehen lassen.“ Sie schaute ihn sehr amüsiert an: „Tschüs.“ „Tschüs,“ sagte Ferdinand, folgte ihr ein bisschen, setzte sich dann in eine Bank. Beten? Was denn? Aber Händefalten als eine Restgeste war gut, es beruhigte, war aber mehr die norddeutsche Art. Die hier hielten einfach die Handinnenflächen aneinander, was wiederum nicht so weit weg war von den Gesten des Dalai Lama.

Später, 19 Uhr, um genau zu sein - Ferdinand saß immer noch in der Nähe des Gebetes - tigte Einer mit einem Schlüsselbund durch das Gotteshaus, Ferdinand entwischte ihm mit einem uralten Trick: schob sich um eine der sehr dicken Säulen rum, immer den Blicken des Mannes sich entziehend. Klappte hervorragend wie im Kino: Er war im Dom Unserer Lieben Frau zu München eingeschlossen und schlief etwas hart aber gut bis zum bösen Erwachen.

Susanne sinnierte vor dem Einschlafen, wieso der Semmelkopf gewusst hat, dass sie da am Montag vor der roten Ampel eines Kerls wegen heulte. Es hätte ja wegen eines entflohenen Wellensittichs sein können oder wegen eines geliebten Onkels, der an Krebs gestorben war. Nein: Wenn man auseinandergeht... Er muss sehr sensibel sein, fast ein Hellseher. Es wurde ihr warm ums Herz. Dann trat sie auf die Bremse, dass es quietschte: Packst du schon wieder was in so einen Macho rein, was gar nicht drin ist!? Erstens: ein Macho ist das Semmelgesicht nicht (und ein Semmelgesicht auch nicht), zweitens: Es stimmt doch, sie hat doch diesen Marlene-Vers nicht geträumt. Er hat sie durchschaut, er hat sie schwach gesehen, das quält, ein bisschen. Aber er hat doch ‚Auch das noch‘ gebrüllt. Dass ich immer von

Brüllen rede. Weils so wehgetan hat. Er hat schon eine Susanne, und mit der hat ers schwer.

Wäre doch eine wunderbare Gelegenheit, braucht er den Vornamen nicht umlernen. ‚Das nächste Jahr keinen ranlassen!‘ Und die Liebespranken ins Semmelgesicht krallen! Ein Semmelgesicht hat er nicht! Susanne, du elendes schwankendes Rohr in den Stürmen deines Gemütes. Dieselben oder jedenfalls sehr ähnliche Gedanken beim Aufwachen. Die einzige Chance ist der Kandelaber an der Ecke Ludwig- Von-der-Tann-Straße. Ich muss nur immer einigermaßen pünktlich da vorbeikommen. Und sein Hirnkasten muss schalten, dass ich da immer wieder vorbeikomme. Einzige Chancen also: Abhängigkeiten. Einzige Chancen – unglücklicher Plural. Aber das dämmerte Susanne schon seit einiger Zeit: dass wir schönen Menschenkinder an Abhängigkeiten kleben. Und wenns nicht so ist oder nicht so wäre, wären wir todunglücklich. Der Bezirk Freiheit ist ein sehr kleines, sehr begrenztes Terrain.

Ferdinand wurde sehr unsanft geweckt von dem Mann mit dem Schlüsselbund. Hausfriedensbruch, Polizei. Das Wort verlieh ihm Wendigkeit und Kraft: Er entwischte und konnte seinen Verfolger sehr schnell abschütteln. Dass er dann justament am nahen Polizeipräsidium vorbeikam, ließ ihn noch behänder zum Bahnhof eilen. Er kaufte am heutigen Donnerstag die Süddeutsche Zeitung. Er kriegt die von gestern: „Die ist ja von gestern!“ „Heute ist Feiertag!“ „Ach ja. Und das SZ-Extra?“ „Ist in der Zeitung von gestern.“ „Ach so. Danke. Tschüs.“ Die Seite mit den Vernissagen überblättert er voller Zorn: Alles Käse! Er schwelgte, was er alles tun könnte, wenn er das Geld locker sitzen hätte. Mensch, Kino könnte er sich doch mal leisten.

Er geht ins Kino, sehr frühe Vorstellung, sehr wenig Zuschauer, sieht ABOUT A BOY, die wunderbare englische Art. Von seiner Liebe für Hugh Grant war ja schon die Rede. Je besser der Film, desto größer die Traurigkeit hinterher auf der Straße, vor allem, wenn die fast feiertagsstille Straße das Wohnzimmer ist, am 3. Oktober, dem Tag der Deutschen Einheit, und kein Ohr, in das man was sagen könnte, flüstern schon gar nicht. Ohr von ‚Hallo,

ich bin die Susanne‘ wäre schön. Statt Flüstern brülle ich ‚Auch das noch!‘ Also gebrüllt habe ich nicht. Aber gibt so Situationen, da können drei Worte in mittlerer Stimmlage wie ein Donner krachen, so einer, der eine halbe Sekunde nach dem Blitz kommt, weil der Blitz so nah war. Da zischt man in Panik ab, dass das rote Rücklicht wackelt.

Ferdinand weiß gar nicht, wie er zu der Wiese im Englischen Garten kommt, wo er schon mal Fußball gespielt hat, da unter der Obhut des Monopteros. Naja, spielen ist das nicht eigentlich. Was sie in Berlin ‚mauken‘ nannten, heißt hier neuerdings ‚footen‘. Das Mädchen war heute nicht dabei. Das geht so wunderbar unabsichtlich: Man steht am Rande und schaut zu, da rollt der Ball vor die Füße, man schießt und erwischt das Ziel ziemlich genau, zwei Pässe später fällt ein Tor. Keine Rede davon, dass man unerlaubterweise in das Spiel eingegriffen habe. Plötzlich steht man mittendrin und ist gefangen genommen. Das Gemüt vergisst alles andere, die Beine rennen automatisch, kommt der Ball vor die Füße – und Schuss! Wut? Ja, auch ein bisschen über diese immerzu davonradelnde Susanne. Und über den ‚Auch das noch‘ brüllenden Ferdinand. Also, gebrüllt hab ich wirklich nicht! Und inzwischen habe ich doch auch gesungen. Vielleicht nicht besonders schön, aber sie hat gelächelt wie ein Engel. Er kommt außer Puste und zieht das Jackett aus, legt es auf den einen der beiden Haufen aus Jacken und Pullovern, die das Tor markieren. Ferdinand, geh ein bisschen sorgsamer um mit deinem Anzug – du hast nichts anderes. Ja, ist ja gut! Ich hätte Geld genug, mir einen neuen zu kaufen. Aber an welchen Baum hänge ich dann den hier?

Von den Schnupfenviren nur so viel: Sie leisteten den ihnen innewohnenden Dienst und werden morgen von sich hören lassen.

15 Keiner sagt Gesundheit, wenn Ferdinand niest

Und er niest viel an diesem Freitagmorgen. Gestern abend haben sie gefootet, bis sie den Ball kaum mehr erkennen konnten, und die Torpfosten aus Textilien in der Dunkelheit verschwammen. Ferdinand war ganz schön verschwitzt, als er das Jackett übers feuchte Hemd zog. „Wo gehstn lang?“ fragte er einen jungen Mann, mit dem er sich so manches Ball-Duell geliefert hatte. „Ich hab mei Radl hier,“ sagte der, schwang sich darauf und fuhr mit einem „Ciao!“ davon. Ferdinand erwiderte „Ciao!“ mit einem lauten a und einem ersterbenden o. Er fühlte sich recht plötzlich sehr abgespannt und müde, die Füße traten nur mit einiger Anstrengung Schritt vor Schritt. Irgendwo hatte er mal gelesen: Gehen ist eigentlich ein Stürzen, das vom jeweils nächsten Schritt aufgefangen wird.

Au, das war aber kein gutes Erwachen: Niesen, Husten, ein wenig Schüttelfrost, dicker Kopp, und Alles tut weh. Fieber? Grippe? Oder Schlimmeres? Aufstehen – schwindlig. Hoffentlich habe ich keins der Rösser angesteckt, dachte Ferdinand, wohl ein bisschen im Delirium. Und keine Papiertaschentücher. Kaufen. Auch Aspirin. Kautabletten? Nein, lieber so was Starkes. Dafür kriegt er in der Apotheke ein Glas Wasser. Kauft aber noch Kautabletten für den Rest des Tages. Dringlich rät der Apotheker, einen Arzt aufzusuchen. Ferdinands zuversichtliches Lächeln hat was vom Lächeln eines tapferen Kindes, dem gar nicht nach Lächeln zumute ist.

Ein Tag ohne Cappuccino im Tambosi. Ist das zu glauben?! Heute latscht kein Ferdinand durch München, heute sitzt er auf Parkbänken oder in Bushaltestellen – regnet ja zuweilen wieder etwas - und niest und rotzt. Wo hat er sich das denn bloß geholt? Dass der Mensch immer wissen will, wo er sich angesteckt hat. Weil er ein Kausaltier ist. Dabei ist es doch völlig wurscht. Gestern das Hemd vom Ballern reichlich verschwitzt. Na klar. Ach nee!, vorgestern die rote Rotznase im Hofbräuhaus. Ziemlich eindeutig. Mensch!: Freitag!, die Ärzte haben nur bis Mittag Sprechstunde! Naja, aber

Arzt? Personalien abliefern? Trotzdem: Beim nächsten Arztschild rein und rauf. Nicht mit dem Schnupfen zum Psychiater! Nein: Praktischer Arzt Dr. Alfons Zöberlein.

Das ging zunächst einmal sehr gut. Es war noch kurz vor Schluss der Sprechstunde ganz schön viel Betrieb. Viele Rezepte gegen Grippe und Schnupfen waren auszufüllen und zu unterschreiben. Ferdinand war wohl nicht der einzige Grippekranke in München. Er konnte sich ohne viel Mühe am Empfang durchschieben und ging ins Wartezimmer. Da wars gar nicht mehr so voll. Er setzte sich auf einen Stuhl direkt hinter der Tür. Wenn die aufging, wurde er glatt übersehen. Das war ihm ganz recht. Zwei Frauen unterhielten sich, Nase einigermaßen verstopft: „Aber unser Doktor ist doch ein sehr guter Arzt!“ „Aber eine Grippeepidemie ist eine Grippeepidemie.“ „Naja, ob das gleich eine Epidemie ist... Mir hat er noch immer geholfen.“ „Wird er ja auch diesmal tun. Jetzt dauerts nicht mehr lange.“ „Die wissen hier auch, was sie getan haben, nach solch einer Woche.“ „Ich wollte ja erst nicht. Aber das Wochenende und kein Arzt...“ Genau das hatte ja auch Ferdinand hergetrieben.

Die Praxis machte einen properen Eindruck, vielleicht eine Spur altmodisch: die Patienten wurden noch von der Sprechstundenhilfe direkt aufgerufen. Ein paar Mal ging die Tür auf, und ein Wartender nach dem anderen wurde rausgerufen. Die aufgehende Tür verdeckte Ferdinand erfolgreich. Erfolgreich? Naja, das war so eine zweischneidige Sache: Einerseits sehnte er sich nach der heilenden Hand und ein paar guten Worten des Arztes, andererseits war er froh, dass ihn Niemand nach dem Namen fragte. Schließlich war er allein im Wartezimmer. Ein letztes Mal schaute die Sprechstundenhilfe rein, fand das Zimmer leer und machte die Tür wieder zu. Ferdinand hörte sie rufen: „Das wars, Doktor! Für heute, für diese Woche!“ Ein dumpfes „Na Gott sei Dank! Nichts wie weg!“ folgte. Ferdinand stand auf und wollte rausgehen, tat Alles schrecklich weh. Er setzte sich wieder. Was sollte er denn da draußen sagen, wenn die schon am Zusammenpacken waren? Naja, aber er musste schon raus.

Schnupp-wupp-wupp, Türen fielen ins Schloss. Ferdinand machte die Tür des Wartezimmers auf. Da brannte kein Licht mehr, große Wochenendstille. Nur der Schlüssel schloss von außen ab, Schritte die Treppe runter. Ferdinand war eingeschlossen und wollte schreien. Aber er schrie nicht. Trotz sehr müden Gehirns schoss ihm durch den Kopf, dass das ein sehr gutes Wochenende werden könnte.

Wurde es auch. Sehr behutsam verließ Ferdinand das Wartezimmer und inspizierte seine neue Wohnung. Tür auf: Besenkammer. Tür zu. Tür auf: Behandlungszimmer mit zwei Liegen. Merken. Tür zu. Tür auf: Sprechzimmer des Arztes, Bücher, Medikamente. Merken. Tür zu. Tür auf: Badezimmer, Heißwasserhahn probieren, floss sehr schön heiß, Stöpsel rein, Laufenlassen. Auf dem Fensterbrett stapelten sich einige Kartons mit Prof. Schmidt's Nasenspülset JALA-NETI. Er packte eins aus und probierte es. Spülflüssigkeit rechts rein, links raus. So erfuhr er, dass die Nasenscheidewand beim Menschen oben offen ist. Naja, keine dringend notwendige Erfahrung für den Flüchtling, aber die Kanne wohl gut für den Verschnupften, der sie noch einige Male benutzte und am Ende gegen Hinterlegung von 10 Euro mitnahm.

Jetzt erstmal: Tür zu. Tür auf: Küche mit Eisschrank und Inhalt, der ihn vor dem Hungertod bewahren würde. Einige Knäckebrotkartons. Im Moment hatte er gar keinen Appetit. Tür zu. Tür auf: Abstellraum, einigermaßen ordentlich, zwei wunderbare warme Zudecken, die er gleich in den Behandlungsraum brachte, denn er gedachte heiß zu baden und dann einen langen Schlaf zu tun. Er untersuchte die Medikamente im Sprechzimmer – alles unverkäufliche Muster - und fand Pillen, die gegen alle seine Symptome gut sein sollten: Kopfschmerzen, Gliederschmerzen, verstopfte Nase, Niesreiz, Mattigkeit – ach, er war so matt! -, Müdigkeit. Dosierung: Gleich mal zwei nehmen, Wasserglas in der Küche, desgleichen Wasser. Ferdinand, du hast ne Wohnung. Nicht unbedingt die Wohnung eines Bankangestellten, aber verglichen mit Zirkus, Flaucher und auch Frauenkirche der reine Luxus.

Er badete sehr heiß, dass er ordentlich schwitzte, aufsteigend, das war so ein Mittel von zu Hause. Ohne Frottétücher wars nicht so doll, Händehandtücher jede Menge in einem Schränkchen. Verglichen mit der Hygiene der vergangenen zwei Wochen wars das Paradies, Händehandtücher tuns auch. Hemd waschen? Nicht jetzt, mit dem Brummschädel. Saft mit viel Vitamin C im Eisschrank. Und dann hinlegen, sich schön einmümmeln in die beiden Decken, noch Einiges an Feuchtigkeit nachschwitzen. Ob der geneigte Leser es glaubt oder nicht: Ferdinand legte vorher noch seine Hose ordentlich über eine Stuhllehne, versorgte auch Jackett und Mantel auf zwei Bügeln.

Susanne hat heute nachmittag wieder eine Prüfung bei Professor Kammhuber. Aber sie fährt schon früh rein, weil sie auf eine Begegnung an der bekannten Ampel hofft. Sie fährt so früh, dass sie da zehn Mal Rot abwarten kann. Aber Semmelkopp kommt nicht und singt nicht und sagt nichts. Ist er doch nicht so helle, wie sie gehofft hat? Beim elften Grün fährt sie weiter. Sie ist mit Franziska verabredet, die ihr die Prüfungsfragen noch einmal abhört. Franziska macht das wunderbar, gelassen und geduldig. Gibt Kommilitonen, die einen da wahnsinnig machen, die schlimmer sind als die prüfenden Professoren, weil sie völlig unnötige Machtspiele spielen. Über Machtgelüste müsste man mal grundsätzlich nachdenken. Da sitzt einer mit einem Buch oder einem Zettel auf dem Schoß und fragt einen Wehrlosen, der nirgendwo mehr nachschlagen kann. Eine delikate Ungleichgewichtung. Gelüste ist ja da ein sehr erhellendes Wort, Machtgelüste schiebt die Sache in ein Nebenzimmer von Sadismus. Und da war Susanne überempfindlich, wahrscheinlich, weil ihr jeglicher Masochismus so fremd und zuwider war.

Die Prüfung bei Professor Kammhuber ging dann phantastisch gut. Kammhuber ist kein Prüflingsschinder, aber er gilt als unbestechlich. Er will Fakten wissen. Und wenn so ein gestresster Prüfling mal etwas nicht weiß, soll ers sagen, bloß nicht rumquatschen. So verfuhr Susanne. Die Antwort auf eine bestimmte Frage wusste sie einfach nicht. Und das gestand sie. Da wollte der Professor von ihr wissen, wo genau sie nachschlagen müsste, um

die präzise Antwort zu finden. Das wusste nun Susanne einwandfrei, sie nannte sogar die Seitenzahl, mit ganz kleinem Unsicherheitsfaktor: „Ich hoffe sehr, dass es stimmt. Steht unten rechts.“ Kammhuber lächelte: „Geht doch nichts über ein mnemotechnisches Gedächtnis.“ Susanne war überfordert: „Verzeihen Sie: Was ist Mnemotechnik?“ „Gedächtnistraining. In diesem Fall über die Augen, die im Gedächtnis speichern, wo Sie was gelesen haben, auch wenn Sie das Gelesene selbst vergessen haben. Erhalten Sie sich das.“ Er schlug in einem Lehrbuch nach: „Sogar die Seitenzahl stimmt. Sehr gut.“

Das war dann das Ergebnis: Sehr gut. Susanne jubelte und rannte zu Franziska, küsste sie ab und umarmte sie: „Und das bei all meinen Problemen!“ „Vielleicht wegen all deiner Probleme. Ich freu mich für dich! Nächstes Semester bin ich dran.“ „Wenn du mich brauchst – rühr dich.“ „Danke. Aber sieh erstmal zu, dass du all deinen weiteren Mist mit so viel Bravour ablegst wie die Prüfung heute.“ „Ich bin ein bisschen fassungslos: Da jage ich Carlos zum Teufel, da brüllt mich einer an und schreit ‚Auch das noch!‘ –“ „Hat der wirklich gebrüllt?“ „Nein, ich sage das immer nur, weils so wehgetan hat – und eine Woche später mach ich die Prüfung mit Sehr gut. Ich muss meine Eltern anrufen!“

Die Virenpopulation wurde schon ein wenig dezimiert, während Ferdinand am hellerlichten Freitag in tiefen Schlaf gesunken war.

16 Neues aus Berlin

Ferdinand hat rund sechzehn Stunden geschlafen. Zwischendurch wurde er immer wieder mal wach. Er brauchte mit seinem Brummschädel einige Zeit, ehe er sich in der völlig ungewohnten Umgebung zurecht fand. Er hatte sich vorgenommen, kein Licht zu machen, das könnte irgendwelche Anwohner irritieren. Es drang auch etwas Licht von der Straße rein, den Weg zum Klo fand er allemal. Und der Brummschädel hörte allmählich auf zu brummen, ja, das ließ nach, Gott sei Dank. Kranker Flüchtling kommt nicht weit. Das war wieder so ein ziemlich ekliges Stichwort: weit kommen. Mensch, wohin denn?

Eine so schöne und für ihn so begehrenswerte Frau so beinahe kennenlernen, aber nicht ganz kennenlernen. Und so gut wie keine Chance, das in Ordnung zu bügeln. Eingesperrt in eine Arztpraxis – naja, nur übers Wochenende, aber immerhin temporäre Freiheitsberaubung. Aber auch nicht undankbar sein: mit abklingendem Schnupfen in formidabler Umgebung. Und ein sehr energierender Traum über alle Pausen hinweg, immer wieder: Ein Baum im Berliner Grunewald, der abgeholzt werden sollte, aber da hing noch etwas drin, das musste vorher gerettet werden. Was Lebendiges? Nein, nein, eher eine Weihnachtsbaumkugel – aber die war doch schon runter – nein, der Baum wurde ja noch gar nicht gefällt – aber er konnte doch auch mit der Kugel gefällt werden – ja, die war dann kaputt oder auch nicht – der Baum muss gar nicht gefällt werden – aber er soll gefällt werden...

Er nahm nochmal zwei von den Tabletten, trank Wasser drauf, trank Orangensaft, hatte kaum Appetit und überlegte, wie er es am geschicktesten anstellt, am Montag unbemerkt wieder ins Leben schlüpfen zu können. Ins Leben? Naja. Er konnte nicht gleich rausziehen, wenn die Sprechstundenhilfe reinkam, aber er durfte auch nicht zu lange bleiben. Doch: je mehr Betrieb da war, desto leichter schlüpfte er doch weg. Keine anderen Sorgen am Samstagmorgen? Irgendwo ein Fenster aufmachen? Sollten aber die Leute

ringsum nicht sehen. Plötzlicher Schreck: Es könnte ja eine Putzfrau kommen. Keine Ahnung, wie das in dieser Praxis geregelt wurde. Er wusch sein Hemd und setzte sich dann ins Wartezimmer und ließ die Tür einen Spalt weit offen.

Schreckliche Sex-Geschichten, so schamlos, interessierten ihn nur in den Tiefenschichten, wo der Lustmolch haust, hockt, lauert, west... Muss das denn in die Welt rausgeblasen werden?

Mitten in der Lektüre stand er auf und ging im Sprechzimmer des Arztes zum Telefon und rief Susanne in Berlin an: „Hallo, Susanne, ich bins!“ „Ferdinand! Wo bist du?“

„Sage ich nicht. War Polizei da?“ „Ja, Anfang der Woche. Ich hab nichts gesagt, aber ich glaube, die Boettiger hat denen was gesteckt.“ „Was?“ „Naja, dass wir zusammen leben oder so.“ „Was hast du gesagt?“ „Och, nichts Schlimmes, nichts von den Asienmännern und auch nichts, dass du angerufen hast. Hattest du mir ja befohlen. Nur, dass du weg bist und ich habe keine Ahnung, wo du hin bist.“ „Hattest du noch mal mit dem Gangster zu tun?“ „Nein, nichts. Dem hattest du ja ganz schön Bescheid gestoßen. War gut!“ „Was sagen sie in der Bank?“ „Och, nichts Besonderes. Geht wie alle Tage. Der Effel kuckt mich manchmal ein bisschen traurig an. Frau Boettiger macht deinen Schalter, kriegt aber manchmal Ärger, weil sies nicht so gut macht wie du.“ „Bin ich denn noch auf der Gehaltsliste?“ „Nein. Ich selber musste dich da löschen. Hat der Chef selber angeordnet. Was sollte ich machen?“ „Bist du clean?“ „Ja, seit du weg bist nicht ein bisschen mehr.“ Wenn das stimmte, wars kein Bonus für Ferdinand: mit mir haschte sie, ohne mich nicht. Aber vielleicht log sie. Aber es kam noch was:

„Und unser Kind?“ fragte er. „Dem geht's gut, strampelt manchmal so süß! Der Heinz liebt es auch schon so.“ Ferdinand war denn doch reichlich erstaunt: „Wieso der Heinz?“ „Der wohnt ja jetzt hier, seit Mittwoch, nee, seit Dienstag - ist er eingezogen. Er ist sehr nett zu mir. Wir verstehn uns prima! Wir machen viel Quatsch, also so lustigen Quatsch.“ Ferdinand schwieg.

„He, bist du noch da?“ „Jaja, ich habe das nicht erwartet, dass der Heinz da jetzt wohnt. Soll ich gar nicht wiederkommen?“ „Naja, kannst schon, aber – wenn du noch ne Weile wegbleibst – wär auch gut.“ Sie singsangelte wie die Kinder beim Versteckspielen: „Bleib, wo du bist, und rühr dich nicht...“ „Und meine Sachen?“ wollte Ferdinand noch wissen. „Die passen dem Heinz ganz toll! Vor allem in dem Übergangsmantel, weißt schon, dem braunen, da sieht er todschick aus.“ „Susanne -?“ „Ja?“ „Ich weiß nicht, wies bei mir weitergeht...“ „Gehts dir nicht gut?“ „Doch, eigentlich ganz gut. Ich meld mich mal wieder.“ „Ja, mach das. Tschüs.“ „Und erzähl keinem, dass ich angerufen habe Tschüs.“

Jetzt wäre Ferdinand gerne die Ludwigstraße rauf- und runtergegangen, ziemlich schnell, seine Denk-Straße. Eingesperrt beim Arzt, noch 48 Stunden. Auf der einen Straßenseite: Susanne I und ich in Berlin – wir haben uns eigentlich nur noch gegenseitig gequält am Schluss, aber dass da ein anderer in meinen Revieren wildert, - also so ganz frei von Eifersucht bin ich nicht, nein. Auf der anderen Straßenseite: Susanne I und Heinz, die passen eigentlich ganz gut, machen viel Quatsch zusammen. Wir passten ja nicht zusammen. Wir haben eigentlich nie Quatsch gemacht. Das wäre schon eine Lösung. Aber das Kind?

Plötzlich stieg ein furchtbarer Verdacht in ihm hoch. Er rief nochmal in Berlin an: „Susanne, ich bins nochmal, -“ „Gut, dass du nochmal anrufst. Ich hab ganz vergessen, dir zu sagen, dass Heinz und ich heiraten wollen. Ganz in weiß, auch eine weiße Kutsche. Und Heinz auch ganz in weiß. Irre teuer.“ Ferdinand musste tief Luft holen, versuchte, ganz gelassen zu bleiben: „Wann wollt ihr heiraten?“ „Wissen wir noch nicht. Vielleicht heiraten wir auch im Knast.“ „Im Gefängnis?“ „Ja, der Heinz muss da vielleicht noch was absitzen. Er sagt, wenn er morgen vor Gericht steht, - die könnten ihm nichts nachweisen.“ Das ist nur ein furchtbares Durcheinander für Ferdinand: „Wieso muss er dann in den Knast?“ „Naja, er weiß ja auch nicht. So Heiraten im Knast wär ja auch super. Dann natürlich nicht in weiß und ohne Kutsche, alles ganz schlicht, sparen wir ne Menge Knete.“ „Susanne,

weshalb ich nochmal anrufe: Unser Kind – ist das eigentlich unser Kind?“ „Was meinst du?“ „Könnte auch Heinz der Vater sein?“ „Das könnte sein, ja, Kind von uns allen. Das sehn wir, wenns da ist - wems ähnlicher sieht.“ „Tschüs.“ Ferdinand hängte ein.

Und nicht rauszukönnen aus dieser Wohnung. Er tigerte eine halbe Stunde durch alle Räume. Zorn, Wut, Erleichterung, Rachegefühle, Freiheiten. Alles zusammen und alles zugleich, eine schreckliche Mischung. Aber wars nicht eigentlich ganz egal, wer da Vater war? Wichtig war doch nur, dass ein Vater da war, egal, ob er dem Kind ähnlich sah oder nicht. Und Heinz schien ja die Partie übernehmen zu wollen. Und diese denn doch etwas rätselhafte Berliner Susanne: Kein Wörtchen Mitgefühl mit ihm, der doch eine geraume Zeit ihr enger Partner war und sich verdünnt hatte ohne Abschied, einfach so: heiratet den Heinz. Ferdinand konnte nicht umhin, sie ein wenig – ja: zu bewundern. Es war doch gut, war ja auch Entlastung. Sie hatte den Schritt aus der Hölle getan, wenns auch vielleicht nur eine Vorhölle war.

Ja, eine Weile war das ganz gut. Aber dann kamen wieder die anderen Gedanken, die mehr sperrigen. Eine Seite aus dem Leben einfach rausreißen? Nicht doch: umblättern.

Ein Kapitel wurde soeben beendet. Es wäre sogar Wiederaufnahme möglich. Aber nur in einem neuen Kapitel, auf neuen, ganz leeren Seiten. Nein, eher nein. Sehnsucht nach Susanne II in München. Bloß wo, wo, wo wäre ihr Rockzipfel zu fassen oder gar ihr schöner Hintern... Zu fassen? Ja, klar, er war doch jetzt viel freier als noch vor fünf Minuten. Er versuchte es nochmal im Wartezimmer mit den Illustrierten. Nee, ging jetzt nicht mehr. Was essen, Kummer macht Hunger. Einen Kräutertee aufbrühen. Knäckebröte, eins mit Marmelade, eins mit feiner Leberwurst. Als Junge hatte er immer Lebenswurst gesagt. Mahlzeit.

Es gab keinerlei Muss mehr, nach Berlin zu fahren und der dortigen Susanne beizustehen. Jetzt war er erst wirklich vogelfrei, und das war nicht

nur ein gutes Gefühl. Es gibt das, dass man eine neue Identität bekommt. Ganoven machen das, schicken die Kumpels zu Gesichtsoptionen – Schweigepflicht des Chirurgen erkaufen! - oder die Polizei sorgt dafür, damit die Ganoven keine Rache an einem nehmen können. Aber dazu war er ein zu kleiner Fisch. Scheiß-Quarantäne, in der man nicht die Ludwigstraße rauf- und runtergehen kann.

Susanne II in München – *Keine Angst: ich Alleskieker webe an deinem Glück. Wir Schriftsteller sind Weber, vom Himmel aufgerufen, sehr feine und schöne Muster zu weben, von der Hölle, sehr hässliche, scheußliche, böse, strangulierende. Und das geht auch noch manchmal durcheinander, da ist Feinsinn plötzlich Sünde, und Scheußlichkeit notwendige Pflicht, die in schönste Poesie münden kann. Kann. Susanne, du wirst von deinem Autor Alleskieker nicht verlangen, dass er dir nur Edles aufs Lebensbrot schmiert. Aber er liebt dich.*

Susanne, du hast gestern einen feinen Sieg errungen, ein ‚Sehr gut‘ in der Prüfung, vor der du so viel Angst hattest, du bist seit fast einer Woche das Schwanz-Monster los. Nimm dir doch mal ein bisschen Zeit, dich darüber zu freuen! Ja, aber – nun ja, der Brüller, der nicht gebrüllt hat, ist verschwunden. Susanne ist fest entschlossen, so lange an der Ampel zu warten, bis der Kerl wieder auftaucht, damit sie ihm die Liebespranken ins Fleisch krallen kann. So lange? Jedenfalls sehr lange. Es gab ja gar keine andere Chance. Dann malte sie behutsam den Terminkalender der nächsten Woche auf ein Blatt Papier: Die beiden mündlichen Prüfungen am Mittwoch und Freitag. Das Lernpensum wird mit jeder Prüfung weniger – wunderbar! Damit Susanne nicht zu sehr frohlockt, springt ihr die schriftliche Arbeit ins Genick. Die Phase ‚Ist ja überhaupt nicht zu schaffen‘ verblasst etwas, sehr zögerlich dämmert sowas wie ‚Mit einigem Glück, mit viel Geschick könnte das zu schaffen sein‘.

Dann klopft es an der Tür; sweet sixteen Liliane will wissen, ob die Schwester mitkommt, oder ob sie immer noch lernen muss, dass nach der dritten Vergewaltigung ein Victomologie-Gutachten ausgestellt werden muss.

„Ich komme mit. Schließlich habe ich gestern eine Eins bekommen. Und morgen ist Sonntag. Es heißt nicht Victomologie, sondern Victimologie, Vic-tima ist das Opfer oder Opfertier. Und ein Gutachten wird nicht ausgestellt, sondern erstellt. Wo wollen wir denn hin?“ „Vielleicht zu unserem alten Ita-liener?“ „Nein, da gehe ich nicht hin. Da könnte Karl sein, mach ich nicht.“ „Wir finden was anderes. Unten wartet Kim, süßer Junge aus Java, Kollege, schon seit seinem zweiten Lebensjahr in München. Dann gehen wir vielleicht javanisch essen.“ Susanne ahnte da ganz zarte Verbindungsschlieren zwi-schen Liliane und dem Javajungen Kim. Es wurde ein schöner Abend.

Die Viren auf panikartigem Rückzug, Gesundung in Bälde.

17 Treue ist die letzte Dekadenz

Ferdinand schlief schon wieder fest gestern abend, so um 10 Uhr. Da wachte er auf von Geräuschen und Stimmen. Licht im Flur beim Empfang. Ferdinand beeilte sich, ebenfalls Licht zu machen, das aus der nur angelehnten Tür fiel.

Gleich rief eine Männerstimme: „Ist da wer?“ „Ja.“ „Einbrecher?“ „Nein.“ „Bewaffnet?“ „Nein nein.“ Ferdinand trat in seiner Unterwäsche auf die Diele: „Ich hoffe, dass Sie auch unbewaffnet sind. Nein, sind Sie nicht.“ „Wo wäre meine Waffe?“ „Das schöne Mädchen da. Ich muss Ihnen was erklären.“ „Das glaube ich auch. Aber machen Sies kurz.“ „Kurz, ja: - Ich bin Penner, kriege einen ganz ekelhaften Schnupfen, gehe zum Arzt und werde fürs Wochenende eingeschlossen, was nicht im Geringsten meine Absicht war, das müssen Sie mir bitte glauben. Ich finde Medikamente, eine Wanne, heißes Wasser, eine Liege, zwei Decken, schlafe fast 16 Stunden. Und war jetzt schon wieder eingeschlafen. Ende meiner Erkältung und meiner Erklärung.“

„Sie verlassen die Praxis. Die Polizei werde ich nicht einschalten. Meine Freundin soll hier schlafen.“ „Henne, das kannst du nicht machen. Den kranken Mann in die Nacht jagen. Hier ist doch wohl Platz für zwei.“ Henne schwieg, schaute beide an, Ferdinand in der Unterwäsche, das Mädchen, das auch Richtung Unterwäsche kuckte. Ziemlich schrille Handy-Klingel. Henne holte es aus der Tasche und meldete sich: „Zöberlein? – Ach, Mama, wir sind kurz vor dem Kreuz Brunnthal. Ja, also – wir - ich hab einen Anhalter mitgenommen, - ja, bin bald zu Hause. War ein wahnsinniger Stau ab Brenner, fast vier Stunden nur stop-and-go. Jaja, Hunger hab ich schon noch. Nein, der steigt gleich aus, ich komm alleine. Bis gleich. Tschüs.“ Er schaltete aus und steckte das Gerät weg: „Ich lass euch nicht gern alleine. Aber manchmal gehts ja im Leben nicht ohne Risiko. Schnuckel, Gute Nacht. Ich seh zu, dass ich morgen möglichst bald von meiner Mutter los-

komme. Wenns gar nicht anders geht, komme ich dann jedenfalls abends und bringe dich zur Bahn. Herr –?“ „Brennicke,“ beeilte sich Ferdinand zu sagen, „Andreas Brennicke.“ „Herr Brennicke, Sie beschützen meinen Schnuckel. Und machen Sie beim Beschützen keine schiefen Sachen. Ich kann da sehr unangenehm werden.“ Er umarmte das Mädchen und ging: „Tschüs!“ Von draußen schloss er zu.

Das Mädchen – nett gesagt – lächelte, etwas weniger nett: grinste: „Eingeschlossen beim Onkel Doktor, schönes Mädchen – das haben Sie selbst gesagt - und Mann in Unterhosen.“ Ferdinand ging ins Behandlungszimmer: „Ich hol meine Hose.“ Sie war schön frech: „Lohnt doch nicht mehr. Oder willst du nicht mit mir schlafen?“ Ferdinand schwieg. Sie redete weiter: „Son ‚Machs mit‘ habe ich immer mit. Oder bist du ein impotenter Penner?“ Ferdinand versuchte, sehr überzeugend zu sein: „Ja.“ „Glaube ich dir nicht. Wasn los?“ „Verliebt.“ „Ach du Scheiß! Ist sie schöner als ich? Kann sie besser?“ „Ich hab sie noch gar nicht und bin schon treu.“ „Treue ist die allerletzte Dekadenz.“ „Ja.“ „Glaubst du gar nicht.“ „Nein.“ „Nicht so ganz einfach mit dir.“ „Ja –“ Er musste lachen: „Nein. Enten sind auch dekadent.“ „Was?“ „Leben vorwiegend monogam.“ „Sag bloß die führen son Eheleben wie wir Menschen.“ „Ja, Enten sind echt treu, viele Vogelarten auch.“ „Mensch, ich werd nicht mehr – da respektiere ich doch tatsächlich dein Gequatsche. Erzähl von deiner Dekadenz.“ „Da gibt’s nicht viel zu erzählen, ist ja alles davor.“ „Wieso bistn Penner?“ „Polizei ist hinter mir her.“ „Also doch, muss ich hier mit einem Mörder übernachten.“ „Nein. Höchst dilettantischer Kleingauner.“ „Auch interessant. Erzähl.“ „Nein, sind lauter Geheimnisse. Wollen wir nicht was essen?“ „Ja, ich hab Hunger. Was gibts denn?“ „Was Sprechstundenhilfen so horten: Kräuterquark, bisschen Aufschnitt, Joghurt, Marmelade.“ „Und zu trinken?“ „Schokotrunk. Da steht auch ein Piccolo im Eisschrank.“ „Genau richtig. Her damit!“ „Ich decke mal den Tisch.“

Sie kam zu ihm, setzte sich auf einen Stuhl am Küchentisch: „Also, viel habe ich mir ja nicht vorgestellt, als Henne mir die Praxis als Nachtquartier anbot. Und das hier ganz bestimmt nicht.“ „Warum schläfst du denn

nicht bei ihm?“ „Die Eltern haben was gegen mich. Kann ich ihnen nicht verübeln. So doll bin ich für Bürgerliche nicht. Aber Henne hat sich so richtig in mich verkuckt.“ „Liebst du ihn?“ „Nein. Als die Eltern noch mit da unten in Südtirol waren, haben wir viel Katz und Maus gespielt. Als wir das nicht mehr mussten, wurde es ziemlich fade. Die Eltern mussten früher nach Hause.“ „Gibt nichts Schlimmeres als fade Liebschaften.“ „Klingt, als hättest du Erfahrung?“ „Naja, nicht direkt fade. Aber wenn aus Mitleid keine Liebe wird.“ „Hör auf, kenne ich. Ich finds ja doch ein bisschen schade, dass ich mit dir nicht schlafen kann. Erzähl mal.“ „Ich hab sie dreimal gesehen, in Kunstausstellungen, beim dritten Mal hat sich mich draußen auf der Straße abgefangen und hat gesagt: ‚Hallo, ich bin die Susanne.‘“ „Hast du gesagt: ‚Hallo, ich bin der Andreas.‘“ „Nee, eben nicht. Ich hab gesagt: ‚Auch das noch!‘“ „Warum denn um Himmelswillen?“ „Weil ich eine Susanne in Berlin habe, mit der es nicht klappt.“ „Die, bei der aus dem Mitleid keine Liebe geworden ist?“ „Genau die. Kann man doch verstehen, dass ich sage: ‚Auch das noch.‘“ „Naja, ein bisschen mehr Geistesgegenwart wär schon – Gehts noch weiter?“ „Ja, ein wahnsinniges Glück beschert sie mir zwei Tage später auf dem Fahrrad an einer Ampel. Sie heult sich die Augen aus. Ich singe: ‚Warum denn weinen...‘“ „Marlene.“ „Genau.“ „Ist sie dir um den Hals gefallen!“ „Nein, sie hat wahnsinnig schön gelächelt, und dann ist es Grün geworden und sie ist weggefahren.“ „Bist du sicher, dass sie wahnsinnig schön gelächelt hat?“ „Ganz ganz ganz sicher.“ „Klingt glaubwürdig. Und?“ „Ja, nichts und! Aus! Ende! Schluss!“ „Gute Nacht.“ „Jetzt weißte auch nicht weiter.“ „Nein, vor allem nicht in einer Arztpraxis, Sonnabendnacht mit einem Jungen, der nicht mit mir schlafen kann, weil er in soner Geschichte zum Heulen steckt. Ich bin müde. Gute Nacht.“

Ferdinand wachte am heutigen Sonntagmorgen sehr erleichtert auf, fühlte sich wie neugeboren. Wo war der Schnupfen? Er zog sich an, schaute nach dem Mädchen. Sie lächelte ihn an. Er fragte: „Gut geschlafen?“ „Sehr gut. Und du?“ „Phantastisch! Ich melde den Verlust der gesamten Virenpopulation, alle Reste heute Nacht massakriert. Können einem ja schon beinah

wieder Leid tun.“ „Also, Mitleid mit Viren? Mit Tieren ja, aber nicht mit Viren. Glaubst du, dass du einen Kaffee zustandebringst?“ „Ich werde mein Bestes tun.“

Ferdinand ging in die Küche und bereitete ein kleines freundliches Frühstück. Beim Essen sagte das Mädchen: „Ich weiß, wie du an deine Susanne kommst.“ „Also, wenn du das wüsstest –“ „Ich weiß es: Du musst an die Ampel gehen und so lange warten, bis sie vorbeikommt. Was war denn das für eine Uhrzeit?“ „Morgens kurz nach sieben.“ „Könnte sein, dass sie aus dem Bett von ihrem Freund kam, wegen dem sie geheult hat. Ist aber eher anzunehmen, dass sie da jeden Morgen vorbeikommt auf dem Weg zur Arbeit.“ Ferdinands Augen glänzten: „Klingt genial. Was mach ich, wenns klappt?“ „Musst du sie vom Rad schubsen und ihr beim Aufstehen helfen.“ „Klingt brutal.“ „Du musst alles tun, dass sie dir nicht wieder davonsaust!“ „Jaja, aber ob Vom-Rad-Schubsen da das geeignete Mittel ist...“ „Wenn dir was Besseres einfällt –“ „Tut mir richtig Leid, dass ich nicht mit dir schlafen wollte.“ „Komm, lass das jetzt. Das war gestern abend. Und Jungenssex aus Dankbarkeit – nein, danke.“ „Ich muss dann meine Eltern anrufen, die sind in Spanien. In dieser Wohnung gibt’s viele Söhne, die ihren Eltern am Telefon was vorlügen.“

Ferdinand telefonierte: „Hallo, Mutti, hier ist Ferdinand.“ „Hallo Ferdinand, alter Junge. Wie geht’s?“ „Gut so weit. Und euch?“ „Ihr habt kein gutes Wetter in Berlin. Wir sehen hier jeden Abend ZDF.“ „Naja, der Herbst kommt. Und ihr habt wahrscheinlich phantastisches Wetter.“ „Phantastisch! Noch wunderbar warm und Sonne pur von morgens bis abends. Vati ist sehr fleißig, macht die Pergola beim Kücheneingang.“ „Kannst du die Kartoffeln im Schatten schälen.“ „Genau. Und was gibt’s Neues bei dir?“ „Eigentlich gar nichts. Es herbstelt und –“ „Ferdinand, du bist auch langweilig, redest nur vom Wetter.“ „Was meinst du mit auch?“ „Naja hier – also nächstes Jahr wollen wir nicht mehr so lange auf die Insel gehn. Nur die wirklichen Wintermonate. Du wirst lachen: mir fehlt die Oper. So November bis Februar vielleicht.“ „Aber dies Jahr bleibt ihr noch?“ „Jaja, wir haben ja den Rückflug

gebucht, 14. April.“ „Gut.“ „Könntest ja auch sagen: So lange noch?, ich hab Sehnsucht nach euch.“ „Naja –“ „Lass gut sein. Ich weiß ja, dass du uns lieb hast.“ „Könnt ihr sicher sein.“ „Schön. So – gibt’s noch was Wichtiges?“ „Ich denke nicht, nein.“ „Also dann – bis nächsten Sonntag. Tschüs, Ferdinand!“ „Tschüs, Mutti, grüß Vati!“

Das Mädchen hatte sehr genau zugehört: „Wie heißt du?“ „Auch ein Klein-Gauner muss gewisse Vorsichtsmaßnahmen beachten. Ich heiße Ferdinand.“ „Und du bist nie und nimmer ein Gauner.“ „Klein-Gauner.“ „Winzig-Gauner allerhöchstens. Würde ich schon gerne ein bisschen was wissen.“ „Aber du kannst verstehen, dass ich die Klappe halte.“ „Jaja, friss du nur deinen Murks in dich rein...“ Sie hatten eine gute Zeit, redeten noch ne Menge, Ferdinand las noch ein bisschen in den Illustrierten, fand auch halbwegs Seriöses, - nein, er ist da ja gar kein Kostverächter, aber es gibt schon schlimmes Zeug im Blätterwald, mit Sexualitäten – zum Grausen. Das Mädchen fand im Sprechzimmer ein Buch, in dem sie lange las. Mittags gabs Fertigsuppen und Knäckebrot. „Bin ja mal gespannt, wann der Henne kommt.“ „Wann geht denn dein Zug?“ fragte Ferdinand. „19 Uhr 42.“ „Dann kommt er nicht vor sieben.“

Susanne überlegte, ob sie am morgigen Montag ihre Früh tour nicht auslassen sollte, sie könnte erstmal zwei oder drei Stunden zu Hause lernen. Nein, geht nicht: Chance auf Jungensfleisch an der Ampel zwecks Pranke-reinkrallen unmöglich auslassen. Und wenn ich da Jahre warten muss.

18 Das Grün an der Ampel führt ins Verderben

Dann kam gestern Abend schließlich Henne. Ferdinand hatte richtig getippt: Es war kurz vor sieben. Er entschuldigte sich gleich: „Tut mir wahnsinnig Leid, Schnuckel. Aber ich konnte nicht früher weg. Du wirst vielleicht denken, ich bin ein Muttersöhnchen.“ „Bist du nicht?“ „Doch, aber – bei meinen Eltern steht nicht alles zum Besten, und da bin ich dann so eine Art Brückenpfeiler. Mir gehts mächtig auf den Keks, aber meine Mutter hat mich dann gerne in der Nähe. Ich kann da nicht Nein sagen.“ „Gefällt mir, könnte mich glatt neu in dich verlieben.“ „Leider müssen wir,“ sagte Henne, „sonst kriegst du deinen Zug nicht. Herr Brennicke, wollen Sie denn nochmal hier schlafen?“ Ferdinand überlegte und vergaß das Wichtigste: „Fände ich ganz schön, ja.“

Aber das Mädchen protestierte vehement: „Ferdinand, du kannst nicht hier übernachten!“ Henne war erstaunt: „Ich denke, er heißt Andreas?“ Ferdinand erklärte: „Warum nicht? Ich komm morgen früh schon irgendwie hier raus.“ Das Mädchen konterte fassungslos: „Aber du musst um sieben an der Ampel sein!“ Das war sehr hart für Ferdinand, ihm stockte kurz der Atem: „Booooch - Also – das deprimiert mich jetzt aber, dass ich das vergessen habe, wirft kein gutes Licht auf meine Liebe...“ „Kannste laut sagen.“ „Aber du behältst es bitte für dich.“ Sie lachte: „Nein, ich steh morgen um sieben an der Ampel und petze deiner Susanne alles.“ Henne drängelte ein bisschen: „Holst du bitte deine Sachen. Wir müssen.“

Ferdinand zog das Jackett an, holte Mantel, Schirm und Tasche und ging ins Treppenhaus. Henne fragte erstaunt: „Mehr haben Sie nicht?“ „Ich habe Ihnen ja gestanden, dass ich ein Penner bin.“ Beim Verabschieden viel Lächeln zwischen dem Mädchen und Ferdinand. Sie hauchte einen Kuss auf seinen Bart. Bei Henne bedankte er sich. „Wofür?“ „Der Weg zur Polizei war geebnet. Hausfriedensbruch oder sowas.“ „Schon gut.“

Ferdinand ging noch einmal zum Terrain seiner geplanten Eroberung:

Ampel und Kandelaber an der Ecke Ludwig- Von-der-Tann-Straße. Er beschloss, in der Unterführung so weit runterzugehen, dass er sie ankommen sah, sie ihn aber nicht gleich erkannte. Wenn sie hielt, raufzujagen, hinten um die Brüstung rum und das Wild zu fangen. Nicht vom Rad schubsen, da fiel ihm was Besseres ein: Wenn sie antreten wollte, von hinten den Gepäckträger anheben, so dass das Hinterrad im Leeren drehte. Hatte er früher bei seiner Schwester gemacht, ging prima.

Er schlief tief und fest und gut. Wo? Der Zirkus war weg. Das haben solche fahrenden Gewerbe so an sich. Ich werde die Pferdewärme vermissen und den Geruch. Die Tage waren meist noch einigermaßen warm, aber morgens wirds oft doch schon sehr kalt. Heute Nacht auf den zwei Biergarten-Bänken im Flaucher – wenigstens ein Dach über dem Kopf.

Schon um 6 Uhr 30 bezog er Posten am Kandelaber. Um nicht aufzufallen, ging er immer mal ein paar Stufen rauf, dann wieder runter. Es benutzten aber so früh nur wenige Passanten die Unterführung, Thema ‚Auffallen‘ stand eigentlich nicht zur Debatte. Beim Raufgehen hatte er sein Schussfeld nicht im Auge. Posten, Wild, Schussfeld, - Jägersprache – son Quatsch! Naja, stimmte ja schon ein bisschen, auch wenns keine kapitale Hirschkuh war, mehr so ein Reh, son Reh hat ja auch einen sehr schönen Hintern. Lass das, Ferdinand! Es dauerte aber schon noch etwas mehr als eine halbe Stunde. Mensch, wie lang kann eine halbe Stunde sein! Dann kam sie. Klappte sehr gut, die Treppe raufgerast, hintenrum. Aber sie hatte Grün und fuhr durch. Ferdinand starrte ihr atemlos nach mit offenem Mund. Er drehte um, ging Richtung Feldherrenhalle.

Etwa auf der Höhe der Bayerischen Staatsbibliothek fiel Susanne ein, dass sie am vergangenen Prüfungsfreitag zehnmal die Ampelphasen abgewartet hatte. Heute, wo keine Franziska auf sie wartete, fuhr sie durch. Das konnte sie sich nicht erklären. Und sie war ziemlich giftig auf sich selber. Sie bremste und fuhr zurück gegen den Radlverkehr. Das ging gut, das Ergebnis machte sie aber sehr sauer: an der nächsten Ecke, zu der er sie am vergangenen Montag mit vielversprechenden Augen und kleiner, aber sehr eindeu-

tiger Kopfbewegung unter Absingen von Marlene-Schmalz gewunken hatte, stand weit und breit Keiner. Ob Einer dagestanden hat, als sie durchfuhr?

Ferdinand war natürlich gegangen, weil der Blick aufs Siegestor mit der davonradelnden Susanne nun wahrlich nicht sehr erheiternd war, zumal er ihn ja genau kannte: genauso war sie weggefahren, als er ihr was vorgelesen hatte. Er ging ein Stückchen zurück, dann links rein, zwischen Landwirtschaftsministerium und Prinz-Karl-Palais gabs den idyllischen kleinen Finanzgarten. Da setzte er sich auf eine Bank und wartete auf die Eröffnung des Tambosi, das er dann durch den Durchgang in der Galeriestraße und ein Stückchen Hofgarten zur Cappuccino-Zeit erreichen würde. Ganz langsam wurde ihm wunderbar warm ums Herz. Er konnte sich das zuerst gar nicht erklären, dann aber dämmerte die schöne Erkenntnis, die alsbald zur herrlich schmetternden Gewissheit wurde: Er hatte sie wiedergesehen! Sie fuhr hier also morgens kurz nach sieben lang, vorigen Montag, diesen Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag – langsam, langsam, Dienstag genügt doch erstmal! Tiefes Ausatmen. Kusshand in den Himmel zu dem Mädchen, mit dem er nicht schlafen wollte, dessen Namen er nicht mal kannte. Schnuckel sagte der Arztsohn zu ihr.

Nur ein Stückchen nördlich, Veterinärstraße 1, setzte sich Susanne an ihren Arbeitsplatz. Bei ihr dämmerte was ganz anderes: Sie hatte ihn wohl für intelligenter gehalten, als er war. Der kam nicht darauf, dass sie da täglich vorbeifuhr, und er ihr bloß auflauern müsste, lauern klingt kriminelle, sagen wir: auf sie warten müsste. Wenn man jetzt Gedanken adressengenau verschießen könnte! Einfach so: ‚An Semmelgesicht ‚Auch das noch!‘ So was wie SMS, aber ohne Handy. Kann keiner. Nicht aufgeben, Dienstag, Mittwoch (Prüfung), Donnerstag, Freitag (Prüfung). Aber allzu lange ging das nicht. Entweder er hats gespannt oder nicht. Nach zwei Wochen fällt ihm das nicht mehr ein. Dauerte ziemlich lange, bis Susanne einigermaßen systematisch arbeiten konnte. Aber wunderbarerweise flutschte es dann recht gut, der Tag war nicht verloren.

Muss geneigter Leser sich mal klarmachen: Wenn unser Ferdinand

sichtbar am Kandelaber gestanden hätte, hätte Susanne trotz Grün natürlich angehalten. Aber weil er wegen schlechter oder jedenfalls widersprüchlicher Erfahrungen vor einer Woche mit seinem Marlene-Hit Angst hatte, wenn er da so auffällig steht, dass sie ihn dann wieder fliehen würde, ging er ein paar Stufen die Unterführung runter. Da fuhr sie bei Grün ohne viel zu kucken durch. Er muss sie sprechen, er muss ihr ‚Auch das noch‘ erklären. Nun, da sein Kind einen Nebenvater bekommen hatte, war doch alles viel leichter geworden. Da, wo dieser Kandelaber steht, da vibriert die Ludwigstraße über winzigsten Erdstößen, da zittert die Luft wie manchmal in der Sommerhitze über dem Asphalt. Natürlich nur für Susanne und Ferdinand, für alle anderen Verkehrsteilnehmer ist da gar nichts auffällig. Tiere sind ja seismografisch viel empfindlicher. Ein Hund soll gestern am Kandelaber sehr intensiv geschnuppert haben. Nein, gepinkelt hat er nicht.

Um das nachzutragen: Die Sprechstundenhilfe sagte am Morgen: „Herr Doktor, es muss übers Wochenende Jemand in der Praxis gewesen sein.“ „Wie kommen Sie denn darauf?“ „Uns fehlen etwas Leberwurst im Eisschrank, Knäckebrot und ein Piccolo.“ „Das gibts doch nicht.“ „Also, wegen der Leberwurst machts ja nichts, aber dass der Piccolo weg ist...“ „Ihr seht Gespenster.“ Wunderbar, wie so ein Boss eine Sache erledigen kann. Um auch das noch nachzutragen: Nachmittags fiel dem Doktor ein Buch auf, dass er ganz bestimmt nicht aus dem Regal genommen und auf die Sofalehne gelegt hatte. Und eine Nasenspülkanne fehlte; dafür lagen 10 Euro auf dem Tresen.

Liliane hatte einen guten Tag. Ihre Chefin – also nicht die oberste Ballettdame, aber für die Elevelin doch eine Chefin, hieß Tonia Werres – sagte ihr nach dem Training im Großen Ballettsaal, als alle anderen schon draußen waren, dass die Caven ein Baby bekomme, und ob sie, Liliane, am 26. Oktober ihre Rolle im ‚Sacre du printemps‘ tanzen wolle – Umbesetzung. Liliane wusste gar nicht, was sie sagen sollte, so dass die Werres schon fragte: „Oder willst du nicht?“ Dann sprudelte es aus Liliane raus: „Doooooch! Und wie ich will! Das ist wunderbar. Danke, danke!“ „Bitte, sprich noch nicht

darüber. Du weißt, dass du nicht nur Freunde in der Truppe hast.“ Liliane seufzte: „Das weiß ich – ja...“ „Weißt du eigentlich, dass du sehr schön bist?“ Liliane senkte den Kopf: „Ja – das weiß ich auch.“ „Sei mal nicht verlegen deshalb. Das ist eine wunderbare Gabe. Und es ist gut, dass du es weißt. Ihr alle wisst, was ihr zu tun habt, wenn ich ‚En avant!‘ rufe, eine Schöne soll wissen, dass sie schön ist. Das hat nichts mit Zickigkeit oder Eitelkeit zu tun. Hüte diese Gabe. Wir fangen dann zu proben an, zunächst getarnt als Übungen.“ Liliane strahlte: „Ich kann den Part fast auswendig!“ Die Werres küsste sie flüchtig und ging aus dem Saal. Liliane diagonalte mit großen Sprüngen einmal durch den Saal und noch einmal zurück.

Dann kam sie später als die anderen zum Duschen. Da stand die ekelhafte Kollegin Ingrid, so ein ziemlich großes, drahtig-sehniges Antilibespaket, die sofort geiferte: „Erst bin ich dran!“ Liliane versuchte es wie immer mit freundlicher Ironie (was möglicherweise ganz falsch war): „Ich werde doch der großen Ingrid nicht die Duschkabine wegschnappen.“ „Was wollte denn die Werres von dir?“ „Nichts weiter. Ich hatte zwei Tage Urlaub eingereicht.“ „Und?“ „Hat sie gestrichen.“ Ingrid verschwand in einer freiwerdenden Dusche.

Liliane wäre gerne nach Hause getanzt. Zwei Haltestellen ging sie zu Fuß. Aber wer genau hinschaute, merkte, dass sie eigentlich tanzte, keine Pirouetten oder hohe Sprünge, aber wunderbar elegante Wechselschritte, auch ein oder zwei Drehungen. Bei der zweiten Haltestelle kam gerade die Straßenbahn. Da stieg sie denn doch ein, setzte sich und wurde ganz ruhig.

19 Rote Ampel ist besser – na endlich!

Heute früh, 7 Uhr 12, Ferdinand steht auf der sechsten Stufe in der Unterführung, da kommt sie angeradelt, es ist Rot, sie muss halten, sie schaut sich rechts und links um, vor allem nach rechts zur Ecke vom Landwirtschaftsministerium, sie sieht den von hinten rasch heranpirschenden Ferdinand nicht. Es wird grün, sie will lostrampeln, Ferdinand greift mit geübtem Griff ihren Gepäckträger, hebt an, gar nicht viel, das Hinterrad dreht in der Luft. Susanne schaut zurück, strahlt – sowas von Strahlen! - über den Ersehnten, kipzelt, stürzt fast, schmeißt das Rad hin, dass die nachfolgenden Radfahrer fluchen, packt den Ferdinand, beugt ihn rücklings über die Brüstung der Unterführung und knutscht ihn mit neun Uhrzeigerküssen ab. Weil sie ja ein bisschen größer ist, geht das sehr gut. Uhrzeigerküsse beginnen am linken Ohr, gehen über den ganzen Unterkiefer zum rechten Ohr. Bevor Ferdinand überhaupt zupacken oder gar erwidern kann, lässt sie ihn los und hebt ihr Rad auf und will beim letzten Grün noch abzischen. Aber Ferdinand fällt ihr mit einem Hechtsprung in den Lenker: „Schluss! Ich kriege jetzt ein Date oder – ich schlage dich kurz und klein! Ich bring dich um! Wann? Wo?“ Sie lacht: „Umbringen?“ „Nein, Date, Treffen, Wiedersehn!“ „Ich muss zur Arbeit.“ „Die hört auf. Wann? Wo?“ „Heute abend, 18 Uhr, pünktlich, Veterinärstraße 1! Wie heißt du?“ „Ferdinand.“ Er gibt den Lenker frei. Mit einem jubelnden, laut geschrieenen: „Fer!-dil-nand!“ strampelt sie über die Kreuzung davon, heftig und hochauf mit dem rechten Arm die Luft über sich verwirbelnd, winken kann man das nicht nennen. Nicht eine Sekunde schaut sie sich um.

Ich kann nicht behaupten, dass die Erde unter dem Kandelaber nicht mehr bebt, auch zittert die Luft oberhalb des Ereignisraumes deutlich, aber das beruhigt sich jetzt alles langsam. Andere Verkehrsteilnehmer nehmen davon überhaupt nichts wahr.

Heute abend, 18 Uhr, pünktlich, Veterinärstraße 1.

Wie sitzt er da auf der Bank im Finanzgarten? Die Arme um seine eigene Brust geschlungen und ein bisschen gewackelt, als knuddle er die Eroberte ganz fest. Liebe ist immer auch ein bisschen Mord, von Anfang an. Und ein Lächeln ist auf seinem Gesicht, das weicht und wankt nicht den ganzen Tag. Um 17 Uhr 49 wird es schlagartig verschwinden. Das ist 19 Minuten nach dem Beginn der morgigen Fortsetzung, dann müssen wir weitersehen.

Tambosi. Ist die Kellnerin hübscher geworden? Das kann doch nicht sein. Warum eigentlich nicht? Hübsch ist doch auch eine Frage der Pupillen, die hingucken, die eigene Netzhaut macht den Anderen hübsch, Pardon, streng betont: die Andere hübsch. Leute, das kann doch auch nicht sein, dass der Cappuccino heute Morgen besser schmeckt?! Alles bloß wegen der halbkreisförmigen Verteilung von weiblicher Spucke auf meinem Gesicht... Er trank seinen Cappuccino und verzehrte dann noch ein komplettes kleines Frühstück mit frischer Semmel, Butter und Marmelade und einem zweiten Cappuccino. Verschwender!

Heute abend, 18 Uhr, pünktlich, Veterinärstraße 1.

So: Jetzt bleiben wir aber auf dem Boden der reinsten Vernunft: Cappuccino besser, mag sein, Bedienerin schöner, mag sein – aber der Stadtplan hat keine anderen Farben als beim Kauf vor zwei Wochen, als du nach der Reinigung der Frau Professor Kamhuber gesucht hast! Im Straßenverzeichnis ‚Veterinärstraße‘ suchen, klingt nach Schlachthof oder ganz weit draußen, sollte sie Tierärztin sein? Nach Kälberrausholen sah sie nicht aus. Ach nein: Innenstadt. Mensch, das ist ja die Straße da vor dem Siegestor rechts rein, da habe ich doch schon mal meine Füßchen reingesetzt, als ich noch ganz jung war, jung in München, ja, es war der allererste Morgen, Samstag, der 21. September. Also, erstmal keine Schwierigkeiten mit der Lokalisierung heute Abend.

Dann fand er sich – zu sagen, er sei zielstrebig hingegangen, träfe die Wahrheit kaum; nach so einem Kuss – nach so vielen Küssen tapert man

etwas somnambul durch München und landet – auf dem Kinderspielplatz, auf dem ihn der junge Vater neulich so dringend ermahnt hatte, mit dem Vaterwerden nicht zu lange zu warten. Aber da war um diese Vormittagsstunde noch nicht viel los, die arbeitende Bevölkerung arbeitete, in den Kindergärten herrschte Vollbetrieb. Also: nach solch einer hoherotischen Einleitung gleich auf dem Kinderspielplatz zu landen, – das ließ schon ganz schön tief blicken. Ich kann mich nicht so hinreißend küssen lassen, und dann nicht an Kinder denken. Woran soll ich denn denken? An schwüle Nächte oder helle Nächte, an Knutschereien oder Streicheleinheiten, an Erotik, Sex, an Hinschleppen? An Abbruch und Ende? Naja, ein bisschen viel habe ich da bis zu diesem Kinderzentrum vielleicht übersprungen. Die Treppe ist hoch, und in Wirklichkeit habe ich eine einzige Stufe erklommen von 742 oder 813 Stufen insgesamt – natürlich ist das eine Treppe, die in den Himmel wächst. Ferdinand, deine Seele sei gesegnet, die so ohne Arg ist. *Kann ich das stehenlassen?* Ganz ohne Arg war Ferdinand sicher nicht, bei seiner Susanne in Berlin hatte er gelegentlich halbe Nächte lang in schwarze Löcher gestarrt.

Ferdinand senkte den Kopf und fragte mit dünner halber Stimme: Wer bin ich? Ein Penner vom Flaucher ohne festen Wohnsitz, kein Einkommen mehr, von der Gehaltsliste einer respektablen Bank gestrichen, keine Krankenkasse, Altersversorgung beendet, Sparschwein in den Glockenbach gefallen. Als was willst du denn da heute abend antreten? Kopf aufgerichtet, Gesicht in die Sonne – er hatte eine wunderbare Antwort: als Liebhaber, Einer, der lieb hat. Und er hat nicht die geringsten Zweifel.

Susanne schrieb an ihrer Schriftlichen, Seite um Seite, sehr gelassen und ruhig wie schon seit sehr langer Zeit nicht mehr. War etwas nachzuschlagen, diente ihr die umfassende Bibliothek mit ihrer ordnenden Disziplin. Da wurde nicht drübergewurschtelt und „Später“ gesagt, viele Stellen, die sie in den vergangenen Wochen weggeschoben hatte, wurden nachgebessert, fast lückenlos füllte sich das Quellenverzeichnis. Sie nannte das, was sie tat, ‚endlich mal wieder richtig arbeiten‘. Gelegentlich schwammen kleine

Inseln der Fassungslosigkeit vorüber, dass sie mit dieser Gewissheit des Treffens im Herzen so gut arbeiten konnte. Sie zog daraus zwei entgegengesetzte Schlüsse: So dick kann die Liebe ja nicht sein, wenn du dich derart von ihr fortbewegen und so systematisch arbeiten kannst; oder: nur durch die Liebe, die da jetzt schon vor der Tür Veterinärstraße 1 hockt und der Zeigerstellung 6 auf dem Turm der Ludwigskirche entgegensehnsüchtelt – nur durch dieses dicke, gefräßige Ungetüm ist es dir möglich, so wunderbar zu arbeiten.

Franziska kam, einigermaßen fassungslos, dass Susanne ihren Semmelkopp gefunden hatte. „Ein Semmelkopf ist er nicht!“ protestierte Susanne. „Hätte mich auch gewundert, dass meine Susanne auf einen Semmelkopf fliegt.“ „Habe ich aus Zorn gesagt, weil er so unerreichbar war, auch ein bisschen, damit ihn mir keine anderen wegschnappen.“ Sie gingen zusammen in die Mensa, und Franziska erfuhr alles, fast alles. Susanne erklärte: „Also, Zufall war das nicht mehr. Der ist mit aller Absichtlichkeit um diese Zeit zu dieser Ampel gekommen. Und dass er mir das Hinterrad hochhob, das war geplant, perfide geplant.“ „Sag doch nicht perfide!“ „Ist ja erst ein paar Stunden alt. Nein, perfide war es nicht.“ Franziska resümierte: „Liebe war das, sonst nichts.“ „Naja, schon auch Besitzergreifen.“ „Gehört dazu.“ „Er wollte mich umbringen, wenn ich ihm kein Date gebe.“ „Also, eh ich mich umbringen ließe - Wie seid ihr verabredet?“ „18 Uhr direkt hier vor dem Institut.“ „Lässt mich dann schon einen Blick auf ihn werfen.“ „Zwei.“ „Danke.“ „Aber mehr nicht.“

Auch in der Staatsoper strömten die Hungrigen von allen Seiten zur Kantine, auch Kim und Liliane. Ingrid, die dürre, fasste Tonia Werres um die Schulter und sagte leise: „Der Kim – ist das ein Schnuckel?“ Die Werres lachte: „Würde ich sagen, ja. Ich glaube, da bahnt sich ganz zart was an mit der Liliane.“ Als sähe das Ingrid erst jetzt: „Was? Das werde ich wohl zu verhindern wissen.“ Die Werres ärgerte sich, dass sie was gesagt hatte und wollte wissen: „Bist du eigentlich ein böses Mädchen oder tust du nur so?“

Ingrid grinste: „Ich bins, wusstest du das nicht? Ich habe übrigens ein Angebot nach Graz. Was meinst du?“ „Sehr genau überlegen.“ „Wenn, dann müsste ich sehr schnell hin, da hat wohl wer abgesagt.“ „Jedes Angebot musst du ernst nehmen. Gibt nicht mehr so viele.“

Beim Essen gerieten sie auseinander. Ingrid suchte die Nähe von Kim und Liliane. Sie provozierte: „Wer tanzt denn am 26. das Mädchen im SACRE?“ Liliane log nicht gerne, aber Ingrid war ein zu gemeiner Teufel: „Das weiß ich doch nicht.“ „Kim, du?“ „Ich tanz doch kein Mädchen! Ach so: Nein, weiß ich auch nicht.“ „Für dich als Junge ist es egal. Aber ich hätte zehn Konkurrentinnen, dabei wäre ich die Idealbesetzung für das Mädchen. Was meinst du, Lili?“ Liliane hasste diese Verstümmelung ihres Namens: „Könntest du sicher tanzen, ja...“ Und ebenso hasste sie dieses Intrigiergehacke: „Kim, wie schmeckt deins?“ „Probier.“ Es folgten kleine Happen-Kosten-Rituale. Ingrid fühlte sich abserviert, was sie gar nicht leiden konnte: „Ach, da ist ja noch die Tonia. Ich geh rüber.“ Das tat sie.

Sie achtete darauf, dass die Werres mitkriegt, von welchem Tisch sie kam: „Wer tanzt am 26. das Mädchen im SACRE?“ Die Werres wollte keinesfalls mit offenen Karten spielen: „Die Caven. Wer sonst?“ Ingrid hatte schon einen recht bissigen Humor: „Die macht die Bühne zum Kreißaal und schreit bei einem Tacet ins Publikum nach einem Geburtshelfer.“ „Woher willst du denn das wissen?“ „Das flüstern die Wände.“ „Red keinen Quatsch! Wer hat es dir gesagt?“ „Ich petze nicht.“ Die Werres stand auf und wollte zu Liliane gehen. „Die sind schon weg,“ sagte Ingrid, „denk an mich, wenn ihr umbesetzt. Da lass ich vielleicht Graz sausen.“ Sie ging auch und ließ eine verärgerte Tonia Werres zurück.

20 Bis tief in die Nacht

17 Uhr 49 also, gestern, Dienstag, - Ferdinand trat zur Tür des Hauses Veterinärstraße 1 und las: ‚Ludwig-Maximilian-Universität, Institut für die gesamten Strafrechtswissenschaften, Abteilung Kriminologie, Jugendrecht und Strafvollzug‘. Als Erstes verschwand das Lächeln des Tages von seinen Zügen, der Kriminelle war horrorisiert von diesem geballten Strafrecht, drehte einfach um, ging Richtung Siegestor, drehte aber schon auf Höhe der Tür zur Buchhandlung wiederum um und ging zum Ort der Verabredung zurück. Die hatte eindeutig Priorität. Da hingen auch noch zwei andere Schilder: ‚Institut für Semitistik‘ und ‚Institut für Geschichte und Kultur des Nahen Orients sowie für Turkologie‘. Nichts machte ihn in den Augen Susannes zum Kriminellen. Drei Vernissagen, Kunstkenner, zumindest dem Anschein nach; einmal Marlene Dietrich. Naja, er hatte ihr heute Morgen gedroht, sie umzubringen – sollte er je vor den erkennungsdienstlichen Verfolgungen dieses Weibes fliehen müssen, da müssten schon erstmal einige Worte gewechselt worden sein. Kurz nach seiner Morddrohung war sie ja jubelnd und winkend von ihm weggestrampelt, da war Spielraum, viel Spielraum.

Sie kamen innen die Treppe runter, Franziska, eine Stufe später die größere Susanne. Ferdinand sah sie durch die Scheibe und hob zögerlich grüßend eine Hand, Susanne erwiderte. Dann kamen die Damen raus. Franziska freute sich übers ganze Gesicht, sehr liebevoll, mit viel Blick zu Ferdinand: „Tschüs, Susanne, viel Glück!“ „Danke, bis morgen. Du fragst mich doch noch ab?“ „Klar, morgen wie immer.“ Damit verschwand Franziska. Susanne erklärte Ferdinand: „Ich hab nämlich morgen nachmittag eine ganz ekelhafte Prüfung. Deshalb geht das heute mit uns beiden nur bis ½ 10, dann ist Sense, ist das klar?“ Ferdinand spielte lächelnd den Geduckten und verzog die Schnute: „Ist klar, Majestät.“ Susanne lächelte ihn voller Liebe an: „Sind ja immerhin dreieinhalb Stunden. Jetzt sehen wir uns zum ersten Mal richtig. Ich muss noch mein Fahrrad holen.“ „Ich komme mit. Was studierst

du denn?“ „Jus. Derzeit fast hauptsächlich Kriminologie.“ Da hast du deine Gewissheit, Ferdinand, nix Semistik und nix Turkologie. Kannst du ne Weile mit leben. Wie lange? Einen Augenblick wölbte sich die ganze Kuppel seiner ja doch reichlich prekären Situation über Ferdinand hinaus in den hohen Abenddämmerungshimmel... Aber einige Worte mehr ließen sich schon noch wechseln. Mit einem Ruck schaltete Ferdinand: Wir können auch die nächsten acht Wochen oder acht Monate miteinander reden. Kommt drauf an, wie wir reden, und was sie verkraftet.

Die verkraftet viel, spekulierte Ferdinand, als er sah, wie behutsam-energisch sie die zwei Schlösser aus dem Fahrrad zog und hinter dem Sattel versorgte. Viel schaute sie ihn an, lächelnd, immer wieder. Sie kamen auf die Straße. „Was machen wir?“ musste Ferdinand ja nun fragen, er tats ein bisschen bang. „Gehst du mit mir in den Englischen Garten? Ich brauche ein bisschen Bewegung in der frischen Luft.“ „Finde ich prima. Du führst, ich weiß nicht so Bescheid.“ „Bist aus Berlin oder?“ „Woran merkstn das?“ „Wie du Marlene gesungen hast: Warum denn weinen... Sing nochmal.“ „Ich kann nur die ersten zwei Zeilen.“ „Sing, aber berlinisch.“ „Warum denn weinen, wenn man auseinandajeht, wenn an da nächsten Ecke schon ein andra steht...“ Glaubhaft oder nicht: Sie sprachen nichts weiter bis sie den Englischen Garten betraten. Sie verließen ihn kurz nach 2 Uhr nachts.

„Du singst das schön,“ sagte sie schließlich. „Was? Ach so, Marlene. Naja.“ Es dauerte wieder eine kleine Weile, bis Susanne fragte: „Deine letzte Freundin war auch eine Susanne?“ „Ja, war.“ Er grinste breit. „Was grinst du denn da so schäbig?“ fragte sie. „Doch nicht schäbig. Du hast gesagt: Deine letzte Freundin war auch eine Susanne.“ „Ja. War nicht?“ „Doch doch, aber mit dem ‚Auch‘ hast du dich zu meiner nächsten, neuesten Freundin erklärt. Gefällt mir, danke.“ Mit dem kann man aber gut reden, dachte Susanne: „Mein letzter Freund hieß Carlos – Nein!!!, Karl! Das Miststück!“ „Wegen dem du geweint hast?“ Sehr nebenbei bejahte sie. Er fragte: „Wenn er ein Miststück war, warum hastn dann geweint?“ „Damit du singen kannst.“ Elegant macht sie das, fand Ferdinand, sehr elegant.

„Wie fandest du denn die Bilder auf unserer Vernissage?“ Kann er gar nicht beantworten: „Unsere Vernissage?“ „Naja, wo wir uns zuletzt getroffen haben.“ „Ach so. Kann ich mich gar nicht mehr so genau erinnern.“ „Wir haben uns dreimal auf Vernissagen getroffen. Würde mich doch sehr wundern, wenn du kein Kunstkenner bist?“ „Naja... Und du?“ „Also, Kunstkenner – das wäre zu viel gesagt. Aber ich liebe Bilder und ich geh gern auf Vernissagen, und ich würde mir ganz viele Bilder kaufen, wenn ich genug Geld hätte.“ „Lauter so modernes Zeug?“ „Eher ja, ja. Mit Museen kann ich nicht so viel anfangen. Stimmt aber nicht so ganz. Gibt es ja auch wunderbare alte Schätze.“

„Wir haben schon eine ganz kleine Geschichte zusammen, Susanne.“ „Ja, Ferdinand, haben wir. Und heute Morgen, das war ja ganz schön dramatisch.“ „Wars, ja. Warum bist du mir eigentlich immerzu weggefahren?“ „Bin ich doch nicht immerzu.“ „Doch. Neulich bei der Galerie, weil ich ‚Auch das noch‘ gesagt habe – zisch weg. Montag – da habe ich Marlene gesungen – zisch weg. Gestern – zisch durch bei Grün.“ Sie war recht verwundert: „Warst du denn da gestern? Ich bin extra nochmal zurückgekommen.“ Ferdinand blieb stehen, weil das ja eine wunderbare Nachricht war: „Du bist gestern nochmal zurückgekommen?“ „Ja. Aber du warst nicht da.“ „Doch. Nein, ich bin gleich gegangen, wegfahrende Susanne war ja gar nicht lustig, hab mich im Finanzgarten auf eine Bank gesetzt und einen ganz warmen Bauch bekommen.“ „Von der Sonne.“ „Nee, von dir.“ „Warmen Bauch von mir? Wieso das denn?“ „Denk doch mal nach: Gestern früh, das war das Zeichen, dass die da immer oder fast immer um die gleiche Zeit vorbeikommt.“ „Die da‘ bin ich oder?“ „Du, ja.“ „Dabei weißt du ganz genau, dass ich Susanne heiße.“ Er war sehr fröhlich: „Jaja, Susanne, weiß ich, Susanne, entschuldige, Susanne.“

Sie gingen weiter und redeten noch viel mehr. Die Dämmerung fiel ein.

„Wo wohnst du?“ fragte sie und rührte damit an einen der vielen heiklen Punkte, an die Ferdinand im Umgang mit Menschen derzeit geraten konnte: „Ich bin auf der Durchreise.“ „Zurück nach Hause?“ „Nö.“ „Wohin?“

„In die Wüste Sahara.“ „Ist das wahr?“ „Ich will mich dort hinlegen und auf einen Sandsturm warten und mich zuwehen lassen, bis ich wie eine kleine Düne aussehe.“ „Und ziemlich tot.“ „Darauf wirds wohl hinauslaufen.“ Sie blieb recht ungerührt: „Die lustigste Form von Selbstmord, von der ich gehört habe.“ Ihr Zynismus erstaunte ihn etwas: „Kann Selbstmord was mit Lustig zu tun haben?“ „Nein, nie, entschuldige. Bist du in München im Hotel?“ „Nein – bei Freunden.“ „Ist das wahr?“ „Hör zu, Susanne, kleine Einleitung zu dem, was sich da anbahnt, -“ „Bahnt sich da was an?“ „Es bahnt sich da was an. Wir werden jedenfalls noch ne Weile reden, wir sind ja erst am Anfang vom Englischen Garten.“ „Kennst du ihn denn? Ich denke, ich muss dich führen.“ „Lässt du mich meine kleine Grundsätzlichkeit ausreden?“ „Bitte. Ich bin gespannt.“ „Ich habe ein paar Stellen, da kann ich nicht frei von der Leber weg reden, die muss ich mit einem Mantel des Schweigens umgeben. Das musst du aushalten. Oder du musst mich sausen lassen.“ „Ich hab dich doch noch gar nicht, - und da soll ich dich sausen lassen? Mantel des Schweigens – der neueste Film von Wim Wenders, oder?“ „Wär vielleicht gut, wenn dus nicht nur komisch nehmen würdest. Mich machts streckenweise ganz schön fertig.“ Jetzt blieb sie stehen: „Muss ich Angst um dich haben? Das fängt ja früh an.“ „Könnten wir von was anderem reden?“ „Wovon?“ „Erzähl von deinen Eltern. Wo wohnst du?“ „Sebaldusstraße 6 in Obergiesing. Meine Eltern sind ziemlich wunderbar...“

Sie waren weitergegangen und redeten noch sehr viel. Es wurde dunkel. Bald blitzten nur noch ein paar Lichter in einigen Fernen.

Sie fragte: „Woher hast du gewusst, dass ich wegen einem Kerl heule.“ „Weiß ich nicht, woher ich das gewusst habe.“ „Jetzt fang ich schon wieder mit einem an.“ „Ja...“ „Ein Jahr lang lass ich keinen ran.“ „Ja...“ „Weil alle Männer schrecklich sind.“ „Ja...“ „Ganz fürchterliche Monster, ekelhafte Schweine!“ „Ja...“ „Zum Abgewöhnen widerwärtig!“ „Ja...“ „Warum sagstn dauernd Ja? Bist doch selber einer.“ „Ja...“ Wenn es dann später mal an die Chronik dieser Liebe geht, dann war dieses letzte, in größter Zärtlichkeit fast gehauchte ‚Ja‘ Ferdinands ein entscheidender Anlass zum Sturz Susannes

in den Bottich dieser Liebe. Er aber fügte hinzu „Aufwiedersehn,“ drehte auf dem Absatz um, aber mit bemerkenswert schnellem Griff über ihr Fahrrad hinweg hatte sie ihn am Kragen: „Hierbleiben!“ „Wenn das nicht lauter Lügen sind, was du da eben von den Männern gesagt hast, dann kann ich nicht bleiben.“ „Stimmt alles! Sind keine Lügen.“ Weitere kleine Drehung Ferdinands, weiterer Zugriff Susannes: „Und nichts stimmt, waren alles Lügen.“ „Hier spricht der Berliner: Na, wat denn nu?“ „Wer von mir Konsequenz erwartet und Logik, der ist verloren.“ „Als Banker sind mir Konsequenz und Logik sehr wichtig.“ „Wer steht hier vor mir? Der Banker oder wer?“

Er fragte: „Könnte man mal das Fahrrad zwischen uns entfernen?“ Mit beachtlicher Wucht schmiss sie ihm das Rad auf Beine und Füße. „Aua! Bist du wahnsinnig geworden?“ Einen Zisch lang hatte er Sehnsucht nach der Historikerin in der Gruft der Frauenkirche. Jaja, war verheiratet, dauerte ja auch nur einen Zisch. Susanne erklärte: „Ich mach das, weil ich mich in dich verliebe.“ Ferdinand versuchte zu folgen: „Hm.“ „Und weil ich das nicht will.“ „Hm.“ „Du sollst wissen, das ich wehtun kann.“ „Hm.“ „Hör auf, dauernd Hm zu machen!“ Hm ist ja schon sehr kurz, aber Ferdinand schaffte es, auch das noch zu verkürzen: „H-“ Er stieg über das Rad zwischen ihnen und stand sehr nah vor Susanne. Sie wich nicht eine Spur zurück, sagte aber: „Bild dir ja nicht ein, dass du nochmal solche Küsse von mir kriegst wie heute Morgen.“ Ferdinand spielte ein bisschen Theater: „Wie gingen die doch gleich?“ „Sag bloß, du hast sie vergessen.“ „Sowas vergisst man nicht. Nur so – die Einzelheiten.“ „Nix da Einzelheiten.“ „Wie heißen die überhaupt?“ „Uhrzeigerküsse oder Zifferblattküsse oder Russenküsse.“ Und in schöner Inkonzsequenz knutschte sie ihm weitere neun Küsse ins Gesicht, dabei weiter erklärend: „Eins. Dein Gesicht als Zifferblatt. Zwei. Ich habe dich von 2 bis 10 geküsst. Drei.“ „Boooch!“ machte Ferdinand, „acht Stunden Küsse. Hat dir das ein Junge beigebracht?“ „Vier. Sowas können nur Mädchen erfinden. Fünf. Ich hab mir das mal im Fernsehen in ‚Lemmi und die Schmöker‘ abgesehen.“ „Habe ich auch gern gesehn.“ „Sechs. War eine russische Geschichte, hieß ‚Die Tochter des Schaubudenbesitzers‘. Sieben. Die hat ihren Paschka

so runderneuert. Acht. Erinnerst du dich?“ „Ganz dunkel. Aber nicht an diese Kussorgie.“ „Ich habs nie vergessen. Aber du bist der erste, der abkriegt, schon zum zweiten Mal heute. Neun, Schluss, jetzt gehen wir weiter.“ „Darf ich das Fahrrad schieben. Ich mag das nicht zwischen uns.“

Sie gingen weiter und sprachen noch viel, Ferdinand schob das Rad auf seiner freien Seite. Es wurde stockdunkel.

Alleskicker meldet: Es wird heute ein bisschen länger, bleib mir gewogen, geneigter Leser.

Ferdinand bekannte: „Nein, ich bin kein Kunstkenner. Bis vor zwei Wochen kannte ich nicht mal das Wort Vernissage.“ „Warum bist du denn dann immer zu sowas gegangen?“ „Nicht wegen der Bilder.“ „Sondern?“ „Wegen der Käsehäppchen und Brezeln.“ „Brauchtest du die so dringend?“ „Na-ja... Ab dem zweiten Mal bin ich dann schon deinetwegen hingegangen.“ Schön, wie sie ganz leise dazwischenwarf: „Schön...“ Ferdinand wagte die verbale Intimität: „Zweimal fiel so ein Halogenlicht auf deinen Hintern – hat mir besonders gut gefallen.“ Sie zeigte es nicht, aber sie freute sich. Dann fragte er sehr unvermittelt: „Hast du Angst vor mir?“ „Nein. Oder verdeckt der Mantel des Schweigens einen Raubmörder?“ „Seh ich so aus?“ Mit größter Zärtlichkeit erwiderte sie: „Nein, so siehst du nicht aus, nicht mal in finsterner Finsternis. Wirst du verfolgt?“ „Ich glaube, ja.“ „Schuldlos?“ „Ich glaube, nicht ganz schuldlos, nein. Bitte, frage mich nicht weiter aus.“ „Eine harte Forderung an eine, die in Kriminologie macht.“ „Neben mir geht keine, die in Kriminologie macht, und neben dir geht kein Krimineller.“ „Sondern?“ „Die Hälfte eines Liebespaares.“ O, wie ihr das gefiel: „Sind wir schon so weit?“ „Auf gutem Wege, denke ich doch.“ Sie schnaubte etwas verächtlich: „Denken.“ „Kann ich nicht leiden.“ „Was?“ „Denken verächtlich machen.“ „Hast Recht. Nehm ich zurück. Vivat Denken!“

Sie gerieten ins Umfeld der Lichter vom Chinesischen Turm. Sie setzten sich auf eine Bank am Rande. Selbstbedienung. „Was soll ich dir holen?“ Susanne bestellte stilles Wasser. Ferdinand kündigte an, dass er ein

Münchner Bier zischen wollte und ging zur Schänke. Susanne kam hinterhergelaufen: „Rülpst du, wenn du Bier getrunken hast?“ „Nicht, dass ich wüsste.“ „Bierrülpssende Männer sind mir der letzte Gräuel. Trink lieber hupfertes Wasser.“ „Hier ist der Berliner erklärungsbedürftig.“ „Mineralwasser mit Kohlensäure.“ Bei hupferem Wasser kann man ja auch Rülpschen kriegen. Es lebe die schöne Inkonzsequenz! Ferdinand holte also ein stilles und ein sprudelndes Wasser und ging zur Kasse. Da stand schon Susanne und wollte beide Flaschen bezahlen. Ferdinand wollte das nicht. Aber Susanne beharrte: „Pass mal auf, wenn du wegen Brezeln auf Vernissagen gehst, dann musst du mir erlauben, dir ein Wasser zu bezahlen.“ „Sag hupfertes.“ „ - hupfertes Wasser zu bezahlen.“ „Bevor ich mich wieder prügeln lasse.“ Sie war empört: „Wieder prügeln? Sag mal!“ „Und wohin hast du dein Fahrrad geschmissen, als ich sanftmütig bat, ob man es zwischen uns entfernen könnte?“ Susanne antwortete nicht und zahlte, dann gingen sie zum Turm zurück und schenkten ihre Gläser voll.

Susanne zog ein Buch aus ihrer Mappe. „Was kommt denn morgen dran?“ fragte Ferdinand. Sie gab ihm das aufgeschlagene Buch: „Kannst du mir das hier mal abhören.“ Wupps, Ferdinand. Aber er stellte sich so geschickt an, war so schnell im Begreifen, worauf es ankam, dass Susanne ganz verzückt war. *Natürlich hätte Autor Alleskieker ‚erstaunt‘ schreiben können. Aber sie war verzückt!* Sie gingen den ganzen Prüfungsstoff von morgen durch, tranken dabei ihre Wässerchen.

Das endete mit dem Ausgehen der Lichter am Chinesischen Turm. Das restliche Licht von ein paar Parklampen erlaubte kein Lesen mehr. Ferdinand wollte wissen: „Wie geht’s denn jetzt weiter?“ „Da hinten steige ich aufs Rad und schauke nach Hause. Es ist gleich $\frac{1}{2}$ 10.“ Dies entsprach im Prinzip der Wahrheit, nur dauerte es noch fast fünf Stunden, bevor sie abschaukelte. Und sie richteten ihre Schritte nun auch keineswegs nach ‚da hinten‘, sondern mehr ins Stockdunkle.

„Wenn du nun nicht in die Sahara fährst?“ fragte sie. „Dann fahre ich nicht in die Sahara.“ „Was ist denn das für eine saublöde Antwort?“ „Immer,

wenn ich in Zukunft keine Auskunft geben kann oder gar lügen muss, zeige ich meine gekreuzten Finger.“ „Zeig. Ist ja viel zu dunkel.“ Er nahm ihre rechte Hand und legte sie auf seine: „Fühl.“ Welch eine Aufforderung. Susanne tastete die gekreuzten Zeige- und Mittelfinger ab. War eine Mini-Wonne. Sie führte die Finger an die Lippen und küsste sie ab. „Küss bitte auch links,“ forderte er. Das tat sie. War auch schön, nicht viel anders, aber schön. Ich bin ja irre, dachte sie, da küsse ich dem in tiefster Nacht die Finger, bloß weil er sie gekreuzt hat zum Zeichen, dass er lügt, - und sowas will in Kriminologie Prüfungen ablegen. In vielen Ländern würde man so einen foltern, - und ich küsse ihm die Grabscherchen.

Sie gingen weiter und redeten noch viel. Es blieb stockdunkel. Sie sorgten dafür, indem sie etwa beleuchtete Wege mieden.

„Also,“ sagte Susanne, „du hast ‚Auch das noch‘ gebrüllt, weil dir zwei Susannen zu viel wurden.“ „Ich habe das doch nicht gebrüllt.“ „Aber mir hats so wehgetan. Ich war so lieb drauf und dann dieses leise Gebrüll.“ „Ja, war nicht gut, so lieb hast du gesagt: ‚Hallo, ich bin die Susanne!‘ Da hätte ich nicht brüllen sollen.“ „Gibst du zu?“ „Ja, gebe ich zu. Meine Susanne in Berlin ist kurz davor, ihren Vetter Heinz zu heiraten.“ „Sehr gut,“ kommentierte sie und fuhr fort: „Hat es dich beleidigt, dass ich dir wegen der Käsehäppchen, auf die du ja wohl sehr angewiesen bist, - dass ich dir da dein Wasser bezahlen wollte?“ „Sag hupfertes Wasser.“ „- dir da dein hupfertes Wasser bezahlen wollte.“ „Nein, hat mich nicht beleidigt.“

Sie saßen dann noch auf einer Bank, auch im Stockdunkeln. Sie sagte: „Bevor ich nicht genau weiß, wer du bist, lass ich dich nicht ran - und rein schon gar nicht.“ „Angst vor Aids?“ „Auch, ja.“ Er schob seinen Arm hinter sie auf die Banklehne. Sie legte ihren Kopf darauf und dachte: Ob er mich vergewaltigt? Ach bitte! Kann man wirklich bitten, vergewaltigt zu werden? Die eine Hälfte eines Liebespaares kann doch nicht die andere Hälfte um sowas bitten. Aber ich könnte so satanisch böse auf ihn sein. Spontan sagte sie: „Küss mich jetzt bitte noch nicht.“ „Nein. Warum nicht?“ „Ich möchte die Zeit vor dem ersten Kuss dehnen, ganz lang dehnen. Es ist eine

so unwiederbringliche Zeit.“ Er zog seinen Arm etwas an sich heran. „Warum veränderst du da was?“ fragte sie ungehalten. Er erklärte: „Ich möchte dein Haar auf meiner nackten Haut spüren.“ Da kuschelte sie ihren Kopf tiefer in die Unterlage, drehte ihn auch ein wenig, so dass die Wange auf die nackte Haut zu liegen kam. Minutenlanges behutsames Streicheln seiner Finger mit behutsamen Gegenbewegungen ihrer Wange, immer mal wieder fünf Haare von ihr dazwischen. Dann sagte er: „Ja. Das kann ich so richtig gut verstehen.“ „Was?“ „Die Zeit dehnen bis zum ersten Kuss.“ „Ich hab selten einen kennengelernt, mit dem ich mich so gut verstehen konnte. Dabei ist es ja man gerade der erste Abend.“ „Die erste Nacht.“ „Ja, und morgen habe ich Prüfung.“ „Heute.“ „Hast du Leuchtziffern auf der Uhr?“ „Ja, kurz nach Mitternacht.“ „Dann müssen wir.“

Sie standen auf und gingen weiter und redeten viel, noch etwas mehr als zwei Stunden. Und verabredeten sich für heute, Mittwoch, 18 Uhr. „Wir wollen uns doch wiedersehen?“ fragte sie plötzlich ganz bänglich. Er befand: „Ich wüsste wirklich nicht, was ich heute um 18 Uhr anderes machen könnte, als dich wiedersehen.“ Das erfreute Susanne ungemein; wie genau seine Worte der Wahrheit entsprachen, wusste sie zu der Zeit ja noch nicht.

21 Lilianes große Schwester studiert Jura

Nun haben wir also einen kleinen Stau, lieber Leser. Kein Wort ist bisher gefallen über den gestrigen Mittwoch. Da war also die Prüfung, die die reichlich müde Susanne bestehen musste. Ging wunderbar gut. Es war ziemlich verrückt: Da hatte doch der Professor Kammhuber bei der vorigen Prüfung von den Vorteilen eines mnemotechnischen Gedächtnisses gesprochen, - und bei der Prüfung gestern hat sie bei allen Prüfungsfragen unter dem Dach des Chinesischen Turms gesessen und ihrem Ferdinand die Antworten gegeben. Es hatte was von einer erotischen Mnemotechnik. Manchmal musste sie sich direkt mit einem Ruck aus dem nächtlichen Englischen Garten ins taghelle Prüfungszimmer und ins Angesicht des Professors zurückkrücken. Es kam auch fast genau all das dran, was sie mit Ferdinand durchgegangen war. Hatte schon eine große, schöne Wärmewirkung. Und auf dem Papier stand schließlich ein sehr nützliches ‚Sehr gut‘. Was so eine Kriminologin alles von einem Kriminellen profitieren kann.

Mit Handkuss wurde Susanne von Ferdinand um 18 Uhr am gestrigen Mittwoch vor dem Institut empfangen, denn das profundere Küssen war ja in stockfinsterer Nacht von Susanne mit einem kleinen (oder großen?) Tabu belegt worden, durchaus im Einverständnis mit Ferdinand. Den Zeigefinger und den Mittelfinger küsste er ganz besonders ausgiebig, so dass sie ihm die Hand schon lachend entziehen wollte. „Ich antworte auf deine nächtliche Erkundung meiner gekreuzten Finger,“ erläuterte er. „Naja, aber da wars dunkel.“ „Haben wir das Licht des Tages zu scheuen?“ „Ich jedenfalls nicht.“ Wumms, so landete Ferdinand im Angesicht der ‚gesamten Strafrechtswissenschaften‘ wieder in der Kriminalfalle. Er hielt ihr die gekreuzten Finger vor die Augen. „Ja, ist ja gut,“ sagte sie fast verdrießlich. Wenn sie Posaune studieren würde oder Gartenarchitektur, wären ihr kriminelle Machenschaften des Liebsten ziemlich egal, aber mit ihrem Studium in der Mappe... Naja, als Posaunenstudentin einen Kriminellen zum Liebsten – auch nicht ganz

egal. „Gib mir auf jeden Fall mal deine Handynummer,“ forderte sie. Was sollte er sagen?: „Ich hab mein Handy in Berlin vergess- in Berlin gelassen.“ „Macht die Sache mühsam. Wirst dir ein neues kaufen müssen.“ Nein, ziemlich sicher nicht, dachte Ferdinand, keine Daten in die Welt versprühen.

Franziska kam aus dem Institut und tippte der Susanne von hinten auf die Schulter. „Wehe, du kriegst jetzt keinen Schreck!“ sagte sie. Und Susanne kriegte in der Tat einen riesigen Schreck: „Franziska! Meiomei, mein Sündenregister...! Nicht nur, dass ich dich versetzt habe, - ich hab überhaupt nicht mehr an dich gedacht.“ „Ich war den ganzen Vormittag parat. Hast wahrscheinlich Ersatz für deine olle Abhör-Franziska gefunden.“ „Ja, Ferdinand hat das wunderbar gemacht, ich hab eine Eins gekriegt.“ „Dann leih ich ihn mir im nächsten Semester mal aus.“ Susanne war lächelnd nicht einverstanden: „Ja, also -“ „Keine Angst, - junge Liebe ist mir heilig. Brauchst mich übermorgen auch nicht mehr.“ Susanne kuckte Ferdinand an, der sagte: „Vielen Dank, nein.“ Franziska ging los: „Tschüs ihr beiden, viel Glück!“

„Ich zeig dir, wo meine Schwester arbeitet,“ schlug Susanne vor. „Älter oder jünger?“ Susanne lachte: „Lustmolch! sweet sixteen, nichts für dich!“ „Mag ich nicht.“ „Was?“ „Solche Abmahnungen. Ich bin nämlich nur ganz ganz im Geheimen ein Lustmolch. Und da kommen diese Abmahnungen sowieso nicht an.“ „Zur Kenntnis genommen, wird in Zukunft beherzigt. Gehn wir! Ich hol mein Fahrrad.“ „Ich komme mit. Wie heißt sie?“ „Liliane. Sweet sixteen ist ein einmaliges Alter.“ „Jedes Alter ist einmalig.“ „Ja, aber die 16 ½ meiner Schwester Liliane sind ein bisschen einmaliger.“ „Und wo arbeitet sie?“ „Lass dich überraschen.“ Sie gingen die Ludwigstraße runter, Ferdinands Rennstrecke fürs Denken, plötzlich an der Seite einer wunderbaren Susanne und über die Kreuzung, den Schicksalsort mit den winzigen Erdstößen...

Susanne will ihn aus Reserven locken: „Wenn ich dich nun zu mir einlade, zu meinen Eltern?“ „Werde ich nicht kommen. Der einzige Mensch, mit dem ich in München spreche, bist du, vielleicht noch deine sweet sixteen.“

„Wie hoch ist deine Telefonrechnung?“ „Zahlen dato meine Freunde.“ „Was fang ich mit dir an?“ „Du musst nichts mit mir anfangen.“ Ziemlich scharf erwiderte sie: „Lüg nicht! Zeig deine Finger. Du gibberst danach, dass es losgeht.“ Er gab unumwunden zu: „Stimmt...“ „Kann es sein, dass du dich interessant machen willst?“ „Hat damit nichts zu tun.“ „Bist du schwul?“ „Nee.“ „Impotent?“ „Nee.“ Sie bogen von der Residenzstraße auf den Max-Joseph-Platz. „Da drüben arbeitet meine Schwester,“ sagte Susanne, „Staatsoper, mit dem Leuchtstoffring durch die Nase.“

Im Ballettsaal herrschte ziemliche Spannung, nachdem die Werres reingekommen war und gesagt hatte: „Alle mal herhören! Eine sehr unangenehme Sache: Ich habe einer Einzigen von euch verraten, dass wir für die ‚Sacre du printemps‘ am 26. Oktober für die Rolle ‚Junges Mädchen‘ eine Umbesetzung suchen, weil die Caven wegen ihrer Schwangerschaft ausfällt, mit der ausdrücklichen Bitte um wasserdichtes Schweigen. Einen Tag später spricht mich eine Andere an und bittet um Berücksichtigung bei der Umbesetzung. Dass das klar ist: der Ingrid habe ich es nicht verraten. Weiß noch Jemand von der Umbesetzung?“ Zwei Mädchenarme gehen schüchtern in die Höhe. „Von wem?“ will die Werres wissen. „Von Ingrid.“ „Von wem?“ will sie auch von dem anderen Mädchen wissen. „Auch von der Ingrid.“ „Der habe ich es, wie gesagt, nicht verraten. Ich frage jetzt mal ganz direkt: Ingrid, hat dir das Liliane gesagt?“ Ingrid lügt dreist und aufrecht: „Ja, Liliane.“ Die wird blass wie die Wand, japst nach Luft und schreit dennoch sehr laut: „Ingrid, du elendes Miststück! Du lügst!“ Die Werres kennt solche Töne von Liliane nicht: „Liliane, mit Schreien wirst du das nicht in Ordnung bringen. Du bist dir im klaren, dass das das Ende deiner Elevationen-Zeit bei der Staatsoper bedeuten kann.“ Liliane starrt einen Augenblick in den Höllenschlund, dann rennt sie laut aufheulend aus dem Saal, Kim hinterher. Er schnappt ihren Mantel in der Garderobe und folgt ihr auf die Straße.

Und fast hätte Liliane ihre Schwester umgerannt: „Liliane, was ist denn los?!“ Liliane kann gar nicht sprechen, so schütteln sie die Tränen der Verzweiflung, aber auch der Wut. „Kim,“ fragt Susanne, „was ist passiert?“

„Ziemlich schlimm,“ versucht Kim zu erklären, „im Ballettsaal –“ „Tut man Liliane Unrecht?“ „Ich glaube, ja, ganz schlimm, Intrigen, Mobbing, Lügen! Entlassen...“ Susanne schließt ihr Fahrrad ab, sie bleibt kühl, aber entschlossen: „Wir gehen jetzt in den Ballettsaal. Ferdinand, komm mit!“ Aber Liliane sträubt sich: „Nie wieder betrete ich dieses Haus! Nie! Nie! Nie wieder!“ Susanne besteht eisern liebevoll auf ihrem Vorhaben: „Liliane, berappel dich, du kannst das nicht so in der Welt stehen lassen. Kim, was meinst du?“ „Wäre gut, wenn wir nochmal raufgehen, und wenn Sie mitkommen.“ Mit festem Griff, aber behutsam dennoch, nimmt Susanne die Hand ihrer Schwester: „Ihr wunderbaren Schwebeleute, zeigt mir den Weg zum Ballettsaal.“ Liliane geht trotz ihres Protestes eilenden Schrittes neben der Schwester, sogar ein bisschen zielstrebig voraus, immer Schwesterhändchen haltend, und schluchzt vor sich hin: „Die Werres, - von der ich glaubte, sie liebe mich allermeist...“

Im Ballettsaal will die Werres zur Tagesordnung zurückkehren, als das Quartett aus zwei Tänzern und zwei Straßenmenschen den Raum betritt. Susanne fragt gleich: „Was ist hier vorgefallen?“ Die Werres ist sehr abweisend: „Wer sind Sie? Unbefugten ist das Betreten des Ballettsaals nicht gestattet.“ Susanne erläutert: „Ich bin die Schwester von Liliane. Ich heiße Susanne und studiere Jura, bin kurz vor dem Abschluss.“ Die Werres bleibt verschlossen: „Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig.“ „Sie können meine Schwester nicht entlassen!“ „Nichts dergleichen ist geschehen!“ Susanne fragt: „Kim?“ Der sagt: „Ja, also –“ Die Werres stellt richtig: „Ich habe gesagt, dass ihr Geheimnisverrat das Ende ihrer Elevationzeit bedeuten kann. Kann. Ich habe von der Möglichkeit gesprochen.“ Susanne meint: „Bloß, weil meine Schwester schön ist. Eine böse Drohung!“ „Zu der ich wohl einiges Recht hatte. Und das hat mit ihrer Schönheit nichts zu tun.“ „Doch! Die Schönen müssen immer unter dem Neid der anderen leiden. Warum ist meine kleine Schwester in Tränen aufgelöst auf die Straße gestürzt und konnte kaum sprechen.“ „Ihre kleine Schwester hat mein Vertrauen gröblich missbraucht und Sachen rumgetratscht, die ich ihr unter dem Siegel aus-

drücklicher Verschwiegenheit mitgeteilt habe.“ „Gibt es Beweise?“ „Allerdings: die Aussage von Ingrid, dass sie das Geheimnis von Liliane erfahren hat.“ Liliane schreit: „Sie lügt.“ Die Werres argumentiert: „Was zu beweisen wäre.“

Unerwartet meldet sich Kim zu Wort: „Darf ich mal was sagen?“ Die Werres will wissen: „Was hast du denn damit zu tun?“ Kim verrät, was er hier und jetzt sicher so nicht verraten wollte: „Ich liebe die Liliane.“ Da meldet sich eine verletzte, wütende Ingrid: „Das ist ja wohl kein Argument!“ Susanne reklamiert: „Vielleicht das einzige, das zählt.“ Ingrid plustert sich auf: „Wo kommen wir denn da hin, wenn solche Sentimentalitäten was beweisen sollen!?“ Die Werres bemüht sich, Ordnung zu schaffen: „Kim, was hast du zu sagen?“ „Ich war vorige Woche im Büro, da lag auf dem Schreibtisch ein Stück Papier, da stand drauf, dass Frau Caven wegen Schwangerschaft ausfalle und für die Vorstellung SACRE am 26.10. eine Ersatzbesetzung zu suchen sei. Das habe ich gelesen, auch wenn das vielleicht nicht ganz anständig war. Ich habe es Niemandem weitergesagt. Als ich meine Sachen im Büro erledigt hatte und rauskam, war da die Ingrid, die sagte ‚Na, schöner Knabe aus Java!‘ zu mir, weil sie ja wohl auch ein Auge auf mich geworfen hat.“

Das ließ endlich Gelächter im Ballettsaal aufbranden, die Werres fragte: „Was meinst du mit ‚Auch‘?“ Kim wurde das ziemlich peinlich: „Naja, weil ja vielleicht die Liliane auch ein Auge auf mich ge-“ Liliane schrie lauthals: „Ja!“ Kim steckte das mit einem hinreißenden Lächeln weg und sagte: „Die Ingrid ist gleich nach mir ins Büro, könnte es nicht sein, dass sie auch so unanständig war, das Papier zu lesen?“ Jetzt wars aber muckmäuschenstill im Saal. Die Werres fragte: „Ingrid, hast du was zu korrigieren?“ Ingrid kämpfte mit sich, ihre Kiefer mahlten angespannt. Kim rief: „Ingrid, wenn du mich wirklich liebst, dann sag die Wahrheit!“ Ingrid sagte schließlich: „Ich habe es im Büro gelesen. Liliane hat nichts verraten.“ Die Werres blieb sehr souverän: „Ingrid, ich danke dir für deine Ehrlichkeit. Liliane, komm an mein Herz!“ Liliane, mit ihrem unnachahmlichen Gefühl für Stil, warf den Mantel ab und flog in die Arme ihrer Meisterin, die nun recht eisenhart frag-

te: „Ingrid, hast du nicht ein Angebot nach Graz?“ „Ja. Wieso?“ „Geh hin.“

Als Liliane auf die Straße trat, musste sie sich an die Hausmauer lehnen, sie atmete schwer und ließ den Kopf hängen: „Das war schrecklich. Wenn das gute Ende nicht gewesen wäre... Mir ist schwindlig.“ Susanne schaute sie mit Sorge an: „Liliane, ich lasse mein Rad hier und bringe dich nach Hause. Ferdinand, es tut mir schrecklich Leid –“ Sie machte eine Pause, weil sie fürchtete, sich selbst zu schädigen: „Es tut mir wirklich schrecklich Leid, aber du musst nach Hause gehn.“ Aber Liliane gefiel das nicht: „Der soll mitkommen.“ Susanne war das nicht unlieb: „Na gut. Und Kim?“ Liliane sprühte Funken: „Der doch erst recht!“ Ferdinand meldete kleine Bedenken an: „Aber die Eltern...“ „Die sind das gewohnt,“ erklärte Susanne. Und Liliane ergänzte: „Die kriegen erst einen Schreck und dann freuen sie sich. Die Männer sollen alle mitkommen, ich brauche Seelenknuddel.“ Susanne schaute sie ein bisschen spöttisch an: „Manchmal glaube ich, du brauchst Körperknuddel.“ Sehr knapp und leise meinte Liliane: „Auch.“ Ferdinand war sehr aufmerksam: „Vielleicht sollte man Kim auch noch fragen?“ Liliane argumentierte: „Also, wenn der nicht gerne mitkommt!...“ Kim lächelte wieder sein schönstes Lächeln: „Ich komme sehr, sehr gerne mit.“ Susanne ordnete an: „Ich möchte Liliane nicht allein lassen, ich fahre mit ihr und Kim mit der Straßenbahn – Ferdinand, du fährst mit meinem Rad zu uns.“ „Ich weiß doch gar nicht, wo das ist!“ Susanne war ein ziemlich perfekter bayerischer Feldweibel: „Du fährst neben der Bahn her, wir weisen dich ein.“ „Au ja!“ freute sich Liliane. Susanne legte den Kopf auf die Seite und schaute ihrem Ferdinand so richtig frech in die Augen: „Ich hoffe, du kannst Radfahren.“ Er empörte sich: „Also, hör mal!“ „Bei dir weiß man nie.“

Die Bahn kam, die Drei stiegen ein, Ferdinand schrie: „Susanne, der Schlüssel!“ Die Drei stiegen ganz schnell wieder aus. Susanne schloss das Fahrrad auf. Ferdinand schob es zur Haltestelle und inspizierte es. Er fragte: „Wozu ist das?“ „Brauchst du nicht,“ war Susannes Antwort, aber über die Gangschaltung gab sie schon noch ein paar Auskünfte, vor allem wegen der Steigung am Maximilianeum. Bis die nächste Bahn kam. Dann begann die

denkwürdige Tour.

Die Maximilianstraße war zunächst ziemlich einfach. Ferdinand fuhr mit der Bahn synchron, hielt an den Haltestellen. Die Schwestern machten ihm viele Zeichen, von denen er kaum eines verstand. Doch, ja: auf der Luitpoldbrücke signalisierte Susanne: Es geht rauf, Gangschaltung. Ferdinand gehorchte. Naja, da musste er ganz schön strampeln. Am Max-Weber-Platz stiegen sie aus. Ferdinand rief: „Wo wohnst du?“ „Wir steigen um.“ Sie gingen zur gegenüberliegenden Haltestelle. „Fahrt ihr zurück?“ schrie er. „Nein! Da links rum! Und gleich nochmal links.“ Ferdinand schob das Rad rüber und postierte sich vor der roten Ampel für den nächsten Start: „Noch weit?“ „Nein, sechs Haltestellen etwa.“ „Naja.“ Susanne bat dann Liliane, dem Ferdinand ihr Telefönchen zu geben, weil der seins in Berlin hat – sie könne ihn dann drahtlos dirigieren. Ferdinand nahm den Apparat: „Danke.“ Er zog den Mantel aus und gab ihn Susanne: „Wird mir zu heiß.“ Auf dem Weg zum nahen Halteplatz wollte Liliane der Susanne den Mantel abnehmen. Sie hält ihn fest und wendet sich ab: „Nein, lass mir den mal.“ Liliane sagt lächelnd, leise: „Riecht nach Ferdinand oder? Hundeschnüffel.“ Susanne hob den Mantel an die Nase: „Ja. Du weißt doch schon eine Menge über die Liebe.“ „Viel zu wenig...“

Dann kam die 15, sie stiegen ein, Ferdinand fuhr mit. Darf er überhaupt da links abbiegen in die Kirchenstraße? Nein, aber er tut es. Gleich wieder rechts. Haltestelle. Ferdinand fuhr voraus. Es wurde recht eng. Ferdinand fühlte sich gejagt. Nach der Enge der Steinstraße wurde es dann besser. Sein Handy klingelt: „Ja?“ Susannes Stimme: „Ich wollte dir sagen: Es wird eng.“ „Das habe ich gemerkt.“ „Ich konnte nicht so schnell telefonieren, wie es eng wurde.“

Immer, wenn die Verkehrslage es erlaubte, fuhr die Bahn sehr schnell. Vielleicht hatte sie Verspätung aufzuholen. Ferdinand schaltete in höchste Gänge – und stoppte etwas atemlos an den Haltestellen und Ampeln. An der Tegernseer Landstraße stiegen sie aus, und es kam noch ein Anruf: „Du musst nach links!“ „Ich darf laut Verkehrszeichen nur nach rechts!“ „Steig

ab und schieb nach links rüber zur Stadtbibliothek.“ Das tat er. Dann waren sie wieder vereint und gingen in die *nur in diesem Roman vorkommende SebaldustraÙe*.

Vor dem Hause Nummer 6 sagte Susanne zu den Jungen: „Benehmt euch anständig. Mein Vater ist 75 Jahre alt.“ Liliane ergänzte: „Kurz vor seinem 60. hat er mich noch gezeugt. Ich bin ihm sehr dankbar.“ „Ich auch,“ sagte Kim leise.

Die Eltern saÙen beim Abendessen, kalt, für die beiden Töchter war auch gedeckt. Sie kuckten etwas erstaunt. Susanne erklärte: „Wir haben zwei Männer mitgebracht. Das ist Kim.“ Die Mutter merkte an: „Den Namen kenne ich, ein Kollege von Liliane.“ „Ja,“ sagte Liliane, „wunderbarer Kollege.“ Susanne sorgte für zwei weitere Teller, Gläser und Bestecke: „Und das ist Ferdinand. Ich hol noch Brot. Ferdinand, hilfst du mir?“ Er folgte ihr in die Küche. Sie wickelte einen halben Laib Brot aus dem Hopfstereipapier. Das gab sie Ferdinand: „Machst du mal auseinander.“ „Was?“ „Papier und Restmüll trennen.“ Sie zeigte es ihm, schuf Nähe, erlaubte Duftaustausch: War ja schon beim Manteltragen deutlich geworden - unsere Hundenatur, auch wenn wirs etwas diskreter tun. Er trennte die Folie vom Papier, sie schnitt Brot und wies ihn dann an: „Das hier rein, das hier rein.“ „Also, so was machen wir in Berlin nicht.“ Sie gingen wieder rein. *Alleskier könnte anmerken, dass seine Papiertrennhilfe in der Küche nicht wirklich dringend gewesen war.*

Die Mutter sagte: „Ferdinand kenne ich nicht.“ Susanne erklärte: „Er ist auf der Durchreise in München.“ „Woher?“ wollte die Mutter wissen. „Aus Norddeutschland.“ Kriminologin Susanne registrierte: Zu mir sagt er Berlin, zur Mutter Norddeutschland. „Wohin?“ wollte der Vater wissen. Ferdinand erklärte: „In die Wüste Sahara.“ „O, nehmen Sie an einer Expedition teil?“ „Nein, ich will da auf einen Sandsturm warten und mich zudecken lassen, bis ich nur noch eine kleine Düne bin.“ Susanne forderte: „Ferdinand, zeig mal deine Finger.“ Ferdinand präsentierte seine gekreuzten Finger, und Susanne erklärte: „Wenn er die Finger so gekreuzt hat, sagt er nicht die Wahr-

heit.“ Die Mutter folgerte: „Also, er lügt und lässt einen wissen, dass er lügt.“ „Korrekt,“ sagte Ferdinand. „Sehr angenehm für die Mitmenschen,“ kommentierte die Mutter, „wo hast du ihn kennengelernt?“ „Auf Vernissagen.“ „Gleich mehrere? Klingt gut.“ „Aber er ging da hin wegen der Käsehäppchen.“ „Dann soll er mal noch ein Brot essen,“ meinte die Mutter.

Kim stand etwas abrupt auf: „Ich habe vergessen, Guten Abend zu sagen. Guten Abend.“ Während er sich nach kleiner Verbeugung wieder setzte, stand Ferdinand auf: „Ich habe auch vergessen, Guten Abend zu sagen. Guten Abend. Es ist sehr liebenswürdig, wie gastfreundlich wir hier aufgenommen werden.“ Niemand ahnte, wie ehrlich er das meinte und was es ihm bedeutete. Dann aß er.

„Warum erzählt Niemand von mir?“ wollte Liliane wissen. „Mein später Schmetterling,“ sagte der Vater, „was gibt es von dir zu erzählen?“ Susanne berichtete: „Sie ist haarscharf an ihrer Entlassung vorbeigeschlittert. Ganz böses Mobbing. Mal was von Ingrid gehört?“ „Ja,“ sagte die Mutter, „aber nie Gutes.“ Susanne: „Die hätte es beinahe geschafft, unsere Süße rauszugraulen. Sehr glückliches Zusammentreffen, dass wir gerade vorbeikamen, als sie heulend aus dem Bühneneingang stürzte.“ Den Vater quälte das: „Wenn ich sowas höre, mache ich mir immer Vorwürfe, dass ich so spät nochmal Vater geworden bin. Ich hätte da sein müssen, als Liliane aus der Staatsoper stürzte. Die Mädchen haben keinen Schutz mehr von mir.“ Die Mutter strich Liliane über die Haare: „Ich protestiere. Die späte Liliane ist ein Gnadengeschenk. Die Vorstellung, dass dieses Geschöpf nicht mehr über unseren Korridor flattert, ist unerträglich.“ „Ja,“ sagte Kim, „ich wäre auch sehr unglücklich.“ Liliane grunzte-griente nur: „Höhö, Kim...“ Die Mutter: „Wir würden doch sonst nur über Hörgeräte plaudern und Fernsehschrott schlürfen.“ Susanne stellte klar: „Paps, ich bin froh, dass du ein bisschen älter bist. Wenn ich da so manche jungen Väter beobachte, - nee...“

Der Vater mühte sich ab, seine runtergerutschte Serviette aufzuheben. Er wandte sich an Kim: „Junger Mann, wenn so einem Alten wie mir was runterfällt, muss ich mich dreimal bücken.“ Als Kim helfen wollte, wehrte er

ab: „Nein, lassen Sie mal. Das erste Mal bücke ich mich nicht tief genug, ganz einfach. Beim zweiten Mal – das ist etwas komplizierter: - da will ich nur das kleine Scheitern des ersten Versuches ganz schnell vergessen machen, aber genau mit der Schnelligkeit erwische ich die Sache auf dem Fußboden überhaupt nicht. Dann gehe ich es zum dritten Mal an, ganz langsam, bedächtig, den Grad des Bückens möglichst genau berechnend, eventuell gehe ich sogar aufs Knie – und dann hebe ichs auf. Naja, das Älterwerden... Meine Vorhaut ist auch ziemlich verschrumpelt und hat mich zum Querpinkler gemacht.“

Alle Anwesenden erstarrten, Ferdinand aber nur für den Bruchteil einer Sekunde, aß dann weiter. Und der Vater fuhr fort: „Alter Mann furzt auch viel mehr als früher.“ Da man das nicht ausradieren konnte, sagte Susanne: „Paps, so kenne ich dich gar nicht, dass du so aus der Hüfte schießt. Wenn du nun noch über dein Rülpsen ausführlich berichten würdest, hätten wir deine Ekelhaftigkeiten komplett.“ Der Vater befand: „Lass gut sein, Susanne, wenn der Ferdinand dich liebt, erträgt er den Alten. Wenn er den nicht erträgt, liebt er dich nicht.“ Susanne hatte an den Peinlichkeiten noch etwas zu würgen: „So einfach ist das.“ „So einfach ist das. Furz ist laut ehrwürdigem Wörterbuch von Hermann Paul ein Wort mit indogermanischer Wurzel.“ Susanne meinte: „Fragt sich, ob die ehrwürdige Wurzel dein Rausposaunen besser macht.“ Der Vater lachte: „Dein Ferdinand gefällt mir – das ist mein Mann. Hat keine Miene verzogen, ruhig weitergegessen. So liebe ich das.“ Susanne war ja ein kluges Mädchen und resümierte: „Liebe ist das Stichwort. Er will, dass wir ihn lieben, auch über diese finsternen Schluchten hinweg und – er liebt uns.“ „Kein Widerspruch,“ sagte der Vater und trank Wein.

Ferdinand hakte nochmal nach: „Ihren liebenswürdigen Damen gegenüber waren Ihre Realitäten freilich harte Kost.“ Der Vater grinste: „Die Ambivalenzen des Lebens: Jetzt hast du einen Stein im Brett bei den Damen. Bei mir einen weniger.“

Susanne bat beim Aufstehen: „Ferdinand, ich habe übermorgen wieder

Prüfung. Kannst du mich morgen wieder abhören?“ „Natürlich.“ „Wenn ich dich nun morgen um 10 Uhr zum Institut bitte?“ „Komme ich.“ Und Liliane kommentierte: „Kim, das war sehr schön, dass du zum ersten Mal bei mir zu Hause warst.“ Die Mutter konnte Susanne verstohlen fragen: „Bleibt er zum Frühstück?“ Susanne zuckte die Achseln: „Ich glaube nicht.“ Die Mutter bedauerte: „Schade, er gefällt mir.“

Liliane verkündete noch: „Ich werde ab sofort sehr viel üben müssen. Da wird der Korridor für den übrigen Verkehr gesperrt.“ Kim mahnte an: „Liliane, du wirst auf dem Korridor sehr wenig tanzen. Sonst ist der 26. nicht deine Premiere in der Staatsoper, sondern Besuchszeit in der Orthopädischen Klinik. Bitte, sei nicht leichtsinnig.“ Fast kleinlaut stimmte Liliane zu: „Aber nur aus Liebe zu dir.“

Der kurze Rest des Abends also: Ferdinand trennte sich von Susanne – ohne Kuss. Kim trennte sich von Liliane mit einem ersten leidenschaftlichen Kuss, nur abgebrochen, weil die Mutter in Reichweite kam. Susanne gab Ferdinand noch ein Probefläschchen Badesalz: „Hier schenk ich dir. Probiere aus und sagst mir Bescheid, ob ich eine Großpackung kaufen soll.“ Mit wie gemischten Gefühlen steckt Ferdinand das Fläschchen in die Tasche.

Alleskieker muss sich beim geneigten Leser nicht entschuldigen, dass es heute so lang geworden ist, oder?

22 Hautnah

Alleskieker in mancherlei Nachholbedarfsnöten. Dabei hat er gestern schon so viel mehr Platz gebraucht. Vor etwa einer Stunde ging die Prüfung zu Ende. Ein drittes Mal innerhalb einer Woche ein ‚Sehr gut‘. Gestern und heute war Ferdinand um 10 Uhr pünktlich in der Veterinärstraße 1 erschienen. Heute in einiger Verlegenheit, aber davon später. Gestern holte ihn Susanne vor der Tür ab. Die Lust zu einem Begrüßungskuss war beidseits groß, aber zunächst hielt das Tabu. Sehr schwer zu sagen, wieso es hielt. Für die Zukunft war vorauszusehen, dass es, je länger sie daran festhielten, desto schwieriger zu brechen sein würde. Da musste dann schon ein Anlass her, ein bedeutsamer oder besser: schöner Anlass. Abwarten ist angesagt. Ferdinand schaute sich um im Arbeitsambiente der Freundin. Ein Semester hatte er ja auch hinter sich gebracht; Susanne aber stand ja wohl vor lebensbestimmenden Abschlüssen. War schon ein beachtlicher Unterschied. Ferdinand zog im Geiste den Hut: Dass sie das schaffte. Und er half ihr dabei.

Da ein Platz vonnöten war, wo sie sprechen konnten, wo nicht ein ‚Silentium‘ mahnte, gingen sie im Hof auf und ab, setzten sich auch. Was Ferdinand als Abhör-Gesellen auszeichnete, war, dass er sich die Schwachstellen des Prüflings so genau merken konnte. Dreimal gingen sie den ganzen Stoff durch, dann kam er unerbittlich auf die Stellen zurück, wo sie immer stotterte und in Gehirnschubkästen rumkramte. Das war Ferdinands entscheidende Hilfe, die Franziska – Susanne musste es sich eingestehen – so nicht leistete.

Sie gingen dann – wir sind immer noch mitten im Donnerstag – zusammen in die Mensa. Susanne wollte bezahlen, aber Ferdinand zog sein Portemonnaie und zeigte ihr den nicht unbedeutenden Inhalt an Euro. Da ließ Susanne ihn bezahlen und sagte: „Mit dir soll sich Einer auskennen. Angewiesen auf Käsehäppchen bei Vernissagen, - und dann solche Batzen

im Geldsack. Wie soll ich denn das zusammenreimen?“ „Reime nicht, lass uns essen.“ Das taten sie. Er fuhr fort: „Juristin muss nicht reimen. Morgen eine dicke Prüfung.“ „Hörst du mich morgen nochmal ab?“ „Klar. Hoffe aber noch auf ein heutiges Abendrendezvous.“ „Auch klar, schon ein kleines Ritual. 18 Uhr, Veterinärstraße 1.“ „Pünktlich,“ ergänzte er, „morgen abend kann ich nämlich leider nicht.“

Ähzh!, warum tat denn das so weh?! Heftige, vollkommen irrationale Eintrübung von Susannes Seele.

Aber sie hat sich unter Kontrolle: „Was ist morgen?“ „Freitag.“ „Also nochmal: Heute abend –“ „18 Uhr pünktlich.“ „Und morgen –“ „Zehn Uhr, auch pünktlich, Prüfungsfragen abhören.“ „Hast du denn Zeit?“ „Immer für dich.“ „Und für andere?“ „Hätte ich auch Zeit. Aber ich bin wählerisch.“ Das klingt so verführerisch in Susannes Ohren, aber sie kommt nochmal auf die Fatalität zurück: „Und morgen abend – Ach ja, da kannst du nämlich nicht.“ Dieses völlig verblödete ‚Nämlich‘... Wegkommen von ihm, Vortäuschen, dass sie in der Buchhandlung noch was – und so... „Tschüs, bis um sechs.“ „Tschüs.“

Wie nun weiterleben mit diesem handylosen Brutalo?! Es dauerte dann aber nicht allzu lange, bis Susanne wieder einigermaßen festen Boden unter den Seelenflügeln hatte. *Weiß Alleskieker auch, wie schief die Metapher ist. Aber er ist ja selber etwas durcheinander... Ruhe!* Ferdinand wohnt bei seinen Freunden, er isst mit seinen Freunden zu Abend, er geht mit den Freunden aus, es ist Freitag abend. Da ist auch ein junges Mädchen, das er – Nein, Halt, Schluss, Susanne, vollkommen antiquierte Gefühlduselei! Er kann morgen abend nicht. Punkt. ‚Ein Jahr lang keinen ranlassen, und schon gar nicht einen reinlassen.‘ Bloß gut, dass wir noch nicht küssen. Wird eine schöne Erinnerung: Ach ja, der Ferdinand, ach ja, der mir bei den Prüfungen half, ach ja. Ende! Ich weiß nicht mal seinen Nachnamen. Das ist doch prima. Denkste! Das schnoddrige Drübenhinweggehen lief so schief. Sie wollte nur zurückrennen, ihn an sich reißen, ihn umarmen, festhalten, dass ihm die Luft wegbleibt, dass er nie nie nie mehr sagen kann: ‚Morgen

abend kann ich nämlich leider nicht.' Äääääääächz! Da spiele ich mit der Vorstellung, dass ich mit ihm dann mal ein bis zwei Kinder haben will, - da sagt der Knallkopp: ‚Morgen abend kann ich nämlich leider nicht.‘ Und kurz vorher habe ich noch von ‚Ritual‘ für unsere Abendtreffs gesprochen. Und meinen Hintern hat er schön gefunden, und dann sagt er ‚Morgen abend kann ich nämlich leider nicht,‘ echt ächz!

In vier Stunden sind wir wieder verabredet. Erstens: Was sollen wir denn da reden? Zweitens: Wie soll ich bis dahin weiterleben? Es war einfach alles verhagelt. Es gab eine Zeit vor dem Satz ‚Morgen abend kann ich nämlich leider nicht‘, - das war das Paradies. Nach einer halben Stunde wurde es schon besser. Sie schlug die notwendigen Bücher auf, korrigierte an der schriftlichen Arbeit rum. Also, vielleicht nicht das Allerdringendste, aber es musste erledigt werden, warum nicht jetzt? Und einige Etagen tiefer in der Seele reifte ein Plan, was sie mit diesem Ferdinand heute abend anstellen könnte. Hautnah heißt die Damenwäscheabteilung bei Beck. Pst.

Alleskicker ist Lesers Freund, der verrät jetzt Sachen: Was veranlasste diesen Ferdinand eigentlich, am Donnerstag in der Mensa diesen Satz vom Nichtkönnen am Freitag Abend abzusondern? Fest steht, dass er nicht wohlüberlegt entstanden war, sondern spontan. Dennoch: Warum? Ein Grund war ziemlich sicher: Männerangst vor Frauenzugriff. Aber er bereute seit der Trennung, dass er ihn gesagt hatte, als hätte er eine Sünde begangen. Die kleine Lüge könnte man noch in den weißen Bereich schieben, - natürlich hätte er am Freitag abend Zeit! Wir kennen doch seine Abende. Viel schlimmer die Frage, warum er so was in die Welt hinein lügt und in Susannes Ohren sprudeln lässt. Wenn Jemand immer Zeit hat, dann ist es Ferdinand, hat er ihr ja auch in Bezug auf die Abhörsessions gesagt. Aber dieses ‚Morgen abend kann ich nämlich leider nicht‘, - da gehe ich zu Frau Professor Kamhuber, weiße Blusen zerreißen und in die Praxis Dr. Zöberlein, wo ein Mädchen wartet, das mit mir im Schwitzbad schlafen will, und ich gehe in 17 Kunstgalerien und fahnde nach weiblichen Popos im Halogenlicht. Und das Schlimmste: Schon manche Abende bisher in München waren schwer zu

ertragen, - der morgige wird ihm die blanke Angst vors Gesicht knallen. Da hilft kein Hofbräuhaus und kein Zirkus. Im Gegenteil, die würden es nur schlimmer machen. Verkriechen muss er sich, wo ist Münchens hinterste Kloake in der Kanalisation? So, nun gehen wir aufs Ganze: Gab eine Stelle in ihm, die freute sich, der geliebten Susanne weh getan zu haben. Wir schlagen, was wir lieben und gehen gelassen um mit den Blessuren, die wir zufügten. Gibt Leute, die sagen: Wir zerstören, was wir lieben. So.

Er blieb lange sitzen in der Mensa, trank noch einen Kaffee und schlenderte dann ein wenig durch Schwabing. Pünktlich 18 Uhr war er vor dem Hause Veterinärstraße 1. Aber sie ließ ihn warten. Schließlich ging er rauf zu ihr, in die Intimität ihrer Arbeit, die sie ihm ja heute früh eröffnet hatte. „Mensch, dich habe ich doch glatt vergessen!“ rief sie bestürzt aus. Wie bestürzt? Gleich fügte sie an: „Mal ganz prinzipiell gefragt: Wie lange hält man denn die Finger gekreuzt?“ „Du meinst, wenn man lügt? Da gibts doch keine Prinzipien. Solange man lügt eben. Willst du das Spiel übernehmen?“ „Ja. Man muss ja die Finger nicht hochhalten, kann ja auch versteckt abschwören. Ich mach den Computer aus, dann gehn wir. Ich will mir ein paar Klamotten ausgucken, bei Beck. Kommst du mit?“ „Natürlich, was denn sonst? Was ist Beck?“ „Am Rathauseck. Kaufhaus der Sinne mit der Abteilung Hautnah.“ „Ein Pornoladen?“ „Nicht doch, ein großes schönes Textilhaus. Wir fahren zwei Stationen mit der U-Bahn. Dazu lade ich dich ein. Darf ich? Zwei Stationen kosten nur einen Streifen. Du schädigst mich fast gar nicht.“ „Du hast lange Arme. Stimmt das?“ „Stimmt. Ich hab immer Schwierigkeiten, wenn ich Konfektion mit langen Ärmeln suche.“ „Weichst du auf kurze Ärmel aus.“ „Wenns geht, ja, gibt aber keine Wintermäntel mit Kurzarm.“

So geriet Ferdinand zum ersten Mal in den Abgrund der Münchner U-Bahn. Abgrund ist ungerecht: Es ist ein sehr schönes helles Verkehrsmittel. Wenig später geriet er zum ersten Mal ins Kaufhaus Beck. Willig folgte er Susanne, die zielstrebig durch die Konsumfülle schipperte, nein, nicht ganz zielstrebig, sie ließ sich schon auch anlocken von mancherlei Angeboten.

Aber sie landeten in der großen Wäscheabteilung für Damen. Dessous, wohin das Auge blickt, ein paar große Fotos mit viel Haut, Augenweiden. Ferdinands Augen waren in Spuren irritiert: „Wahnsinnig viele Büstenhalter.“ Susanne kommentierte trocken: „Gibt ja auch wahnsinnig viele Büsten in München.“ Susanne kuckte da, prüfte intimes Textil dort, schob Höschchenreihen nach links, nach rechts, suchte Größen, verglich Preise. Ferdinand schoss der Satz durchs Gehirn: ‚Er ging ihr an die Wäsche‘. Etwas dergleichen von Susanne beabsichtigt? Sie schaute ihn an und sagte dann: „Komm mal mit.“ Sollte es für Ferdinand eine Steigerung dieser Intimwelten geben? Nein, sie führte ihn zu einem voluminösen Ledersessel jenseits der Wäscheabteilung: „Warte hier. Wenn du ein Handy hättest, könnten wir in Verbindung bleiben.“

Er wartete lange. Er saß sehr bequem, aber – gefangen. Das Umfeld war nicht allzu lange reizvoll, die Kasse, an der reger Zahlverkehr sich abspielte, war von Textilien auf langen Gestellen halb verdeckt. Konnte er zu ihr gehen, sie im vielleicht allerheikelsten Kaufrausch stören und sagen: ‚Sanne, was ist denn nun? Wie lange soll ich denn da noch warten?‘ Ja, konnte er, gehen und sagen, in zwanzig oder dreißig Jahren. Aber doch nicht am 10. Oktober 2002, vier Tage – nein, es waren ja erstmal drei Tage, seitdem sie überhaupt das Gespräch aufgenommen hatten. Da war die ganze Wäscheshow sowieso zu früh. Was mag sie sich dabei gedacht haben? Hat sie sich was dabei gedacht? Jetzt würde sie, hoffentlich bald, mit einer Tüte von Beck ankommen, in der was drin steckte. Was? Nein, sie inszenierte das anders:

Plötzlich stand sie vor ihm mit angewinkelten Armen, auf beiden Händen ein – ja, wahrscheinlich doch ein Dessous. Mit der anmutigsten Bewegung beider Arme hob sie es an den Trägern in die Höhe auf die Schultern, und es rollte ihr nun vor den Körper, ein seidenes Hemd, supersexy, lila mit kleinen gelben Applikationen und zwei knallroten Rosen – oder was das war. Umwerfend schön, aufwendig, teuer. „Wie gefällt es dir?“ „Ja – wunderbar!...“ „Wie steht es mir?“ „Ja, - wunderbar.“ „Was muss ich fragen, dass du etwas

anderes antwortest?“ „Ja... Mir bleibt die Spucke weg. Soll ich es dir schenken?“ „Einer, der vernissagenkäsehäppchenabhängig ist, sollte sich vor solchem Größenwahn hüten! Was weiß ich, wie lange deine Euros reichen müssen.“ „Das weiß ich auch nicht.“

Das war immerhin auch eine beachtliche Information für Susanne: „Hältst du es mir mal auf den Rücken?“ Ferdinand nahm das angebotene Hemd und fand das Ansinnen sehr eigenartig: Ist die etwa verrückt? Oder erinnert sie sich, dass ich wohlwollend von ihrem Hintern im Halogenlicht gesprochen habe? Er drehte das Hemd auf die Rückseite, sie drehte sich um, er hielt es ihr an – seine Hände berührten leicht ihre Schultern –, sie schaute über die Schulter zu einem Spiegel, er trat zur Seite, hielt das Dessous an den seitlich ausgereckten Armen. Sie fragte: „Wie findest du es von hinten?“ „Ja, - auch wunderbar... Kaufst du es denn?“ „Nie im Leben, ich wollte es dir nur zeigen.“ Es kam Niemand vorbei. Aber wer vorbeigekommen wäre, hätte eine sehr ungewöhnliche Gruppierung zweier Menschen vor einem Spiegel gesehen. Sie fragte: „Morgen um 10 zum Abhören?“ „Pünktlich.“ „Gib her, ich brings zurück.“

Er stand ein bisschen unentschlossen da, zum Zurückbringen hätte er eigentlich mitgehen können, aber... Sie kam nicht wieder. Er suchte sie zwischen der Damenwäsche, aber sie war weg. Und das Handy in Berlin. Keine Gute Nacht, für beide nicht.

Rechtzeitig, bevor am nächsten Morgen der stets pünktliche Ferdinand an Susannes Arbeitsplatz erschien, telefonierte sie mit ihrer Freundin Marion, die im Landhaus der Familie am Starnberger See war: „Ich weiß ja nicht, ob er kann und will... – Ja, genau der von der Vernissage... – Also: Brille ja, Semmelkopp nein. – Also, nach großem Segler sieht der nicht aus... – Gut, ich komme auf jeden Fall – und wenn er mitkommen sollte, ist er willkommen. Danke, Marion. – Nein, wir schlafen getrennt. Noch, ja. - Ja, 10 Uhr 48, Starnberg. Ich freu mich. Tschüs.“

War ja wohl gut, dass Ferdinand davon nichts mitbekam. Pünktlich

um zehn klopfte er an ihre Tür. Sie rief: „Herein!“ Knappe, sachliche, kühle Begrüßung, also schon mit Händedruck Spuren länger als notwendig. Dann fragte Ferdinand: „Bitte erlaube mir eine Frage, Susanne: Bist du launisch?“ „Nein. Wie kommst du darauf?“ „Nachgefragt: Kannst du launisch sein?“ „Nein, eigentlich nicht. Und wenn ich dir gestern abend launisch erschienen bin, dann tut mir das Leid, und ich entschuldige mich.“ Sehr elegant und lässig drückte er einen Kuss auf ihre Hand: „Deine Antwort tut meinem Herzen wohl. Wollen wir arbeiten?“ „Das müssen wir, nicht so tun, als sei heute nachmittag keine Prüfung.“ Sie arbeiteten, - altes, eingespieltes Team, ging buttergeschmiert.

Dann, am Ende, als sie bei keiner Frage mehr stotterte, sagte er, dass er heute nicht mit in die Mensa wolle. Und sie sagte, dass er ja heute abend auch nicht könne. „Nein,“ sagte er, „auch leider nicht.“ „Dann –“ für dieses ‚Dann‘ hätte sie sich am liebsten die Zunge abgebissen „- kann ich morgen auch nicht, übermorgen auch nicht, das ganze Wochenende auch nicht.“ Wieder Selbstärger über dieses saublöde letzte ‚Auch‘. Weiter: „Ich fahr zu meiner Freundin Marion an den Starnberger See. Wenn das Wetter hält, wollen wir nochmal segeln. Da geht natürlich nichts mit uns beiden.“ Er echote nur: „Da geht natürlich nichts mit uns beiden.“ „Tut mir Leid.“ Es ging ihm gar nicht gut: „Ja, also dann Tschüs bis – Bis wann eigentlich?“ „Wenn du wieder kannst.“ „Ich kann immer.“ „Das stimmt nicht, heute abend kannst du nicht.“ „Ach so, ja – äh...“ „Sicher hast du auch keine Segelschuhe im Gepäck.“ Das verschlug ihm fast die Sprache: „Segelschuhe im Ge... Nein.“ Oh Mädchen, wenn du wüsstest. Kühl bis ans Herz fuhr sie fort: „Warum soll ich dich dann morgen mitnehmen?“ „Steht das denn zur Debatte?“ „Nicht der geringste Grund, dich morgen mitzunehmen.“ Dann plötzlich, mit verheißungsvollem Lächeln: „Kommst du mit?“ „Wenn ich bloß wüsste, ob du mich jetzt warm abduschst oder kalt...“ „Kommst du mit?“ „Aber deine Freundin Marion?“ „Weiß längst Bescheid. Kommst du mit?“ Er strahlte übers ganze Gesicht: „Wann, wo?“ „Wenn du vor dem Hauptbahnhof stehst, ist an der linken Ecke eine Apotheke, Tür direkt in der Ecke, da stehst du

morgen früh, 9 Uhr 45, Viertel vor zehn, wie sagt ihr?: Dreiviertel zehn, bei jedem Wetter.“ „Einmal einen Arm um dich legen,“ sagte er, „spüren wie das ist.“ Wie willkommen ihr das war. „Tschüs.“ „Tschüs.“

23 Ein Penner geht segeln

Dieser entsetzliche Freitag abend – Schwamm drüber – Schwamm, Schwamm, Schwamm drüber, drüber, drüber! Ausdruck kommt vom Löschen der Schulden, die in Kreideschrift auf einem Schwarzen Brett im Gasthaus standen.

Keine Bundesliga heute. Aber gestern dieses ziemlich fatale 1:1 in Sarajewo. Naja, Vizeweltmeister haben es schwer.

Der Samstag fing gut an, nur das Wetter ließ zu wünschen übrig. Sie trafen einander vor der Apotheke im Hauptbahnhof. Und sie freuten sich aneinander. Das ist ja nun gewiss nichts Außergewöhnliches – noch dazu bei so junger Liebe. Sie informiert ihn über das ‚Sehr gut‘ gestern bei der Prüfung, was ihm sehr wohltut. Sie wirft einen kurzen Blick auf seine Kleidung: „Was hast du denn sonst noch im Gepäck – außer keine Segelschuhe?“ Ferdinand tut das nicht wohl, aber er fängt sich schnell: „Kann es sein, dass du nicht so nett zu mir bist, wie du sein könntest?“ „Das kann sein – entschuldige bitte. Manchmal reitet mich der Teufel und ich sage Sachen, die ich besser verschlucken sollte.“ Fahrtkosten bezahlen? Getrennte Kasse, aber in Ferdinands pfiffiger Umschreibung: „Du zahlst für uns beide die Hinfahrt, ich lade dich zur Rückfahrt ein.“

Die S-Bahn war nicht voll. Sie fanden ein leeres Geviert. Sie setzte sich ans Fenster in Fahrtrichtung. Er daneben. Sie sagte: „Setzt du dich bitte drüben hin. Ich möchte dich ansehen.“ Es fiel ihm nicht schwer zu gehorchen: „Ich dich auch.“ Sie fragte mit großer, denn doch wohl gespielter Beiläufigkeit: „Wie wars gestern?“ Er fiel drauf rein: „Wieso gestern?“ „Du konntest doch gestern abend leider nicht.“ Saublöde Situation für Ferdinand: „Ach so, ja, ich – wir waren – also...“ Susanne packte den Seelen-Rucksack aus: „Soll ich dir mal was sagen?: Du warst überhaupt nirgends, du hattest bloß Angst, mit mir in die Welt zu gehen, du warst allein zu Hause, deine Freunde waren in der Disco. Und es war dir zum Heulen.“ Ferdinand ließ

sich nicht einschüchtern und konterte: „Soll ich dir mal was sagen?: Du hast nicht den allergeringsten Grund, mit mir in die Damenunterwäscheabteilung Hautnah zu gehen und mir den lila Fummel mit den roten Rosen – oder was das war – unter die Nase zu halten.“ „Unter die Nase doch nicht. Doch, hatte ich einen Grund.“ „Welchen?“ „Dich. Weil du nämlich am nächsten Abend leider nicht konntest.“ „Quitt?“ fragt er. „Quitt,“ sagt sie, „machst du nie wieder.“ „Nö,“ sagt er, „du auch nicht.“ „Naa,“ sagt sie. Er wünscht sich: „Wenn du mal ernsthaft was einkaufen musst, würde ich gerne mitkommen.“ „Ist notiert.“ Beide rutschten in die Sitze zurück.

Es dauerte nicht lange, da rutschte sie wieder vor: „Ferdinand, du fühlst dich verfolgt?“ Auch er rutschte sogleich wieder vor: „Eigentlich nicht mehr. Seitdem ich dich kenne.“ „Aber die Umstände haben sich ja dadurch gar nicht geändert.“ „Nee, stimmt. Ich sage mir nur: Wenn meine Verfolger mir was Böses wollten, hätten sie doch längst tun können.“ „Eine ziemlich wacklige Hypothese... Willst du nicht ein bisschen plaudern?“ „Unter Ganoven heißt das singen oder?“ „Wir sind doch höchstens ein Ganove.“ Sie hatte die Ellbogen auf den Knien und schob die Hände vor. Er nahm ihre Hände in seine und sagte: „Das mit den gekreuzten Fingern hast du nicht ganz richtig verstanden, glaube ich.“ „Wieso?“ „Es hat nichts mit Magie zu tun, mit Abschwören oder so. Im Gegenteil: es soll dem Anderen sagen: Guck mal, ich lüge.“ Sie lachte: „Lügen kann man nicht gucken. Lügen tut man im Kopf, vielleicht ein bisschen im Herzen. Lügen hört man. Ich höre.“ „Bayern ist schön.“ „Nicht gelogen. Wovon war vorher die Rede?“ „Die Sonne scheint nicht.“ Er lehnte zurück. Sie auch.

Aber bald kam sie wieder vor und fragte: „Hast du kein Vertrauen zu mir? Hast du Angst, dass ich gleich zur Polizei renne und dich anzeige?“ „Nein, aber ich mache dich zur Mitwisserin.“ „Das gehört zu meinem Job. Hör zu, was ich spekuliere: Banker bist du von Beruf, da gehst du mit Geld um. Es gibt sauberes Geld und schmutziges Geld. Du hast ein bisschen zu viel schmutziges Geld in den Pfoten gehabt und hast es sauber gewaschen, ein bisschen schmuddelige Provision eingesteckt. Kein Kapitalverbrechen,

oder ja: in des Wortes Bedeutung: ein Kapital-Verbrechen. Kleiner Fisch, nehme ich an, aber du bist straffällig. Aber dass du nun deshalb gleich von Berlin zu Freunden nach München fliehst und untertauchst, - die Verhältnismäßigkeit scheint mir nicht in Ordnung. Rechtsanwalt wäre besser gewesen.“ „Ich bin nach München gefahren, damit ich dich kennen lernen kann.“ Mahnend sagt sie: „Ferdinand, zeig mal deine Finger.“ Er zeigt ihr die gekreuzten, die sie flüchtig küsst: „Da hängt doch noch was andres dran.“ „Ja.“ „Persönlich in ein Verbrechen verwickelt?“ Ferdinand zögert, sagt dann aber eindeutig: „Nein.“ „Was bedeutet dein kleines Zögern? Ein Verbrechen mit vorbereitet.“ „Nein.“ „Ein Verbrechen mitangesehn und damit als unerwünschter Zeuge sowohl verfolgt als auch erpressbar.“ Zwei Stationen weiter, und sie weiß alles von mir, denkt Ferdinand. Ich hoffe zu ihren Gunsten, dass sie Handschellen mithat. „Ja,“ sagte er und überlegt, dass sie das mit den Chinesen aber nicht wissen kann. Zum Glück kamen sie in Starnberg an, wo Marion sie erwartete.

Sie schaute ihnen entgegen. Den Jungen sah sie zum ersten Mal. Er gefiel ihr. Ferdinand sah gut aus, war braungebrannt. Wenn sie wüsste, auf wie viel Straßen Münchens er diese Bräune eingefangen hat. Die Damen umarmten einander mit Küsschen rechts und Küsschen links. Beinahe wäre dieser kleine, doch wohl aus Italien über uns gekommene Zärtlichkeitsaustausch auch Ferdinand zuteil geworden, aber Marion hielt sich im letzten Augenblick zurück, wirklich mit ihm diese spontane Mischung aus Irrtum und Zuneigung zu zelebrieren.

Sie gingen an den beachtlichen Ärschen der geparkten Autos vorbei. Ein weißes Mercedes-Cabriolet – weiß, nicht silbermetallic! - gefiel Ferdinand am besten. Bei dem justament ließ Marion die Schlösser knallen: „Ferdinand bitte nach hinten. Es ist etwas eng, aber es geht.“ Ferdinand stieg ein und kam sich doch wirklich ein bisschen schäbig vor mit seinem inzwischen recht schlafverknitterten Anzug auf dem hellgrauen, fast weißen Leder. Die Damen setzten sich vorne. Marion fuhr – hervorragend, Ferdinand dachte an seine letzte Autofahrt mit Grete, der Frau von Professor Kammhuber, die ihn

in leichten Angstschweiß versetzt hatte. Die Damen redeten über Marions Situation. Sie tat genau genommen nichts. „Ich komme aus sehr reichem Hause. Das ist schön, aber auch gefährlich. Also: - auf Mann und Kinder warten tu ich nicht. Das ist ja gar keine Tätigkeit.“ „Du konntest sehr gut zeichnen,“ erwähnte Susanne. „Ja, wahrscheinlich schmeiße ich mich dann im Frühjahr auf die Mode. Paps will mir ein Studium in Paris spendieren.“ „Können wir bei dem Wetter überhaupt segeln?“ fragte Ferdinand. Marion lachte: „Wir segeln unterm Regen durch. Und wenn ein paar Tropfen auf Deck landen, macht das auch nichts.“

Das Landhaus war eher ein kleines Schlösschen, nicht überdimensional groß, sehr gediegen, kein altes Wagenrad, keine alte hölzerne Schubkarre mit Stiefmütterchen, gepflegter Rasen, kluger Baum- und Buschbestand. In der Diele ein gerahmter Spruch, den Ferdinand halblaut las: „Sei mit Lust bei den Geschäften am Tage, aber mache nur solche, die dich nachts gut schlafen lassen.“ Einige Unterschriften und ‚Workshop im Bergischen Land, Juli 1998‘. Marion kommentierte: „Mein Vater liebt diesen Spruch. Ist aus den BUDDENBROOKS von Thomas Mann.“ Sie führte die beiden in den ersten Stock, eine sehr sympathische Diele mit einem schmalen ovalen Biedermeiertisch, an den Wänden zwei Biedermeierkommoden, und sehr viele Türen. Susanne kam in das geräumige Gästezimmer, Ferdinand wurde gegenüber in das Zimmer des Bruders verfrachtet, der einige Semester in den USA studiert. Susanne steckte sehr interessiert ihren Kopf in die nächtliche Bleibe ihres Freundes. Marion zeigte noch das Badezimmer, das sie benutzen konnten. Dann schlug sie vor: „In zehn Minuten treffen wir uns unten zu einer Brotzeit, einverstanden? Meine Eltern kommen erst abends. Da wird dann richtig gegessen.“ Erstmal Tür zu.

Ferdinand, gibts das? Im bedenklich kalten Flaucher-Bett aufwachen und nur wenige Stunden später im Zimmer des sehr reichen Bruders der sehr reichen Marion stehen und mit den Fingern übers weiße, weiße, weiße Bettlaken fahren? Marions Bruder spielt Tennis, wahrscheinlich nicht schlecht. Da hängt ein gerahmtes Foto von Steffi Graf, da sieht sie sehr gut

aus, richtig schön, – Stefanie Graf. Bei den Büchern überwiegen Lehrbücher zu den Wirtschaftswissenschaften. Der Blick aus dem Fenster geht in den Garten. Oder ist das ein Park? Ja, um die Anfangsfrage zu beantworten, das alles gibt es, dank der Liebe! ‚Kommst du mit?‘ hat Susanne gestern gefragt, dreimal. Gäbe es die Liebe nicht, würde das arme Hirn gar nicht mehr zur Ruhe kommen. Ferdinand verwendete einige müßige Gedanken an die Frage: Wie komme ich hier wieder raus, wo ich so überhaupt nicht reinpasse? Und die Folgefrage: Wie komme ich hier über die Runden, ohne gefährliche Fragen beantworten zu müssen und in zweiunddreißig Fettnäpfchen zu treten? Irgendwann muss ich zum Friseur.

Waren lauter Quatschgedanken! Die Brotzeit war so nett und köstlich, die Wurstwaren so hervorragend, das Andechser Dunkle eine Wucht. Das winzige Rülpslein wurde nicht gehört – oder überhört. „Mit Butter und Salz ist der Radi besonders gut,“ sagte Marion. „Das Wort Brotzeit kennt man nicht in Berlin,“ sagte Ferdinand. Marion wusste Bescheid: „Das war früher zwei Mal am langen Arbeitstag, um neun Uhr morgens und um drei am Nachmittag, ein halber Liter Bier und nichts als ein Stück trockenes Brot. Daher Brot-Zeit. Mit Übergewicht hatte da keiner zu kämpfen.“ Susanne lachte: „Heute könnte man das eher Parma-Schinken-Zeit nennen oder Radi-Zeit.“

Dann das Segeln. Im Kammgarnanzug? Schwupps hatte er des Bruders Anorak an und dessen Segelschuhe an den Füßen. Er bekannte, noch nie gesegelt zu haben - oder zu sein. Klingt beides komisch. „Macht gar nichts,“ sagte Marion, „wird Ihnen trotzdem gefallen. In der Seglersprache sind Sie ein Greenhorn.“ Sie führte die beiden zum Bootslicheplatz. Da war vielleicht Geld versammelt, genauer: Boote, für die viel Geld ausgegeben worden war, zum Teil hochseetaugliche, die gegebenenfalls mit wuchtigen Lastwagen nach Genua oder Biarritz überführt werden konnten, teures schönes Hobby. Das Schöne empfand Ferdinand besonders, als der Motor abgeschaltet wurde und sie mit Windeskraft dahinglitten durch die feuchte Kühle. Drei schöne Stunden lang. Ferdinand lernte zu unterscheiden zwi-

schen dem Kräuselwasser auf dem See, das eine Brise bedeutete, und dem spiegelglatten einer Flaute. Der oft so rasche Wechsel von so einer Flaute zu kräftigem Wind zum schnellen Segeln. Ab und zu durften Susanne oder er eine Leine lockern oder festzurren, ohne genau zu wissen, was sie da taten. Was ein Mast ist, weiß fast jeder, aber das Querstück da unten, das einem beim Halsen vor die Stirn knallen kann, dass das Baum heißt, das wusste das Greenhorn nun. Ach ja: und Halsen heißt das Wenden bei achterlichem Wind, was schlicht Wind von hinten ist.

24 Das Glucksen des Wassers unter dem Segelboot

Es war ziemlich spät geworden auf dem Wasser gestern abend. Auch kühl war es, als sie anlegten. „Bleibt denn so ein Schiff den Winter über hier liegen?“ wollte Ferdinand wissen. Marion vertäute das Boot und erklärte: „Ferdinand, das ist kein Schiff, sondern eine nicht besonders große Segeljacht, genauer ein Schwertkieler. Und den Winter über liegt sie im Yachthafen in Starnberg. Auf dem Land. Kein Boot darf von November bis April im Wasser bleiben. Naturschutz, die Fische nicht beim Laichen stören. Manchmal bin ich da schon ein bisschen sauer, so an einem warmen Märztag... Aber es ist wohl richtig. Beeilt ihr euch bitte ein bisschen. Die Eltern essen gerne pünktlich. Ich bin sicher, dass sie gekommen sind.“

Ferdinand hatte seine Krawatte umgebunden. Susanne registrierte, dass es dieselbe war, die er vorige Woche auf einer Vernissage getragen hatte. Ihn vorzustellen erwies sich als nicht ganz einfach, denn die beiden jungen Damen kannten seinen Nachnamen nicht. Mit „Brennecke“ half Ferdinand dann aus.

„Ferdinand ist Banker in Berlin,“ erklärte Susanne. „Interessant,“ sagte Marions Vater, „ich bin Makler, habe viel mit euresgleichen zu tun. Man kann nicht behaupten, dass sich die Bosse und Vorstände in letzter Zeit mit Ruhm bekleckert haben.“ „Sie verdienen zu viel,“ sagte Ferdinand. „Freut mich, dass das ein Angestellter auch findet. Jetzt wären sie gefordert, jetzt kuschen sie. Viele, durchaus auch Insider, plädieren für radikale Reformen, das Wort Moral fällt immer öfter. Hoffentlich geht das mit unserer Gigantomanie noch eine Weile gut. Das Wort Global hat einen sehr üblen Beigeschmack bekommen.“ Ein Vater, der gern ein bisschen dozierte. Die Wirtschafterin lief mit einer Suppenterrine durch die Diele. Marions Vater sagte: „Themenwechsel. Wenden wir uns erfreulicheren Dingen zu.“ Die Mutter ergänzte: „Darf ich bitten.“

Ein schön gedeckter Tisch, nicht überladen, sehr gediegen. Ein wun-

derbares Essen, erlesen in allem, aber kein Kaviar, keine Mätzchen. Ferdinand genoss es sehr. Marions Vater sprach klar und deutlich aus, dass er Kapitalist sei, er betonte aber, dass er als Makler nie krumme Sachen gemacht habe, immer wieder Risiken, auch hohe und sehr hohe, daohne gehe es nicht, ansonsten drei Grundsätze: Geschick und ein Höchststand an Informationen, zweitens Fleiß, und schließlich Glück. „Ohne Glück geht auch gar nichts. Manchmal müssen ein Dutzend zunächst sehr divergierende Umstände zusammenkommen. Wenn ein Faktor fehlt, platzt das Geschäft. Aber mit Glück kommen die Umstände richtig zusammen und dann füllt sich die Kasse.“

Marion kicherte: „Und meine Mutter gibt dann gleich alles wieder aus.“ Die Mutter wandte ohne Ärger ein: „Marion, du machst mich schlechter als ich bin.“ Marion stellte richtig: „Ferdinand, Sie müssen wissen, dass meine Eltern sehr aktiv sind beim Spenden für die Nöte in aller Welt. Ein genau bemessener Prozentsatz aller Einnahmen fließt in – äh –“ Die Mutter erklärte: „Ich achte peinlich genau darauf, dass wir in keine finsternen Kanäle spenden.“ Der Vater meinte: „Ihre Buchführung ist umfangreicher als meine. Wir bezeichnen das als unsere Globalisierung. Ob es hilft – ja, es hilft ganz bestimmt, da, wo es hinfließt – aber ob es den ganzen Karren auf seinem Rutsch in den Schlamassel auch nur im Geringsten aufhalten kann...?“

Zum Nachtisch gab es Mohr im Hemd. Das ist ein rabenschwarzer Kuchen mit viel blütenweißer Sahne in Schichten dazwischen, das ist das Hemd. Espresso dazu, den aber nur die Jungen tranken. Und es entbrannte eine Diskussion, ob so ein Wort wie Mohr nicht rassistisch sei. Der Vater entschied: „Mohr dürfte sich herleiten von den Mauren in Spanien und Nordafrika, Mauretanien, doch wohl einwandfrei; Neger im Hemd wäre rassistisch, obwohl Neger im Deutschen eigentlich überhaupt nicht zu beanstanden ist, im Gegensatz zum amerikanischen Nigger, das ist ausgesprochen böse und gemein. Farbiger im Hemd wäre korrekt und wunderbar albern. Essen wir.“ Marion bat: „Ferdinand, Sie müssen mir dann eine halbe Stunde mit Susanne allein gönnen. Wir sind zu alte Freundinnen – wir kön-

nen unseren ganzen Klatsch nicht vor Ihren Ohren abraspeln.“ „Selbstverständlich.“ Der Vater schlug vor: „Herr Brennicke geht mit mir eine halbe Stunde durch den Garten. Der kleine Nebelhauch machts sicher romantisch. Der Halbmond wird kaum zu ahnen sein. Kommen Sie.“

Während die Herren durch den Garten gingen – es war gerade Regenspauze - und über Vor- und Nachteile der Börsenflauten sprachen, kam Marion gleich zur Sache, als sie mit Susanne die Treppe rauf und in ihr Zimmer ging: „Bist du glücklich?“ „Ja, sehr, und voller Angst.“ „Lass das! Angst ist ein so schlechter Verwalter der Gefühle. Glück genügt doch. Warum schläft ihr noch nicht zusammen?“ „Mariönchen!, wir kennen uns erst ein paar Tage.“ „Das wäre doch kein Grund.“ „Vielleicht doch. Ich denke, wir wollen was Dauerhaftes braten, da... Ich habe ihn gebeten, mich noch nicht zu küssen. Er betonte, wie einverstanden er war. Es nicht zu tun, - dazu gehören auch Zwei.“ „Woher wollt ihr dann überhaupt wissen, ob da Liebe im Spiel ist?“ „Mal was von Augensprache gehört und von Körpersprache und von Sehnsucht? Außerdem hat er mir gestanden, dass ihm mein Hintern gefallen hat im Halogenlicht der Vernissagen.“ „Naja, klingt nach Hoffnungsvoll. Ihr seid ein schönes Paar.“ „Ich bin einen halben Kopf größer als er.“ „Wenns ihn nicht stört – mich stört es überhaupt nicht. Solltest du mal an Wechsel denken, - ich wäre –“ Susannes Stimme wurde fast metallisch: „Marion!, ich habe eine panische Angst vor dem nächsten Kollaps, richtig eine – eine Schlussphobie. Und deshalb –“ „Entschuldige bitte. Und keine Sorge: Der Typ bin ich nicht. Und du bist eine gute Freundin von mir.“

Irgendwann gabs dann ein allgemeines Gute-Nacht-Gesage. Marion blieb noch mit den Eltern vor dem Fernseher hocken, wollten in 3sat die Sendung über Günter Grass sehen. Den Gästen wurde selbstverständlich erlaubt, sich zurückzuziehen. „Frühstück ganz zwanglos ab 9 Uhr,“ wurde noch signalisiert, „Kaffe ist in der Thermoskanne, Tee auf dem Stövchen.“

Dann standen die Liebenden in der oberen Diele, und er fragte: „Woher wusste sie, dass wir getrennt schlafen?“ „Das habe ich ihr gesagt.“ „Ach so. Hat sie gefragt?“ „Ja.“ „Einen Arm um deine Schulter legen.“ „Ja...“ So stan-

den sie lange, Schläfe an Schläfe, ehe er sich ablöste und in sein Zimmer ging: „Gute Nacht, Susanne.“ „Gute Nacht, Ferdinand - Brennicke...“ Ganz schnell stand er wieder bei ihr und flüsterte: „Ich heiße nicht Brennicke.“ „Das habe ich mir gedacht. Irgendwo hängt zwischen uns ein Vertrauensdefizit.“ „Ja.“ „Aber das liegt an dir.“ „Ja. Defizit hört kein Banker gern. Ich werde das Konto bald ausgleichen. Gute Nacht, Susanne.“ „Gute Nacht, Ferdinand – Nachname unbekannt.“ „So muss es leider noch ein wenig bleiben.“ „Du hast mein uneingeschränktes Vertrauen.“ Und unerwartet ernst fügte sie an: „Bitte enttäusche es nie...“ „Bitte sei ohne Angst.“

In beiden Zimmern kreisten die Gedanken um den Liebsten und die Liebste da drüben, untermalt vom leisen Glucksen des Wassers unter dem Segelboot. Warum denn nicht endlich eine ganz dicke Umarmung mit allen Folgen? Wegen der Folgen der Folgen. Nein, nicht Schwangerschaft, die ließe sich doch wohl verhüten. Sie waren zwei sehr ernsthafte Menschenkinder – geworden. Ferdinand dachte gewiss nicht ununterbrochen an Susanne I in Berlin, aber alles, was ihm mit ihr widerfahren war, das prägte ihn doch tief, das ließ sich nicht abwischen wie die Kreide von der Tafel, kein Schwamm drüber, da nicht. Susanne war über Carlos/Karl einigermaßen hinweg, aber davor war ja auch so Mancherlei nicht gerade erfreulich verlaufen. Da war die Kürze der Bindungen.

Die Mutter sagte: „Du hattest einige Monatsmänner. Jetzt sind es immer öfter Wochenmänner oder gar Tagesmänner.“ Susanne tat das weh: „Hör auf, Mama!“ „Vielleicht solltest du aufhören. Gibt da so einen Ausdruck –“ „One-night-stand,“ wusste Susanne. „Ja. Macht uns manchmal ein wenig Sorgen.“ Frau ist ja heutzutage nicht gleich eine Hure, wenn sie ein Dutzend Männer durchprobiert. Aber bevor es ans zweite Dutzend geht, sollte sie innehalten, sonst wird das Gewebe, das es nun einmal zur Liebe braucht, brüchig. Und wenn die Liebe erstmal durchgebrochen ist, - die ist nur sehr schwer zu flicken. Und bevor wir die Frage zu beantworten versuchen, was das denn um Himmelswillen sei, dieses Gewebe namens Liebe, sagen wir erstmal Gute Nacht.

Es dämmerte noch, als Ferdinand am Morgen aufs Klo musste. Er wusste nicht mehr, wo seine Badezimmertür war und stand zweifelnd vor Marions Tür. Die schlüpfte in einem reizvollen Nachthemd aus ihrem Zimmer, einem ähnlichen Drange folgend. Beide erschraaken. Ab und zu in letzter Zeit steht Ferdinand in Unterwäsche vor jungen Damen, die ihn anlächeln. Jetzt – die Nachtwärme des Mädchenkörpers – schwoll es ihm ein wenig in der Unterhose, was ihm sehr peinlich war. Marion bemerkte es nicht und flüsterte: „Mein Vater hat beim Bau des Hauses größten Wert darauf gelegt, dass es hier morgens kein Toilettengedränge gibt.“ Sie zeigte ihm die für ihn zuständige Tür: „Sie da, ich hier.“ Sie verschwanden in ihren Badezimmern. Ferdinand überlegte dann, ob es besser sei, möglichst schnell wieder rauszugehen oder etwas zu warten. Er wartete ein bisschen und betrat die leere stille Diele. Als er wieder im Bett lag, dachte er: Kommende Nacht in einem anderen Bett. Und: Die Marion ist eine sagenhaft reiche Partie. Dann schlief er nochmal ein.

Mit Handys hätte es weniger Zufall gegeben. Ist das nun Zufall oder Zeichen?, aber Zufall ist doch immer Zeichen: Ganz ohne Handy, aber ganz wunderbar und erstaunlich synchron gingen kurz nach 9 Uhr die Türen zu den Zimmern der Liebenden auf und sie traten in die Diele, standen einander gegenüber, das Tischchen trennte sie. „Zum ersten Mal unter einem Dach geschlafen,“ sagte Susanne, „guten Morgen, Ferdinand.“ „Guten Morgen, Susanne. Zeichen der Hoffnung, dass wir eines Tages auch unter einer Decke schlafen werden.“ „Ich liebe es, wenn du manchmal so schön direkt wirst. Und ich meine das kein bisschen spöttisch. Ich weiß noch zu wenig von dir. Ich bin schrecklich verletzt worden, und will es diesmal etwas genauer wissen.“ „Ich bin mehrere, zumindest zwei.“ „Ich quäle dich nicht, mir Geständnisse zu machen. Ich will nur immer wieder mit dir zusammen sein.“ „Dann lass uns zusammen frühstücken.“ „Zusammen frühstücken. Auch eine Premiere der Hoffnung.“

Es konnte, nach dem Abendessen zu urteilen, nur ein wunderbares Frühstück sein. Die Mutter saß schon am Tisch, Marion kam auch bald, e-

benso der Vater. Allgemeines Guten-Morgen-Gesage. Ein weiteres Segeln wird erwogen, die Wolken lassen immer mal wieder fünf Sonnenstrahlen durch. Der Vater will mitsegeln: „Wird jetzt bald das letzte Mal sein.“. Die Mutter will in die Kirche, nein, nicht zum Gottesdienst, aber mit dem Pfarrer etwas abklären im Sinne ihrer gestern erläuterten Philosophie des Spendens: „Nicht einfach was in irgendeinen Topf für irgendeinen Zweck in irgendeinem Land. Gezielt helfen, wissen, wo und wie man 30 Kindern in Nigeria ein Dach aufs Schulgebäude setzt.“

Ferdinand musste mit den Eltern telefonieren. War ihm ein bisschen peinlich, so ein Gespräch nach Spanien zu erbitten, weil sein Handy nicht in Ordnung sei. (Diese kleinen weißen Lügen gingen ihm recht geläufig von den Lippen.) Marion tat seine Skrupel sehr leichtherzig ab: „Mein Vater telefoniert fast täglich mit den USA und sonstwohin. So ein Gesprächlein nach Spanien fällt da ganz bestimmt nicht ins Gewicht, noch dazu am Sonntag.“ Ferdinand telefonierte mit seiner Mutter, so verlogen wie vorige Woche, vor allem, was Umstände und Schauplätze anging.

Auf dem Wasser, umgeben von einem Flammenmeer in den Herbstbäumen, erzählte der Vater, der übrigens ein wenig eleganter segelte als Marion, von seinen hochfliegenden Plänen: Bis zu seinem Lebensende wollte er alle Küsten des Mittelmeeres absegelt haben: „Es ist ein unbeschreiblich schönes und – ja: so überaus reiches Meer, diese Fülle von Kulturen in drei Kontinenten. Ich brauche keine Karibik und keine Südsee. In Gibraltar haben wir angefangen, immerhin bis Stromboli und die Nordwestspitze von Sizilien haben wir es geschafft. Aber zurück bis Agadir in Marokko – da brauchen wir schon noch eine gehörige Summe von Sommern. Vor allem die Entscheidung, welche griechischen Inseln wir umsegeln wollen. Da graust mir jetzt schon.“

Susanne wollte wissen: „Und die Jacht liegt jetzt in einem Mittelmeerhafen?“ „Nein, die mieten wir, Skipper und Koch dazu. Eine eigene Jacht für drei oder vier Sommerwochen, das amortisiert sich nie. Das ist ein holder Traum. Ich versuche so systematisch wie irgend möglich die Küsten zu foto-

grafieren. Die Fotos in einer Reihe aneinandergeklebt – das wird eine virtuelle Mittelmeerreise von einigem Reiz, so denke ich.“ „Und gehen Sie nun viel an Land?“ wollte Ferdinand wissen. „Nein, sehr wenig. Das ist zeitlich einfach nicht zu schaffen. An der Südküste von Sardinien habe ich es am meisten bedauert, da ist eine Bucht, ein Sandstrand wie mit dem Zirkel gezogen, irgendwo bei Porto Pino oder Teulada. Das hebe ich mir für mein nächstes Leben auf. Obwohl, wenn die Fernöstlichen Recht haben, werde ich ja wohl kaum wieder ein reicher Mann werden.“

Es gab wieder eine schöne Brotzeit. Der Vater-Kapitalist legte wohl Wert darauf, nochmals von seinem Reichtum zu sprechen, ihn zu rechtfertigen: „Ich brauche dieses Schlösschen, Herr Brennicke. Es gehört zu meinem Rüstzeug. Man kann Millionen-Grundstücke mit anspruchsvollen Immobilien darauf nicht in einer Mansarde vermitteln. Im übrigen: Nichts gegen Mansarden!“

25 Auf das Hakenkreuz hätten sie verzichten können

Da saßen sie wieder in der S-Bahn einander gegenüber. „War schön,“ sagt Ferdinand. „Ja, ist aber auch schön, wieder mit dir allein zu sein.“ „Ja, ist noch schöner.“ Wer so weit entfernt saß, dass er sie nicht verstehen konnte, hatte ein höchst anmutiges Erlebnis: Wie beredt sie waren, wie sie verstummen konnten. Die Fülle von Geschichten, die die Augen erzählten. Wie die Hände ganz präzise Größen oder die Finger Winzigkeiten anschaulich machten, wie sie Gefühle unterstrichen oder abdämpften; was bedeutet diese flache Hand mit einiger Wucht vertikal auf die flache andere horizontale Hand gesetzt? Was wird da abgehackt? Warum dieses Stirnrunzeln? Warum denn bloß diese Kreisbewegungen der rechten, dann dieses Drehen beider Hände, wie abwägendes In-Zweifel-Ziehen? Und dieses Lächeln! Nicken zur Bestätigung, dann aber abweisendes Kopfschütteln, das gar nicht enden will, als sei die schlimmste Zumutung in die Welt gesetzt worden. Befreiendes Lachen endet alles Kopfschütteln. Dann hält er ihr die gekreuzten Mittel- und Zeigefinger entgegen, und sie küsst die Kreuzungen hinweg. Wer keine Graufilter vor den Pupillen hatte, sah Liebe...

Was sie ganz leise besprachen, sei noch vermerkt. Er fragte: „Wolltest du heute Nacht zu mir rüberkommen?“ Sie bekannte sehr leise: „Ja. Und du?“ Ferdinand bekannte auch: „Ich wollte zu dir rübergehen.“ Da wurde sie laut: „Warum, verdammt nochmal, haben wirs dann nicht gemacht?“ Er mahnte sehr freundlich: „Sicherheitshalber würde ich in so delikater Angelegenheit nicht ‚Verdammt nochmal‘ sagen.“ „OK, nehme ich zurück. Sicherheitshalber. Und vielleicht – vielleicht wars ganz gut, dass dein Handy in Berlin ist. Hier in der S-Bahn können wir nicht vögeln.“ „Du äußerst Selbstverständlichkeiten.“ „Muss ich mich schon wieder entschuldigen?“ „Nein, ist ja alles gut.“ „Nichts ist gut!“ brummte sie, „vielleicht wirds noch gut.“

Dann kam der vierschrötige besoffene Mann mit Glatze, der mit einem sehr dicken schwarzen Filzschreiber ihr Fenster mit einem riesigen Haken-

kreuz beschmierte. Susanne griff nach dem Stift und konnte ihn ihm wegnehmen. Auf solchen Eingriff war er wohl gefasst. Und Susanne hätte es schlecht ergehen können, wenn nicht Ferdinand ihm die Beine nach hinten weggeschlagen hätte, so dass er mit der Stirn sehr empfindlich gegen die Scheibe krachte und in die Knie sank, das Hakenkreuz gnädig verwischend. Er rührte auf, die Beiden konnten entfliehen und stiegen am Hauptbahnhof aus, wo der Zug gerade hielt. Sie sagten einem Wachmann Bescheid, der sofort in den Waggon lief.

„Was mache ich mit dem Filzstift?“ fragte Susanne. „Den heben wir auf für unser Museum.“ Susanne blieb stehen und drehte ihn am Arm in eine Gegenüberstellung: „Ich warne dich, Ferdinand.“ „Wovor?“ „Alles, was du sagst oder tust, was auf die Dauer unserer Liebe –“ Ferdinand war sofort ganz hellhörig: „Sagtest du unserer Liebe?“ „Ich sagte unserer Liebe, auf die Dauer unserer Liebe zielt, Museum und so, wird dir zum Verhängnis, es fesselt dich unlöslich an mich. Ich will, dass du nie, nie, nie eine Erinnerung für mich wirst!“ „Nie eine Erinnerung – gut, ich bleibe.“ „Wenn wir schon küssen würden, bekämst du jetzt einen dicken Schmatz.“ „Weil wir noch nicht küssen, lege ich einen Arm um deine Schulter und frage: Wann wo?“ „Küssen?“ „Nein, erstmal wiedersehen.“ „Morgen, 18 Uhr, Veterinärstraße 1, pünktlich.“ „Es war wunderbar, zwei Tage mit dir am Starnberger See zu verbringen.“ „Oaach,“ machte sie verächtlich, was ihn denn doch irritierte: „Etwa nicht?“ „Doch, aber genau den Satz hatte ich mir zurechtgelegt, um ihn dir zum Abschied zu sagen.“ „Was kann es Schöneres geben, als das Wochenende mit solcher Übereinstimmung und Harmonie zu beenden.“ „Klugscheißer.“ Sie nahm seinen Kopf in ihre Hände und verpasste ihm neun Uhrzeiger-Küsse und verschwand.

Berlin – von Starnberg eine Mondreise entfernt. Flaucher doch eigentlich auch, er erinnerte sich, wie er gestern im Bett des Bruders von Marion mit dem Zeigefinger über das weiße Laken gefahren war und an den heutigen Abend im Flaucher gedacht hatte. Gute Nacht auch heute.

Früh auf wie immer, ein klares Ziel vor Augen: An der Ampel beim

Kandelaber stehen, wenn sie vorbeikommt. Leute, die sich für 18 Uhr verabredet haben, können sich schon um 7 Uhr 12 Guten Morgen sagen. Aber da gibt es ein handfestes Problem: Susanne hat keine Nöte mehr mit unmittelbar bevorstehenden Prüfungen. Zweieinhalbstunden später kommt sie an die Ampel. Mein armer Ferdinand unterm Regenschirm! Und als sie endlich kommt, sieht er sie nicht gleich, weil so ein Starren auf anradelnde Radler auch ganz schön ermüdet. „Ferdinand!“ ruft sie höchst erfreut, „welch ein Zufall!“ „Kein Zufall,“ sagt er trocken, „ich stehe seit 7 Uhr 12 hier und warte auf dich.“ „Du verwöhnst mich, Ferdinand. Ändert nichts daran, dass ichs eilig habe, aber es gibt ja eine Sicherheit: Veterinärstraße 1, 18 Uhr.“ „Pünktlich,“ sagt er mit einem Lächeln, dass ihr die Knie weich werden. *Mehrzahl von Knie möchte Alleskieker immer Kniee schreiben, aber Onkel Duden erlaubt es nicht.* Sie streichelt ihm Kopf und Bart und radelt davon. Selten, so findet er, hat er sich den Cappuccino so redlich verdient wie heute mit dem Rumstehen und Gegucke und Gewarte im Regen. Aber der letzte Schluck kommt dann unweigerlich. Da sieht er draußen unter den Arkaden einen Mönch stehen, offensichtlich wartend.

Ferdinand entschließt sich spontan, ihn anzusprechen. Er geht raus. Sowas kann man nur spontan machen, zu viel Nachdenken vergrault alle Initiativen. Aber wie spricht man so einen Mönch an? Er weiß es nicht und fragt also: „Verzeihen Sie: Wie spricht man Sie an?“ Er antwortet sehr freundlich: „Das haben Sie doch gerade getan.“ „Ich meine: gibts da einen Titel oder eine spezielle Anrede?“ „Ich bin ein Pater, Pater Bruno.“ „Ich bin Ferdinand aus Berlin. Und ich habe ein Problem, aber ein ziemlich weltliches.“ Der Mönch scheint erfreut: „Nur zu, Franziskaner lieben die weltlichen Probleme ihrer Mitmenschen. Geht es um Keuschheit?“ „Woher wissen Sie das?“ „Zunächst einmal habe ich es gefragt. Es ist ein bisschen ein altmodisches Wort geworden, und auch eine altmodische Sache.“ „Franziskaner leben keusch?“ „Ja, mit allem Bewusstsein der Sündhaftigkeit des Menschen.“ Sie setzten sich auf zwei Stühle, die da vom Betrieb im Hofgarten unter den Arkaden regengeschützt rumstanden.

Ferdinand hatte großes Vertrauen gefasst: „Als ich meine Freundin vor einer Woche zum ersten Mal küssen wollte, sagte sie: ‚Küss mich noch nicht.‘ Ich fragte: ‚Warum nicht?‘ Da sagte sie: ‚Ich möchte die Zeit vor dem ersten Kuss dehnen, ganz lang dehnen. Es ist eine so unwiederbringliche Zeit.“ „Ich gratuliere Ihnen zu so einer Freundin. Wie stehen Sie dazu?“ „Ich war sehr einverstanden. Aber inzwischen –“ „Ist sie hübsch?“ „Hübsch ist gar kein Ausdruck. Sie ist schön. Zum Küssen schön.“ „Dann muss es über kurz oder lang geschehen, und es wird über kurz oder lang geschehen. Aber schenken Sie dem Anlass einige Aufmerksamkeit.“ Ferdinand war noch nicht fertig: „Beim Küssen bleibt es nicht. Es hat Folgen.“ „Äußerst reizvolle Folgen, jedenfalls jenseits vom Kloster, wenn ich das richtig verstanden habe. Ganz klare Antwort der offiziellen Kirche: Absolute Keuschheit bis zum Kindeswunsch.“ „Euje,“ machte Ferdinand. Der Pater fuhr fort: „Weniger klare Antwort von Pater Bruno: Das muss jeder nach seinem Vermögen entscheiden. Zwar richten – wie gesagt – manche kirchlichen Instanzen da zum Teil sehr hart und rigoros. Ob das richtig ist, wagt der Franziskaner Bruno anzuzweifeln, auch wenn er damit nicht ganz im Einklang ist mit der geltenden Lehre und mit seinem Orden. Bitte, verpetzen Sie mich nicht bei meinem Guardian.“

Ferdinand konnte nicht aufhören zu fragen: „Pater, was ist eine Liebe?“ „Eine Stiftung Gottes.“ „Immer?“ fragte Ferdinand. „Wenn sie auch nur halbwegs den Namen verdient, – ja.“ „Und eine Scheidung?“ „Ist ein Ungehorsam.“ Ferdinand wollte es wissen: „Auch immer?“ „Nein, eine Scheidung kann auch Leben retten.“ „Ich werde Sie nicht so leicht gehen lassen, Pater Bruno. Sie wissen so wunderbare Antworten. Was ist ein Lächeln?“ „Eine Zeichnung, die der Herrgott auf das Antlitz deiner Freundin zaubert.“ Vom Odeonsplatz trat eine junge Frau unter einem blütenweißen Schirm in den Hofgarten, blieb stehen und schaute zu dem Pater. Ferdinand fragte: „Darf einer wie ich einem Mann mit Kapuze einen Cappuccino anbieten?“ „Wäre mir ein Vergnügen, aber da ist die junge Dame, auf die ich gewartet habe. Adieu. Gott schütze Sie und Ihre Liebe.“

Sehr easy saß Ferdinand in der Mensa mit einem Becher Kaffee, als Susanne reinkam. Erst als sie mit gefülltem Tablett sich umschaute, sah sie ihn und lächelte ihr schönstes Lächeln. Sie ging zu ihm und fragte: „Gestatten Sie, mein Herr, dass ich mich zu Ihnen setze?“ „Tut mir leid, schöne Frau, aber diese sechs Stühle sind reserviert für meine sechs Miezen.“ „Sechs Miezen? Ich esse schnell.“ „Tun Sie das nicht, es ist äußerst ungesund. Und ich muss dann Ihre Gegenwart so schnell wieder entbehren.“ „Gut, ich esse langsam. Was liegt Ihnen an meiner Gegenwart, wenn sechs Miezen im Anmarsch sind?“ „Um Sie, schöne Frau, zu verkraften, braucht man sechs Miezen als Kompensation. Wann gehen Sie mit mir ins Bett?“ „Was erlauben Sie sich, mein Herr!?“ „Ich erlaube mir, Ihnen meine Liebe zu erklären.“ Sie schauten einander an, zuerst sehr ernst, dann lachten sie lauthals los.

„Wie finden Sie meinen Hintern?“ fragte Susanne. Ferdinand grinste und versuchte, Blicke auf ihr Untergestell zu fixieren: „Sie müssten stehen und ein Halogenscheinwerfer müsste darauf fallen.“ „Dann würde ich ‚Aua‘ schreien. Sie meinen: das Licht eines Halogenscheinwerfers.“ „Sie sind aber genau. Wahrscheinlich studieren Sie Jura.“ „Erraten!“ jubelte Susanne, „wie haben Sie das rausgekriegt?“ „Zuerst habe ich getippt, dass Sie Flemmzimpf studieren.“ „Nein, das ist ja aber auch gar zu köstlich: Ich habe doch tatsächlich ein Semester Flemmzimpf studiert, bevor ich mit Jura angefangen habe.“ „Jaja,“ sinnierte Ferdinand, „Flemmzimpf – das ist eine sehr übergewichtige Fakultät.“ Sie stand auf, nahm ihr Tablett: „Sehe ich Sie wieder?“ „Pünktlich,“ sagte Ferdinand, „ich wünsche gute Arbeit.“ „Ich wünsche gute Faulheit.“ Sie ging, das konnte sie unnachahmlich: Kein Blick zurück, bis sie durch die Tür verschwunden war. Also, nur Hoffnung auf 18 Uhr, pünktlich...

26 Bloß Liebe, sonst nüscht!

Als Susanne kurz nach 18 Uhr durch die Glastür Veterinärstraße 1 kam, wollten sie einander spontan umarmen und küssen. Aber beide riss es kurz davor zurück, und beide suchten im Gesicht des anderen nach irgendwelchen Erklärungen. Sie fragte reichlich irritiert: „Was ist das nur mit uns beiden? An Liebe mangelts doch nicht.“ „Du bist die Mutter vom Tabu, du wolltest die Zeit dehnen.“ „Ich weiß. Du hattest nichts dagegen.“ „Stimmt. Holen wir dein Rad und lass uns ein bisschen gehen.“ Das taten sie.

Er fing zu reden an: „Susanne, du hast die Prüfung heute glänzend bestanden.“ Sie fiel drauf rein: „Ich hatte doch heute gar keine Prüfung.“ „Doch, du hast in der Mensa nicht gefragt, was Flemmzimpf sei. Du hast sogar behauptet, ein Semester Flemmzimpf studiert zu haben. Dein Nichtfragen wird mit ‚Sehr gut‘ benotet.“ Susanne lachte: „Auf so ein Wort wie Flemmzimpf muss man ja erstmal kommen. Ich habe heute in der SZ ein Wort für deinen Beruf vor zwei Wochen gefunden: Büffett-Hopper auf Vernissagen.“ „Naja,“ meinte Ferdinand: „Käsehäppchen-Hopper wär natürlich eindeutiger. Da dachte ich, ich hätte damit was Neues erfunden, dabei gibts das schon.“ Sie sagte: „Eins hast du erreicht: Ich kann nicht mehr über unsere Kreuzung hier fahren, ohne mich dauernd nach dir umzugucken.“ Ferdinand forderte heraus: „Mehr habe ich nicht erreicht?“ Sie fiel auch darauf rein: „Mehr, viel mehr, unendlich viel mehr. Aber du willst ja bloß hören, dass ich dir hörig bin. Ja, mit Wonne dir hörig geworden! Ich sehe ganz andere Farben, ich höre ganz andere Rhythmen, ich rieche ganz andere Düfte, ich schmecke – naa, am Geschmack hat sich nix geändert. Ich sehe eine ganz andere Zukunft liegen. Kann man eigentlich nicht sagen oder?: Zukunft kann man nicht liegen sehen. Gibt doch nur eine Möchte-Zukunft. Alles andere Nebelwaben – nee –schwaden, Nebelschwaden. Ach ja...“ seufzte sie schließlich. Ferdinand schüttelte den Kopf: „Schmeichelt mir ja alles ungeheuer. Du redest ganz schön viel.“ „Ja, im Schwätzen hatte ich immer eine

Eins. Könnte es sein, dass du auch was zu sagen hast?“ „Ja.“ „Sprich, oh mein Ferdinand.“

Er fing an: „Ich habe heute Morgen beim Tambosi mit einem Franziskaner-Pater gesprochen.“ „Thema Keuschheit?“ Ferdinand stutzte denn doch: „Genau das hat er mich auch gefragt, bevor ich überhaupt den Mund aufgemacht habe. Sieht man mir den Samen-Koller denn so deutlich an?“ „Du hast Samen – äh...?“ „Na klar. Lass dir vom Pater erzählen: Die katholische Kirche sagt ganz einfach: Keuschheit bis zum Kindeswunsch.“ „Das halte ich nicht aus,“ bekannte Susanne spontan. „Ich auch nicht,“ sagte Ferdinand, „und der Pater meinte: Ich solle ihn nicht bei seinem Guardian verpetzen, aber - was ist das überhaupt: Guardian?“ „Ich glaube, son Boss im Kloster.“ „Bei dem soll ich ihn nicht verpetzen, aber er plädiert für eine sehr viel weniger strenge Praxis, eine, wie sie den heute lebenden Menschen möglich sei. Allerdings betonte er, - ach nee, das war, als ich ihm erzählte, dass wir noch nicht küssen...“ „Hast du ihm erzählt?“ „Ja, dass du die Zeit bis zum ersten Kuss dehnen willst. Hat er gesagt, ich gratuliere Ihnen zu so einer Freundin.“ „Was betonte er da?“ „Was? Ach so, ja, er sagte: Schenken Sie dem Anlass einige Aufmerksamkeit, – also dem Anlass zum ersten Kuss.“ „Wollen wir das machen?“ „Fände ich sehr gut. Ich sagte ihm noch, dass du sehr schön bist.“

Mit großer Liebe legte sie die Hand auf seinen Arm: „Ach Ferdinand...“ „Er meinte, dann werde es wohl bald geschehen.“ „Klingt nach gutem Franziskaner.“ „Gott schütze Sie und Ihre Liebe,‘ hat er zum Abschied gesagt.“ Susanne bekannte: „Regt mich ziemlich auf. Weißt du, so einen Anlass zum Küssen wie wir uns das denken, auf den muss man ja warten, den kann man nicht herbeireden oder konstruieren oder so...“ „Aber man kann ihn herbeisehnen. Alles deine Schuld, du wolltest das Tabu.“ Sie bekannte: „Was glaubst du, wie oft ich das schon bereut habe.“ Er blieb stehen und schaute sie an. Sie meinte: „Wird nicht besser, wenn du mich so anstarrst.“ Er ging weiter: „Tja, - unsere Nasszellen –“ „Was sind unsere Nasszellen?“ „Der menschliche Mund ist eine Nasszelle. Und wenn unsere aufeinander tref-

fen... Und dabei bleibts ja nicht, dann wollen wir – gib mir dein Ohr.“ Sie neigte ihr Ohr zu seinem Mund, und er flüsterte: „Das Vöglein in den Bäumen - und anderswo...“

„Hats das je gegeben, dass Zweie solche Reden führen und noch nicht zusammen waren?“ „Hats vielleicht schon mal gegeben, aber über sowas reden solche Spinner nicht. Wir werdens auch nicht rausposaunen.“ „Stimmt. Wie stehst du zu Gott?“ wollte Susanne wissen. „Also eher skeptisch. Wenn ich mich so in der Welt umschaue...“ „Geht mir genau so, meinem Vater auch. Meine Mutter – die glaubt, unbeirrt. Gibts schon manchmal Gespräche bei uns, aber wir streiten nicht darüber.“ Ferdinand musste noch festhalten: „Eins muss ich dir allerdings gestehen: Als der Pater sagte ‚Gott schütze Sie und Ihre Liebe‘ – das ist mir nahe gegangen.“ „Kann ich dir nachempfinden,“ sagte Susanne. Und Ferdinand konstatierte: „Das ist wichtig.“ „Was?“ „Naja, dass du nicht so einfach sagst: ‚Aha‘ oder ‚Was solls?‘ Sondern – also dass du empfindest, dass du Gefühle hast.“ „Du wirst schon noch lernen, wie viele Gefühle ich habe.“ „Da freue ich mich drauf.“ „Ich auch.“ „Was? Worauf?“ „Weiß ich nicht. Tschüs. Du wolltest was mit mir zusammen einkaufen.“ „Ja, wens nicht wieder so dünne lila Seide ist, die du dann doch nicht kaufst.“ „Ich brauche einen neuen Wintermantel.“ „Mit langen Ärmeln.“ „Machen wir morgen. Kannst du schon um eins kommen?“ Er fragte mit etwas schiefem Kopf: „Was glaubst du? Kann ich?“ „Du kannst.“

Ein Rudel asiatischer Touristen kam ihnen entgegen. Ferdinand ging ihnen fast erschrocken aus dem Weg, Susanne folgte: „Was hast du gegen die Fotografier-Nation?“ „Nichts weiter. Tschüs, Susanne.“ „Moment mal: Was macht dich da so nervös?“ Er wurde nachdenklich: „Hängt mit bösen Geschichten in Berlin zusammen und mit meiner Flucht.“ „Am Starnberger See hast du mir versprochen, mein Informationsdefizit über deine jüngste Vergangenheit bald auszugleichen. Wie wärs jetzt?“ „Nein. Morgen oder übermorgen.“ „Ich nehme dich beim Wort.“ „Darfst du.“ „Ich darf dir die Pistole auf die Brust setzen und sagen: Raus mit der Wahrheit über deine Verbrechen.“ „Als Krimineller werde ich dich enttäuschen.“ „Aber nicht als Flücht-

ling und hoffentlich nie als Liebster.“ „Hier und jetzt bekenne ich: Nie.“ „Kuss im Geiste.“ Er schaute sie auffällig an. „Was schaust du denn so?“ fragte sie. „Ich habe den Pater gefragt, was ein Lächeln sei, da hat er gesagt: Eine Zeichnung, die der Herrgott auf das Antlitz deiner Freundin malt – nee, zaubert, hat er gesagt. Hat mich plötzlich geduzt.“ Susanne war angerührt: „Tschüs, Ferdinand.“ „Tschüs, Susanne, morgen 13 Uhr – pünktlich.“

Aufwachen am 15. Oktober in der Morgenkälte am Flaucher. Lange geht das nicht mehr. Den Gedanken, irgendwie über Susanne ein bürgerliches Bett zu finden, verbot er sich. Nein, verbot er sich gar nicht, fand er hinreißend schön – im zweiten Kellergeschoss der Seele, wo auch der Lustmolch hauste. Bei der Kälte an einigen Tagen keinen Mantel mehr ins Schließfach. Heute? Auch nicht, Gang zum Bahnhof entfiel also. Schirm in der Hand war nicht auffällig. Was heißt das überhaupt noch: Auffällig? Er achtete doch gar nicht mehr auf irgendwelche Verfolger oder Spürhunde, vielleicht war das leichtsinnig? Naja, gestern die Japanerhorde – er spürt dann immer noch den Griff seines Chinesen in Berlin-Biesdorf, mit dem er ihn zum Bleiben beim Kickboxing zwang.

Er ging, was er noch nie getan hatte, nach Süden, isaraufwärts, wunderschöne Gegenden und Auen. Er überholte ein frühes Ehepaar. Die Frau sagte im Anblick der Thalkirchener Brücke, sie erinnere sie seit dem Umbau vor ein paar Jahren immer an eine Brücke bei den Thailändern in Ostasien. Nun hört doch mal auf, Ferdinand dauernd mit solchen Asiatica zu schocken! Ein kurzes Stück flussaufwärts die nächste Brücke. Sehr mitteleuropäisch, aus Holz, nur für Fußgänger und Radfahrer, mit so einer Art Aussichtsrampe auf der östlichen Seite. Ferdinand stand da ziemlich lange, schaute in die brodelnden Wasser. Nein, weder sich da reinstürzen noch in der Sahara zuwehen lassen.

Etwa um diese Zeit wacht Susanne auf und bedauert, dass kein Männerkopf auf ihrem ausgestreckten Arm liegt. Sie hat ein sehr breites Bett. Nicht irgendein Männerkopf. Wie mag er ohne Brille aussehen? Schlafend stellt sie sich ihn vor, so dass sie den Arm nicht so ohne weiteres wegziehen

kann. Noch in diesem Jahr, noch zweieinhalb Monate. Nein, bitte vor Weihnachten. Ihre Verliebtheit wärmte sie, spürte sie deutlich. Er hatte ja auch bekundet, dass sie seinen Bauch wärmte, auf irgendeiner Bank, weil er sie wiedergefunden hatte. Sie hatte im Laufe des Jahres viele Männer durch dieses breite Bett geschleust und alle wieder rausgeschmissen. Sie konnte sich an keine solche Wärme erinnern, noch dazu mit Einem, mit dem sie noch gar nicht...

Beim Frühstück fragte die Mutter: „Hast du denn diesen Ferdinand nochmal gesehen?“ Susanne musste lachen: „Den sehe ich täglich, gestern dreimal.“ „Verliebt?“ fragte die Mutter. „Wahnsinnig!“ bekannte Susanne. „Ich auch,“ sagte die Mutter. „Was?“ „Ich habe mich auch in ihn verliebt – aber nicht wahnsinnig. Bring ihn mal wieder mit.“ „Gerne. Ich habe keine Angst vor meiner Mutter als Nebenbuhlerin. Mama, ich brauche einen neuen Wintermantel.“ „Zahl mit Karte.“ „Auf meinem Konto waren die Heuschrecken.“ „Kauf dir was Schönes, wir gleichen dein Konto aus.“ „Danke, Mama, es ist wunderbar, in solchen Sicherheiten zu leben. Gibts nicht mehr viele – solche Sicherheiten. Tschüs.“

Im Flur sah sie Liliane in ihrem Zimmer Exercises machen. Sie hatte sich dazu ein Stück Parkett auf den Teppich gelegt, hatte sie in einem Geschäft für Fußbodenbeläge erbettelt. Sie zog Susanne in ihr Zimmer: „Ihr müsst uns helfen.“ „Wer wir - wem?“ „Du und Ferdinand, dem Kim und mir. Wir sind vollreif und fallen bald vom Ast. Aber wir wollen uns beim Runterfallen nicht wehtun.“ „Es tut den Mädchen immer weh beim ersten Mal.“ „Aber wenn ihr uns ein paar Worte sagt, gehts vielleicht glimpflicher.“ Susanne umarmte die Schwester: „Morgen abend, kleiner Schmetterling.“ „Wie weit bist du denn mit Ferdinand?“ wollte Liliane wissen. „Wir küssen noch nicht einmal.“ „O, das tun wir ausgiebig. Sollen wir euch da helfen? Aber das schafft ihr schon alleine.“ „Das hoffe ich doch sehr.“

Mantelkauf. Die Leopoldstraße rauf zu Karstadt: „Da hab ich mal was mit überlangen Ärmeln gefunden. Aber das war sicher Zufall. Wenn man in diese großen Häuser geht, soll man nicht damit rechnen, dass die auf lange

Ärmel abonniert sind. Wir gucken.“ Sie gingen. Sie redete weiter: „Mir hängen die Hände fast an den Knien. Ich möchte dich übrigens warnen: Wen ich mit diesen Gorilla-Armen umschlinge, - da kommst du so leicht nicht wieder raus.“ „Vielleicht will ich nicht. Fällt mir übrigens auf, dass du von Zeit zu Zeit schreckliche Warnungen ausstößt, in deine Fänge zu geraten.“ Susanne wurde nachdenklich: „Ja... Das – das beschäftigt mich dauernd. Ich will dich in alle Teile zerlegen, und die Teile sollen alle gut sein, und schön, und ich will – ich will nicht bloß so knutschen und vögeln, das ist mir zu wenig. Dauer, das ist es wohl... Ich weiß ja auch nicht...“ „Muss ich Mitleid mit dir haben?“ „Naa, Liebe, bloß Liebe, sonst nüscht.“ „Habe ich.“ „Aber auf Dauer, auf Dauer, bitte.“ „Gibts da Garantien?“ „Ich fürchte nein, man muss ja Realist bleiben. Aber die anderen sind doch die anderen, und ich bin ich. Und du bist du, und wenn ich dich in lauter kleine Teile zerlege -“ „Besorg dir vorher eine Gebrauchsanweisung, damit du mich wieder richtig zusammensetzen kannst.“ „Bei solchen Gesprächen kann ich nicht nach einem Wintermantel mit überlangen Ärmeln suchen.“ „Ich suche voraus.“

Sie gingen zu Karstadt in Schwabing, fanden eine sehr aufmerksame Verkäuferin, aber keinen Mantel, in den Susannes Arme in voller Länge gepasst hätten. Die Verkäuferin riet: „Gehen Sie zu den Übergrößen in der Barrerstraße - Ecke Schellingstraße.“ „Naja,“ seufzte Susanne, „Übergröße brauche ich ja nicht, die macht mich zur Tonne, und der Winterwind pfeift drunter, aber lange Ärmel. Wenn er nicht zu weit ist, würde mich die Überlänge nicht stören.“ „Probieren Sies, ich wünsch Ihnen was.“

Ferdinand tippte ein Thema an: „Fällt mir auf, dass wir immer uneingehenkt gehen.“ „Möchtest du das gerne?“ „Uneingehenkt? Nein.“ „Nein, ich meine natürlich Kuschelgang.“ „Ja,“ sagte Ferdinand und bot ihr seinen Arm, in den sie ihren schob, hochofrenut. Er aber auch, hochofrenut. So wanderten sie durch Schwabing, Hohenzollernstraße, die Ferdinand nicht kannte und schnucklig fand. Irgendwo dort fanden sie was Passendes für die Langarmige. Nun muss Susanne im bevorstehenden Winter nicht wie eine Tonne rumlaufen und trotzdem an den Handgelenken nicht frieren. „Hat dir

besser gefallen,“ sagte sie, „als das lila Hemdchen bei Hautnah-Beck.“ Aber Ferdinand bekannte: „Lila Hemdchen ist in der Erinnerung auch sehr dufte.“

„Morgen,“ sagte Susanne, „treffen wir uns um vier am Authariplatz.“ Ferdinand ritt ein Teufelchen: „Was müsste passieren, dass wir uns überhaupt nicht mehr treffen?“ Susanne musste kurz Luft holen, dann empörte sie sich heftig; „Du bist ein ekelhaftes Scheusal! Wir treffen uns morgen überhaupt nicht, andere Tage auch nicht mehr!“ Ferdinand entsetzte diese Vorstellung: „Nein!, das kannst du mir nicht antun!“ „Aber du kannst mir...“ Ferdinand kurbelte schnellstens ein imaginäres Rad zurück: „Alles auf Anfang! Bitte, vergib mir. Um vier am Autharistenplatz...“ Übergangslos verzieh sie ihm: „Authariplatz. Du hast einen Stadtplan?“ „Ja.“ „Dann findest du das. Straßenbahn 15 oder 25. Ich zeig dir ein schnuckliges Liebesnest. Bist du gar nicht wert.“ „Liebesnest für uns beide?“ „Nein, ein historisches. Tschüs, Ferdinand.“ „Tschüs, Susanne. Zeigst mir dann auch mal unser Liebesnest.“ „Ja, morgen abend...“

27 Wo die Lolla mit dem Ludwig

Gute Nacht am Flaucher, aber von Morgen zu Morgen wirds immer kälter. Durch die wunderbare Susanne lebe ich ein Doppelleben: Obdachloser in den Isar-Auen und Mantelkäufer in Schwabing. Wann erkläre ich ihr, wie das mit meinem Wohnen bei Freunden in Wahrheit beschaffen ist? Sobald ich das tue, ist es mit der Obdachlosigkeit vorbei. Susanne bewirkt zweierlei: Freiheit, Loslösung von Berlin, zugleich Sehnsucht nach guter alter Bürgerlichkeit. Kommen lassen.

Bahnhof mit Kellergeschoss. Dann zum Tambosi. Bevor es aufmacht, entdeckt Ferdinand, da beim Tor zum Hofgarten, einen Maler, der einen Rahmen auf der Staffelei stehen hat und Feldherrenhalle und Theatinerkirche malt. Ferdinand stellt sich nicht weit davon dazu. Der Maler erläutert ihm unaufgefordert: „Querprinzip dunkel links, Hochprinzip helles Gelb rechts, Querprinzip Feldherrenhalle, Hochprinzip Theatinerkirche, korrekterweise Sankt Kajetan oder umgekehrt: Sankt Kajetan, korrekterweise Theatinerkirche. Ich weiß nie, wie das richtig geht, verwechsle es immer. Die Halle ist sehr schön und sehr unnützlich. Zu viel Ehre für die Feldherren, Herren des Feldes sind eigentlich die Bauern. Abgekupfert in Florenz. Moment mal, ich sollte vielleicht erstmal fragen: Erzählt hier ein Münchner einem Münchner was oder sind Sie Zugereister?“ „Naja, eher – also Zugereister.“ „Dass Sie nicht geschäftlich hier sind, merke ich daran, dass Sie Zeit haben, mir über die Schulter zu kucken. Stört mich übrigens kein bisschen.“

Jetzt bekam Ferdinand schon beinahe wieder Angst, entdeckt zu werden: „Ich bin aus Norddeutschland und habe eine Liebe hier.“ „Dass die schönen Münchnerinnen so auf die Nordlichter fliegen... Aber ich gönne sie Ihnen. Kennen Sie das Drückebergergässchen?“ „Nein. Gibts das wirklich?“ „Nein, heißt offiziell Viscardigasse. Da hinten führt sie rechts, also von hier aus rechts hinter der Feldherrenhalle vorbei. Da links an der Feldherrenhalle war in den Nazijahren eine Tafel angebracht zur Erinnerung an die Gefal-

lenen des Hitler-Putsches von 1923. In dem Jahr bin ich in Sendling geboren. Bei der Tafel standen Tag und Nacht zwei SS-Männer mit Stahlhelm, Kinnriemen runter, und alle, die vorbeigingen, mussten den Arm zum Hitler-Gruß heben. Viele wollten das aber überhaupt nicht. Wenn sie da von der Residenzstraße zum Odeonsplatz gingen, schlüpfen sie durch die Viscardigasse und kamen von da drüben, rechts von der Feldherrenhalle, auf den Odeonsplatz, ohne Heil Hitler. Mei, wenn der Hitler da auch gefallen wäre. Hätte mir fünf Jahre Russland erspart. Aber ich lebe und male, was will ich mehr.“ „Ich will jetzt ein Frühstück. Ich danke Ihnen sehr für das, was Sie mir erzählt haben. Aufwiedersehn.“ „Gern geschehn. Pfüt Eahna.“

Im Tambosi auf dem Stadtplan den Authariplatz erkunden. Ach, da unten, gar nicht so weit weg vom Flaucher. Ich habe eine Münchner Vergangenheit. Zwei Tage fehlen an vier Wochen Aufenthalt in München, vier Wochen Langeweile. Nein, gänzlich ungerecht, vor allem gegen Susanne, die wunderbare. Es gibt eine Zukunft mit ihr oder gar keine Zukunft, jedenfalls ohne sie keine Zukunft in München. Die Trauer verknautschte ihm das Gesicht, als er an ein Ende dachte, und er ließ den Kopf hängen. Emotionen, die er von früher kaum an sich kannte. Nein, an ein Ende konnte er gar nicht denken, nur an eine Leere, weil Susanne nicht mehr auf der Welt war, vielleicht, am Ende, irgendwann...

Er ging nochmal zu dem Maler: „Entschuldigen Sie –“ „Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, ich rede gern beim Malen, das ist, weil ich ein Amateur bin.“ „Was heißt der bayerische Gruß, mit dem Sie mich verabschiedet haben, ich sage das natürlich etwas preußisch: Pfüt Eahna.“ „Pfüt heißt Behüte, Eahna heißt Sie, also Ihnen, Gott muss man sich dazudenken. Ich habe Sie Gottes Schutz anbefohlen. Leute, die 1923 geboren sind, machen sowas manchmal.“ „Es kann sicher nicht schaden.“ „Sicher nicht.“ Ferdinand ging: „Tschüs dann.“ „Tschüs.“

Ferdinand ging also – wohin? Was kannte er denn noch nicht so ein bisschen genauer? Da drüben bei Mercedes mal rein in die – wie heißt sie? – Briennerstraße. Sollte man eigentlich nur langgehen mit goldener Kreditkar-

te und beachtlich gefülltem Konto. Er schätzte, dass viele Krawatten nicht gekauft wurden, weil sie so schön waren, sondern ausschließlich, weil sie teuer waren. Die Vorstellung heute um 4 Uhr nicht mit Susanne verabredet zu sein, war fast unerträglich. Er landete nach recht langer Tour beim Kanal und ging die Südliche Auffahrtsallee zum Schloss Nymphenburg. Schöne Stadt. Herrlicher Park mit so vielen kleinen Schlösskens und Bänken. Und diese glühenden Herbstfarben – Ferdinand atmete sie ein.

Susanne arbeitete konzentriert zu Hause an ihrer Schriftlichen. Manchmal war sie nicht so ganz konzentriert, und das ärgerte sie. Bei aller Liebe zu diesem Ferdinand mit den immer gleichen Schuhen – hatte der überhaupt einen Koffer bei seinen Freunden stehen? – hatte er überhaupt Freunde in München? Bei aller Liebe und ihren Investitionen, bei aller Fra-geri: - nicht an ihrer Abschlussarbeit rütteln lassen. Es muss möglich sein, den einen zu lieben und das andere zu tun. Sie war eine Emotionsbestie mit Intellektbreitseiten. Das tat manchmal furchtbar weh, war aber auch se-gensreich. Wer ist dieser Ferdinand mit dem einen Anzug, der keine Segel-schuhe im Gepäck hat? Heute auf der Hochleite ein paar Fragen abfeuern. Nicht der geringste Zweifel, dass er ihr Ferdinand ist und bleibt, was immer er enthüllen mag. Vielleicht kann sie ihm sogar helfen. Daran liegt den Frauen ja fast immer viel.

Ferdinand ging dann über die Nördliche Auffahrtsallee – bisschen Ab-wechslung muss sein, der Hinweg fand ja auf der Südlichen Auffahrtsallee statt – zurück. Einige Male blieb er stehen und drehte sich um. Dieser Blick zu dem Schloss war wunderschön. U-Bahn Linie 1 von Gern in die Innen-stadt, Hauptbahnhof umsteigen in die Linie 4, da muss man ziemlich viel treppenrauf und treppenrunter fahren oder laufen, bis Max-Weber-Platz. Ach, das war ja der Platz mit dem Radfahrabenteurer. Heute fuhr er mit der Straßenbahn-Linie 15 Richtung Großhesseloher Brücke.

Ihm gegenüber eine Frau, die er zu kennen glaubte. Aber auch ihre Augen suchten in seinen Zügen, bis beide fast zugleich sagten: „Sind Sies oder sind Sies nicht?“ Sie erklärte: „Ich bin die Frau von Professor Kamm-

huber, und Sie sind der Penner vom Flaucher.“ „Den Sie nicht berauschend fanden.“ „Habe ich das wirklich gesagt?“ „Haben Sie.“ „Jetzt bin ich aber doch ein bisschen berauscht,“ sagte sie, „ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, Sie so unverhofft zu treffen. Seit – wann war das? – Ich hatte immer ein so schlechtes Gewissen.“ „Warum denn das?“ „Sie haben die Reinigung meiner Bluse bezahlt und Sie haben – ja, - viel getan, unsere Ehe zu kitten, wenn auch nicht absichtlich. Und wir haben Sie da am Flaucher einfach stehen lassen. Ich möchte Sie wenigstens zum Essen einladen.“ „Das finde ich sehr schön. Darf ich meine Freundin mitbringen?“ „Bringen Sie so viele Freundinnen mit, wie Sie wollen.“ „Ich habe nur eine.“ „Das ist gut, ich muss ja wissen, mit wie viel Gästen ich zu rechnen habe.“ Sie hatte den Taschenkalender aus der Handtasche gezogen: „Wann?“ „Ich – habe viel Zeit und richte mich gerne nach Ihnen.“ Sie überlegte an Hand des Kalenders; „Heute ist Mittwoch. Geht eigentlich erst nächsten Dienstag. Dienstag, 22. Oktober, halb acht. Oder ist Ihnen halb acht zu früh?“ „Nein, wunderbar.“ „Wollen Sie das nicht notieren?“ „Nein, brauche ich nicht. Ich habe nicht so viele Termine.“ „Die Wohnung kennen Sie.“ „Kenne ich genau.“ „Sie wollten mir da mit dem Schirm eins über die Rübe hauen.“ Sie lachten. Am Wettersteinplatz stieg Frau Kamhuber aus. Ferdinand fuhr weiter bis zum Authariplatz.

Dort wartete schon Susanne, auf dem Fahrrad hockend. „Hallo, mein Schatz,“ sagte Ferdinand. „Hallo, mein – bist auch mein Schatz.“ Sie führte ihn zur Aretinstraße. „Nimmst du das Fahrrad die ganze Zeit mit?“ wollte Ferdinand wissen. „Nein, das schließe ich hier beim Tengelmann an. Sonst können wir gar nicht eingehenkt gehen.“ „Das meinte ich.“ In der Aretinstraße erklärte sie ihm: „Vor zwölf Jahren feierte Giesing 700-jähriges Geburtstagsfest. Dies Harlaching hier ist die südliche Fortsetzung hinter Giesing. An einem der Jubiläumsplakate klebte ein Zettel, da stand drauf: ‚700 Jahre Giesing, was sind dagegen meine 1 ½ Jahre mit Beate?!‘ Und ich war damals wohl schon auf die Dauer einer Bindung fixiert. Ich dachte: Naja, 700 Jahre werden sie nicht schaffen, - aber vielleicht 70. Ich hab damals ne

Menge rumgelesen, hat mich alles interessiert.“ „Vor zwölf Jahren warst du doch noch gar nicht auf der Welt.“ „Mach mich nicht kleiner, als ich bin.“ Ferdinand murmelte: „- halben Kopf größer als ich...“

Susanne erklärte weiter: „Die Straße hier hat ihren Namen von den Bürgern der mittelitalienischen Stadt Arezzo, die hießen Aretiner. Gabs ein Adelsgeschlecht von Aretin, spielte ziemlich eine Rolle in der bayerischen Politik.“ „Wirst du den ganzen Weg so gebildetes Zeug reden?“ „Nein, ich zeige dir auch diesen Garten hier links, im Gegenlicht, mit dem süßen weißen Haus da hinten. Wenn ich hier mal langgehe, bleibe ich immer ein bisschen stehen und kucke durch das Gartentor. Im Juni blühen hier 2000 Möhner.“ „Die du bestimmt alle gezählt hast. Und mit Möhnern meinst du sicher Mohnblüten.“ „Bist ein kluges Köpfchen. Aber Möhner ist schöner. Hier rechts war mal eine Straßenbahnschleife. Die fuhren aber nur am Samstag oder Sonntag, wenn im 60er Stadion Fußball war. Jetzt überlegt man, ob man das Stadion abreißt, weil wir seit 1972 das Olympiastadion haben, und jetzt bauen sie das dritte Stadion wegen der Fußball-WM 2006, einigermaßen umstritten ist der Neubau. Die Straßenbahnschleife ist längst weg. Als sie hier wegen ihr rumbuddelten, fanden sie vier Bajuwarengräber aus dem 8. Jahrhundert.“

„Was kostet Ihre Führung eigentlich, Frau Fremdenführerin?“ „Soll ich aufhören?“ Er opponierte entschieden: „Nein! Ist ja wunderschön! Mach weiter!“ „Links ein Blick auf das Zollhaus. Da zahlte man Maut, also Weggebühren. Jetzt haben sie hier eine Verkehrsberuhigung gebaut. Ist aber gar nicht so lange her, da rollte hier viel Verkehr in die Innenstadt, und nach auswärts, nach Süden. Und ich habe mir immer vorgestellt, was passiert, wenn jeder Autofahrer hier aussteigt und seine Maut bezahlt. Die Autoschlange auf dem ziemlich steilen Harlachinger Berg, das berühmte Anfahren am Berg, das in keiner Fahrschule ausgelassen wird – bisschen Albtraum. Rechts das älteste Gebäude weit und breit: Das Sankt Anna Kirchlein, auch genannt Frauendreißiger, mit innen Rokoko, da kucken wir rein. Hier ein Gedenkstein, der an den Maler Claude Lorrain erinnert, in etwas unkorrek-

tem Deutsch, jedenfalls für unsere Ohren: ‚in dem hier gestandenen Schlösschen‘. Unterschrift Ludwig I., König von Bayern. M-D-C-C-C-L-X-V. Banker kann das übersetzen.“ „1865.“ „Da war er schon gar nicht mehr König. Er hatte abgedankt wegen einer Affaire mit einer Tänzerin.“ „Kann es sein, dass die Lola Montez hieß?“ „Genau so ist es. Komisch, Lorrain hieß eigentlich Gelèe. Lorrain heißt Lothringen, da kam er her. Möchtest du Gelèe heißen?“ „Sehr einfache Antwort: Nein, Ferdinand find ich schöner.“ „Aber ich könnte dich in überströmender Zärtlichkeit Gelèenino nennen oder Gelèemäuschen...“ „Ich freue mich auf eine Zukunft mit deinen überströmenden Zärtlichkeiten ohne Gelèemäuschen.“ „Folgen Sie mir bitte unauffällig in den Kirchgarten, auch ein kleiner Friedhof.“ Sie gehen durch das schöne alte eiserne Tor mit der eigenartigen Klinke.

„Und lesen Sie bitte diese Grabschrift,“ fordert Susanne. Ferdinand entziffert:

„O Wanderer steh‘ still
und lese,
was du bist, bin ich gewesen,
was ich jetzt bin,
wirst du einst werden.
Wir alle sind nur Staub auf Erden.

Kann ich nicht leiden.“ „Wieso?“ „Staub werden wir im Grab. Rund 70 Jahre sind wir kein Staub auf Erden. Möchte wissen, was dein Hintern mit Staub zu tun haben soll. Ich meine, ich kenne ihn ja noch nicht genauer, aber...“ „Komm mit in das Kirchlein.“ Kalter Weihrauchduft lag in der Luft, fürs Auge die fast lückenlose Rokoko-Fülle. „Berliner Kirchen sind einfacher,“ flüsterte Ferdinand. Susanne interpretierte: „Aller Reichtum, alle Verschwendung zur Ehre Gottes und der Heiligen.“ „Wo kommt denn das Wort Rokoko her?“ „Weiß ich nicht. Musst du meinen Vater fragen.“ Ferdinand fand: „Schöner Raum, gut zum Nachdenken.“ „Gehn wir?“

Das andere kleine Gartentor. Zoo-Seelöwen und -Eisbären ohne Ein-

tritt, aber ziemlich weit von oben. „Du wolltest mir ein Liebesnest zeigen?“ „Kleine halbe Stunde nach Süden, nicht mal – zwanzig Minuten. Hier das schönste Haus von München in einmaliger, höchst bevorzugter Lage, am Steilufer zur Isar. Kein anderes Grundstück grenzt so nah ans Steilufer. Ab hier unverbaubarer Spazierweg für Münchens Bürger und Radfahrer, nennt sich Hochleite. Da unten die Isar.“

Dann also die Menterschweige, die sich aus unerfindlichen Gründen nicht Gasthof nennt, sondern Gutshof, aber Ackerland ist weit und breit nicht mehr vorhanden, es gibt auch keine Schweinekoben oder Hühnerställe. Aber einen sehr schönen großen Biergarten und ein sehr hübsches kleines Haus, unten weißer Sockel, oben dunkelbrauner Holzbau, schräger erster Stock, vorne ein Balkönchen, hinten ein Balkönchen. Und Susanne fragte: „Wer, meinst du, hat hier gewohnt?“ „Also, Susanne, die Frage grenzt an Sadismus. Wie soll ich denn das wissen?“ „Du hast sie heute schon mal erwähnt.“ Ferdinand hatte größte Mühe, sich zu erinnern: „Was? Nein, keine Ahnung.“ „Lies die Buchstaben da oben.“ Ferdinand entzifferte: „E.W.“ „Nein, die anderen.“ „L. M.“ „Na? Lol-“ „Lola Montez!“ „Genau! Es geht das Gerücht, dass sie sich hier mit ihrem König Ludwig I. traf. Ich glaube das Gerücht, weil ich es glauben will. Es ist ein zu schönes Liebesnest. Oder?“ „Wunderschön.“ „Hier endet unser Spaziergang von Ludwig zu Ludwig. Er nannte sie Lolla. Ich stelle mir immer vor – dieser Ludwig war schwerhörig von Kindheit an und sprach sehr laut. Da wird auch sie ziemlich laute Liebesworte geflüstert haben – und es war Sommer – und die Fenster standen auf..“ „Stellst du dir vor.“ „Stell ich mir vor..“

28 Das tun Schmetterlinge nie!

Sie gingen dann am Mittwochabend von der Menterschweige auf der Hochleite zurück. Und sie fragte sehr direkt: „Was hat dich veranlasst, Berlin fluchtartig zu verlassen und nur einen Anzug mitzunehmen? Und wieso fühlst du dich bei deinen Freunden sicher? Antworte bitte ohne gekreuzte Finger.“ Er schob die Hände mit den offen gespreizten Fingern vor sich her: „Ein anonymer Anrufer morgens um ½ 8, fängt mit einem unanständigen Wort an.“ „Nur zu. Juristin verkraftet alles.“ „Verpiss dich schleunigst, du bist in Lebensgefahr, hau ab, sofort!“ „Hast du einen Verdacht, wer da angerufen haben könnte?“ „Ja, aber einen sehr vagen.“ „Erzähl.“ „Der Cousin von Susanne I.“ „Du nummerierst uns? Auch das noch.“ „Komm, sei still, haben wir hinter uns.“ Sie kuschelte sich an seinen Arm mit der vorgestreckten Hand und sagte liebevoll: „Ja... Aber sie will ihn doch heiraten.“ „Wer wen?“ „Susanne I ihren Cousin.“ „Ja. Vielleicht wollte er mich nur weggraulen, aber... Darf ich jetzt ein bisschen schweigen?“ „Ja. In vielen Ländern der Erde würde man dich foltern, damit du redest. Amnesty hat da eine erschreckende Liste zusammengestellt. Ich erlaube dir zu schweigen. Ich bitte dich allerdings sanft: Erzähl mir möglichst bald alles. Ich habe einen Beruf, mit dem ich dir vielleicht helfen kann.“ „Habe ich auch schon dran gedacht.“ „Na, siehst du.“

Ferdinand riss es rum, er ging schnell zum Hochufer, einfacher Querbalken vor dem steilen Abfall, und schaute angestrengt auf die Isar, mehr Richtung Süden. Susanne war sehr irritiert: „Was ist denn?“ Sie schaute auf den Weg, zwei Asiaten kamen ihnen entgegen und unterhielten sich lebhaft in ihrer Sprache, die ja immer ein bisschen was von Vogelgezwitscher hat. Sie erzählte, um ihn abzulenken: „Die Isar ist sehr kalt, auch im Sommer, kommt ziemlich direkt aus dem Gebirge. Aber als Kind habe ich da gerne gebadet. War ein Mordsspaß! Lass uns weitergehn, die sind vorbei.“ Sie gingen weiter, rechts die Trattoria antica. Susanne bekannte: „Zwei Worte hätte

ich nicht sagen sollen: Folter und Mords.“ „Wie genau du mich kennst – und dich selber auch. Aber jetzt bitte keine falsche Panik. Ich bin kein Fall für den Psychiater, dass das klar ist.“

Ein Junge kurvte auf seinem Kinderrad etwas wüst um sie herum und fiel bei einer zu steilen Kurve hin. Eltern kümmerten sich sofort um den Heulenden. Susanne fragte: „Würdest du dein Kind dazu erziehen, nur auf dem Radfahrweg zu fahren?“ „Ja.“ „Preußischer Spießer.“ „Die Einhaltung gewisser Regeln rettet Leben und schafft Freiheiten.“ Susanne dachte kurz nach, ging dann zu einem Papierkorb am Wegrand, beugte sich über ihn und spuckte mit gutturalem Krächzen: „Preußischer“ und „Spießer“ in den Papierkorb. Dann ging sie zu Ferdinand zurück, nahm seinen Arm und bekannte: „Ich würde mein Kind auch dazu erziehen, nur auf dem Radfahrweg zu fahren.“ „Unnachahmlich, wie du deine eigenen Irrtümer ausradierst. Wunderbar.“ „Wisch mir den Mund ab.“ Er wollte ein Papiertaschentuch aus der Tasche holen. Sie forderte: „Ohne Taschentuch, nackte Haut auf nackte Haut.“ Er tat es mit großer Zärtlichkeit. Dann fragte sie: „Kommst du mit zum Essen zu uns?“ „Gerne. Wenn ich nicht störe.“ Susanne verdrehte die Augen: „Sagt der zu mir: Wenn ich nicht störe!...“ „Dass ich dich nicht störe, weiß ich inzwischen, aber die Eltern.“ „Ich hoffe, mein Vater wird zahm sein.“ „Dein Vater ist wunderbar.“

Beim Tengelmann holte sie ihr Rad, schob es über die Kreuzung und forderte ihn dann auf, sich auf den Gepäckständer zu setzen. Er tats mit kleiner Verwunderung, und suchte nach Festhaltungsmöglichkeiten. Da waren keine, außer Susanne. Behutsam legte er den Arm um ihre Hüfte, die gefalteten Hände in ihren Schoß. Wonne, Frauenkörper, Frauenkörper in Bewegung, Wonne.

Sie fuhr durch stille Straßen nach Hause und erzählte: „Mein Vater war 45, als er meine etwas über 20 Jahre alte Mutter heiratete. Seit 30 Jahren kommen die sehr gut miteinander aus. Meine Mutter hat sich in dich verliebt. Hätte ich vielleicht nicht verraten sollen. Doch, geht ja nicht um Teenagerquatsch. Bild dir ja nichts ein: meine Mutter verliebt sich schnell

mal in sowas Schnuckliges.“ „Nanntest du mich soeben was Schnuckliges?“ „Etwa nicht?“ „Kannst du mich doch nicht fragen!“ „Du bist was Schnuckliges. Punkt. Mein Vater war höherer Beamter im Bayerischen Justizministerium, war unter anderem verantwortlich für die Sprache in allen Texten, die rausgingen, also, wenn sie verbindlich waren oder richtige Gesetzestexte, damit die Leute die auch verstehen können. Er hat viele schöne Wälzer über Sprache, so Wörterbücher und sowas.“ „Ich muss ihn nach Rokoko fragen.“ „Ja, tu das, da freut er sich.“ „Susanne, ich danke dir für einen hinreißenden Herbstnachmittg. Es ist auch nochmal so schön warm geworden.“ „War Föhn.“ „Was ist das?“ „Was Meteorologisches. Ende der Durchsage. So, aussteigen, mein Herr, Sebaldusstraße 6. Die Liliane und der Kim wollen dann auch noch was von uns.“ „Was?“ „Warts ab.“

Sie betraten die Wohnung, und Balletteuse Liliane flog nach riesigem Sprung dem Ferdinand in die Arme, der sie geistesgegenwärtig auffing. Sie trug sehr schöne Trainingskleidung. Die recht tief hängende Lampe im Flur schaukelte noch hin und her, weil Liliane ihr einen so kräftigen Schubs verpasst hatte. Sie jammerte rum: „Ich schaffe das ja nicht, ich schaffe das ja nicht! In einer Woche habe ich Premiere!“ Kim, auch im Tänzer-Habit, kam aus der Tiefe des Korridors und sagte sehr ruhig: „Du schaffst das, Liliane, du schaffst das.“ Liliane deutete mit ballettreifer Geste auf ihn und sagte, sehr hold lächelnd: „Ist er nicht wunderbar?“

Naja, war schon Spuren sonderbar für Ferdinand, der verliebten Mutter die Hand zu geben. Nein, es war kein Teenagerquatsch, aber genau deshalb wars auch nicht so ganz ernst, vielleicht sogar ernst, aber nicht verbindlich. Sie hatte zwei Töchter, hätte vielleicht gern einen Sohn gehabt. Die Mutter dachte: den Anzug hatte er neulich auch an. Und: eine andere Brille würde ich ihm vielleicht verpassen. Und: mein alter Albert ist auch wunderbar.

Der alte Albert hatte wieder was Neues übers Altwerden mitzuteilen: „Aber heute ganz stubenrein: Beim Cappuccinotrinken läuft fast immer vorne ein Tropfen an der Tasse runter, weil die Unterlippe nicht mehr ganz

dicht ist. Ich muss aufpassen, dass er nicht auf die frisch gereinigte Jacke fällt.“ Liliane und Kim hatten sich umgezogen, und man setzte sich zum Essen. Liliane schlug vor: „Vielleicht solltest du deine Weisheiten in einem Ratgeber für Greise veröffentlichen.“ Der Vater fragte einigermaßen erstaunt: „Bin ich ein Greis?“ Heftiger Protest aller Essenden.

Die Mutter sagte: „Solange ich arbeiten und dich alleine lassen kann, solange bist du kein Greis.“ „Was arbeiten Sie?“ wollte Ferdinand wissen. „In einer Anwaltskanzlei.“ „Ein Haus, rammelvoll mit Juristen,“ stellte Ferdinand fest. Liliane protestierte: „Ich tanze!“ Die Mutter ergänzte: „Ich bin keine studierte Juristin. Ich hatte schon mal aufgehört, aber dann verlor die Kanzlei so viele Prozesse, - nein, so kann ich das nicht sagen, - der Klein-kram kam durcheinander, - dass sie mich händeringend baten, wieder zu kommen, wenigstens halbtags. Ich beherrsche sehr gut die Kunst des genauen Ablegens. Als ich nicht da war, beherrschten sie nur das schlampige Weglegen. Und das kann in so einer Kanzlei ziemlich verheerende Folgen haben.“ Der Vater erklärte nicht ohne Stolz: „Die 3 Euro 50, die sie für ihre Künste nach Hause bringt, sind ein gutes Zubrot. Später Vater braucht viel Geld für junge Töchter. Sie dürfen dennoch eine weitere Scheibe Brot essen. Butter ist auch erlaubt, und ich empfehle diesen köstlichen Heringssalat – aus Norddeutschland. Was macht die Sahara, Ferdinand? Ich darf Sie Ferdinand nennen?“ „Es ist mir eine Ehre. Die Sahara war ein Scherz.“ „Ein schlechter,“ ergänzte Susanne. „Susannenvater –“ sagte Ferdinand, „ich darf sie Susannenvater nennen?“ „Es ist mir eine Ehre.“ „Woher kommt das Wort Rokoko?“ „Weiß ich nicht. Antwort nächstes Mal. Wir sehen uns doch wieder?“ Susanne sagt leise und sehr bestimmt: „Wir sehen uns wieder.“

Sechs Leute stehen vom Abendessen auf. Da kann die Mutter ihre Große verstohlen fragen: „Bleibt er zum Frühstück?“ Susanne antwortet leise: „Morgen?, – schwer zu sagen, aber sicher bald.“ Liliane vibriert, wenn sie nun ruft: „Was die Alten machen, ist mir ganz egal. Aber die Jungen in Susannes Zimmer, bitte!“ Sie verlassen die Wohnung und gehen rüber. Ferdinand überschreitet zum ersten Mal die Schwelle und ist verzaubert. Die

Mädchen wechseln vor der Tür noch drei leise Worte. Liliane fragt: „Hast du ihm gesagt, was er hier soll?“ „Nein. Weiß Kim Bescheid?“ „Auch nicht. Die Männer müssen nicht immer vorher alles genau wissen.“ Sie ruft im Zimmer: „Bitte zwanglos Platz nehmen. Die Pärchen nicht nebeneinander.“ Kim setzt sich an den Schreibtisch und brummelt: „Ist ja alles sehr doppelmys-tisch.“ Liliane fordert: „Alle Lichter aus. Im Kalender steht am Sonntag Halbmond.“ Alle Lichter werden ausgeknipst. Tatsächlich breitet sich ein Mondenschimmer im Zimmer aus.

Susanne fängt an: „Liliane, Kim, ihr geht einer großen Freude entgegen, einer Riesenfreude, der größten, die zwei Menschen miteinander haben können. Eine Premiere, schöner als alle Premieren in allen Theatern.“ Liliane protestiert: „Du machst mir meine Premiere nicht mies! Die Liebe ist die Liebe. Und der 26.10. ist der 26.10.“ Susanne lacht: „Ferdinand, Liliane bat mich um dieses Gespräch, ein paar Worte der Vorbereitung zu ihrem Liebes-spaß oder - Liebesfest.“ Ferdinand zweifelt: „Also, – ob ich da der Richtige bin –“ Aber das lässt Liliane nicht gelten: „Du bist goldrichtig, Ferdinand, wir wollen ja kein Ärzte-Gequatsche, das können wir schon auswendig. Drei Worte von Leuten, die zu lieben wissen.“ Das animiert Ferdinand zu einem Satz, von dem er vorher gar nicht wusste, dass er ihn sagen kann: „Ihr be-ginnt eine Weltgeschichte. Ihr seid Königin oder Kronprinzessin und Prinz.“ „Kronprinz,“ korrigiert Liliane. Susanne: „Mann jedenfalls. Liliane, ich nenne die Männer ja manchmal die Andersgebauten, außen sowieso, - außen übr-igens sehr empfindlich, sei vorsichtig mit deinen Pfoten - innen auch völlig anders. Sie reden anders, denken anders, fühlen anders und oft meinen sie, ihre Redeweise sei vollkommen eindeutig und mädchenverständlich. Nix da, Kim. Gilt auch umgekehrt: Kim, sei behutsam, gesprächig, auch wenn du nicht alles verstehst, was Liliane dir zuflüstert. Liliane, es kann schön sein, so schön, und schrecklich.“ Da protestierte Liliane: „Kim wird mir nie schrecklich sein, nie.“ Ferdinand nickte: „Das wünschen wir dir.“ Susanne riet weiter: „Liliane, komm ihm entgegen, verschließ nicht die Beine. Schieb dir ein Kissen unter den Po. Kim, schlaf nicht ein, wenn sie noch schwer at-

met. Sie braucht dich, nicht deinen Schlaf. Grundregel: Du musst sie fest im Arm halten, Wegdrehen ist Todsünde, viel Haut an viel Haut.“

Liliane lag auf Susannes Bett und rief: „Kim, komm her, Pärchentrennung aufgehoben, meine Hand braucht deine Hand.“ Kim rutschte neben sie auf das Bett. Susanne fuhr fort: „Also, Kim, du darfst erst nach ihr einschlafen.“ Liliane korrigiert sehr anrührend: „Also, Kim, vielleicht ist das sehr schön, wenn du als erster einschläfst, und ich darf dich beschützen.“ Und Kim weiß: „Es gibt keine Regeln, nur Liebe.“ „Damit lässt sich lieben,“ sagt Ferdinand, „streicheln, viel streicheln, alle falsche Aufregung wegstreicheln. Und bitte benutzt ein Kondom. Die Aids-Gefahr ist überhaupt nicht aus der Welt, und eine Schwangerschaft, die zur Last, zur Riesenlast wird, - das ist ein harter Kampf und Krampf. Hebt euch was auf.“ Susanne: „Und wissen sollt ihr: Das Paradies tut sich nicht beim ersten Mal auf. Das Schönste am Vögeln ist, dass man es wiederholen kann!“

Liliane ist besorgt: „Aber es tue weh, sagt man, beim ersten Mal.“ Da weiß Susanne wieder Rat: „Ja, aber erwarte keinen Schmerz zum Tode, Schwesterherz, verkrampf dich nicht und beiß dir nicht auf die Unterlippe, das tun Schmetterlinge nie. Lache über die Verletzung, die dir der Kim da zufügt. Schuldig ist er nicht, auch wenn Blut fließen sollte. Das Jungfernhäutchen, das da verletzt wird, ist halbmondförmig, - und dazu blinzelt der Halbmond durchs Fenster, das ist doch schön, zum Lachen schön, aber nichts ist lächerlich.“ Liliane zog einen kleinen Flunsch: „Der verletzt meinen Halbmond, - das kann er doch nicht machen.“ „Anders kannst du nicht Frau werden.“ „Will ich aber werden,“ beharrte Liliane und fragte weiter: „Und woran erkennt man, dass es zu Ende ist?“ Ferdinand erklärte: „Am Orgasmus.“ „Habe ich von gehört. Was ist das?“ fragte Liliane. Und Susanne übernahm die Erläuterung: „Die Entspannung, die ganz ganz große Erlösung. Merkt man, nicht zu übersehen, nicht zu verkennen. Liliane, es kann sein, dass es bei dir beim ersten Mal nicht klappt. Bei so einem Sensibelchen wie dir klappts dann später.“ Sie forderte: „Ferdinand, einen Schlusssatz.“ „Wenn die Seelen einander nicht lieben, ist alles umsonst. Wenn du drin

bist, Kim, dann zeige Liliane, was sie an Schätzen in ihrem Schoß hat, sei ja nicht schnell fertig. Und seid neugierig, konstant neugierig.“ Susanne ergänzte: „Geduldig, seid geduldig. Liliane, du auch; macht einander Freude. Genießt es.“

Sehr still endete Ferdinand: „Und seid dankbar...“ Er ging zur Tür und öffnete sie, gebrochenes Licht aus dem Treppenhaus fiel ins Zimmer. Liliane stürzte zu Ferdinand und umarmte und küsste ihn. „Liliane,“ sagte er gerührt, „das ist mehr, als ich bisher von deiner Schwester bekommen habe. Susanne, wann wo?“ „Küssen?“ „Nein, erstmal Wiedersehn.“ „18 Uhr wie immer.“

„Gehst du in die Mensa?“ „Ja. Wäre eine große Freude.“ „Wann bist du an unserer Ampel?“ „11 Uhr 27. Wäre eine große Freude.“ Dann flüsterte sie ganz unerwartet: „Und mach dir keine unnötigen Sorgen: Ich bin keine Jungfrau mehr.“ Er lächelte: „Ist schön mit dir. Tschüs, Susanne.“

Er ging. Susanne zog sich einen dunklen Mantel über und fuhr ihm mit dem Rad hinterher. Sie wollte endlich rausfinden, wo und wie er die Nächte verbrachte. Sie hatte da so ihre professionsbedingten Verdachtsmomente. Er merkte nichts, Susanne hatte dauernd Angst, er könnte sie entdecken, aber es ging gut bis zur Hochleite. Da bog er plötzlich rechts ab, runter zum Wirtshaus Siebenbrunn. Und da konnte Susanne mit dem Fahrrad nicht folgen. In Serpentina gehts da runter und hohen Stufen, die das Fahrrad, wenn überhaupt, nicht lautlos bewältigt hätte. Sehr leichtfüßig rannte er da runter. Susanne sauste vor zum Harlachinger Berg und fuhr ihn waghalsig schnell runter. Aber da unten beim Gasthaus war keine Spur mehr von ihrem Ferdinand zu entdecken. Ein bisschen deprimiert wollte sie nach Hause zurückfahren, wild entschlossen, es am nächsten Tag wieder zu versuchen. Ihr fiel ein, dass es da noch einen anderen Steig gab, den suchte sie noch und fand ihn auch: sehr viel besser, asphaltiert, keine Stufen. Bis morgen.

29 Wo wohnen seine Freunde?

Kleine Nachhole vom Donnerstag: Sie treffen einander um 11 Uhr 27 an der Ampel ihres Herzens. Ferdinand kriegt einen neunfältigen Zifferblatt-Kuss. Er drängt sich zu ihr: „Die Nasszellen warten.“ „Ja, aber es muss ein Anlass her. Ich glaube, ich weiß einen.“ „Wann? Wo? Was? Wie?“ „Verrate ich doch nicht.“ „Grausame.“ „Wenn du Grausame zu mir sagst, das gefällt mir. Nie vergessen, dass wir alle Monster sind und bleiben...“ „Geliebtes Monster!“ weiß er nur zu sagen, „Wie lange habe ich dich zu entbehren?“ „18 Uhr, Veterinärstraße 1.“ „Pünktlich.“ Sie radelt davon mit dem hochaufgerekten winkenden Arm, ohne einen Blick zurück.

Mensa. Er sitzt da mit einem Mineralwasser und wartet. Sie betritt die Mensa. Er scharwenzelt gleich zu ihr, stellt sich mit Tablett neben sie: „Mein Platz ist mit einem hupferten Wasser gesichert. Es ist noch Platz neben mir.“ „Wirst du mich auch heute in fünfzig Jahren noch so verwöhnen?“ „Ich kann es mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass wir am 16. Oktober 2052 noch in der Mensa essen.“ Sie gehen zum Tisch. Susanne erklärt: „Nein, wir haben ein Häuschen im Grünen, du sitzt im kleinen Garten und liest Zeitung, ich komme mit dem Tablett mit dem Mittagessen raus –“ Ferdinand unterbricht: „Gefällt mir nicht. Erstens weiß keiner, ob es solche bürgerlichen Idyllen überhaupt noch geben wird. Vielleicht ist die Stadtverwaltung von München 2052 ein Islamistenhaufen. Und zweitens: Klingt gar nicht nach Verwöhnen. Ich will nie Pascha werden.“ „Wirst du gekocht haben?“ „Vielleicht.“ „Jedenfalls erinnern wir uns, dass wir heute vor fünfzig Jahren in der Mensa gegessen haben.“ „Mönsch, ein halbes Jahrhundert...“ „Ja mei, ja Mönsch...“

Ferdinand muss eine Liebeserklärung loswerden: „Du warnst mich immer vor deinem Besitzergreifen. Ich habe keine Angst vor deinen Gorilla-Armen, überhaupt gar keine Angst. Weißt du, womit du mich fesselst?“ „Nein, weiß ich nicht.“ „Alles, was du gestern zu Liliane und Kim gesagt hast,

das zischt mir immer wieder durchs Gehirn, Rosen dabei, auch Dornen. Die Frau will ich lieben, habe ich gedacht, die Frau will ich lieben.“ „Ach, ist das schön,“ freut sie sich, „ich habe nämlich beinahe dasselbe gedacht: Wenn du geredet hast, habe ich gedacht: Das ist mein Mann, nicht im standesamtlichen Sinne, einfach so: Das ist mein Mann, mit dem wird's schön.“ Sie aß und fragte dann überraschend: „Gar keine Angst?“ „Nein. Wovor?“ „Es ist unmöglich, dass es ohne Nöte abgeht, ohne himmelschreiende Nöte...“ „Ich kann nicht in Angst vor himmelschreienden Nöten leben – ich wills auch nicht. Dann müsste ich Franziskaner werden, die leben ohne Frauen.“ „Nein! Entsetzlich! Lass gut sein: ich trage alle Angst alleine. 18 Uhr?“ Ferdinand versicherte: „Pünktlich.“

So viel Nachtrag zum heutigen Donnerstag vor 17 Uhr 30. Nun die dramatischen Ereignisse des Tages nach 17 Uhr 30:

Treffen um 18 Uhr an der Tür. Sie bat, er möge ihr Rad schieben und sie nach Hause begleiten. Er wollte dann aber nicht mit raufkommen. „Warum nicht?“ wollte sie wissen. „Ich will mich da nicht zu fest einnisten.“ „Wenn du wüsstest –“ „Was?“ „Wie tief du schon in meinem Herzen eingennisst bist.“ „Ja – hoffentlich kränke ich dich jetzt nicht -, ich möchte nicht jeden Abend bei deinen Eltern am Abendbrottisch sitzen und mitessen.“ „Kann ich sogar verstehen.“ „Bin ich froh, dass du nicht gekränkt bist.“ „Ziemliches Dilemma: Lässt sich aber ausgleichen, wenn du mit mir noch ne halbe Stunde unterm Pagodendach sitzt und ein Wasser süffelst.“ „Sag hupfertes Wasser.“ „- und ein hupfertes Wasser süffelst.“ Er war einverstanden. Sie wiegte den Kopf: „Ich gerate so langsam in dieses bekannte weibliche Gefängnis, wo man nicht mehr eine Sekunde ohne den Anderen sein will.“ „Also – wie weiblich das ist... Geht mir doch fast genau so.“ „Wenn du dir ein Zweithandy kaufen würdest –“ „Da muss ich sehr viele persönliche Daten preisgeben.“ Sie sagte: „Ich verstehe, - nein, ich verstehe nicht. Aber egal...“

Pause am Chinesischen Turm. Weitergang in die Sebaldusstraße. Ab-

schied mit dem Ritual ‚Einen Arm um deine Schulter legen‘, das auch schon anfang, etwas altbacken zu schmecken. Eine Liliane, die trunken zu sein schien, stieß dazu: „Es war wunderbar, es war himmlisch, bloß, weil ihr so schön gequatscht habt. Ich war weg, völlig weg! Das bisschen Schmerz – zum Lachen. Ob ich einen Organismus gehabt habe –“ „Orgasmus heißt das, Schmetterling,“ korrigierte Ferdinand. Liliane feixte. Susanne erläuterte: „Ferdinand, die Liliane nimmt uns doch auf den Arm. Sie weiß genau, wie es heißt. Sie kann ein ziemlich freches kleines Irrlichtlein sein.“ „Ja,“ sagte Liliane, „ob ich so einen gehabt habe, weiß ich nicht.“ Ferdinand wollte gehen: „Liliane, machs gut. Adieu, Susanne. Wann morgen?“ „18 Uhr.“ „Pünktlich.“ Er ging davon. Liliane war denn doch einigermaßen verwundert: „Ihr küsst immer noch nicht?“ „Nein.“ „Wie hältst du das bloß aus?“ Susanne wendete den Anorak auf dunkel: „Ich halte es ja gar nicht mehr aus. Tschüs.“ Liliane freute sich: „Ja, geh ran, feiert auch euer Fest!“

Susanne fuhr nicht dem Jungen nach, sondern nahm einen anderen Weg zur Hochleite. Dort versteckte sie sich in dem asphaltierten Abzweig nach rechts, den sie gestern am Ende ihrer vergeblichen Verfolgung noch erkundet hatte. Dauerte ganz schön lange. Sie zitterte gar, dass Ferdinand heute einen anderen Weg nehmen könnte als gestern. Kann er doch nicht machen! Nein, macht er nicht: Endlich ging er oben auf der Hochleite vorbei. Sie schlich rauf und lugte ihm so lange nach, bis er wieder rechts verschwand. Derselbe Weg, den er gestern auch gegangen war. Sie scheste mit beachtlichem Tempo runter, sehr scharfe Linkskurve, im Biergarten, in dem kein Betrieb mehr war, auf Deckung gehen, den Schatz wiedersehen, hinterherradeln, vorsichtig, ging gut, über die Schönstraße in die Isarauen, über den Flauchersteg – Vorsicht!, nicht zu nahe auffahren! Den ganzen Steg lang keine Bäume und Büsche zum Verstecken. Ging auch gut. Er geht nach rechts zu seinem Gasthaus, hockt sich hin, bis es endlich still wird, dann schiebt er ganz leise zwei Sitzbänke in die kleine Schankbude. ‚Hat er ein Dach überm Kopf,‘ denkt Susanne, auf etwas sonderbare Art zufrieden, nicht ganz ob-dach-los. Er arbeitet umsichtig, vermeidet jeglichen Lärm,

scheint sehr gewöhnt an dieses Bettenmachen, er nimmt die Brille ab. Legt sich hin. Susanne fährt lautlos ab, nach Hause, geht ins Bett, stellt den Wecker auf 5 Uhr morgens und schläft bald ein.

Ein Wecker, den man auf 5 Uhr gestellt hat, klingelt um 5 Uhr. Mei, ist das früh, ergiebigst unausgeschlafen, draußen dunkel und beachtlich kühl. Lampe am Fahrrad an, rüber zum Flaucher, über den Ring weitaus direkter als in der Nacht. Nacht? Ist doch immer noch dunkle Nacht.

Da liegt er. Susanne stellt ihr Fahrrad ab, geht zu ihm, alles lautlos. Sie schließt die Augen, der Kopf fällt ihr vornüber. Der kleine kühle Wind, der durch die Zweige geistert, signalisiert Wende und Schicksal. Sie hebt den Kopf. Ja, ein Habendürfen ist das auch, ja doch, ja! Wie arm und schön er aussieht ohne Brille. Sie sucht eine einigermaßen bequeme Position, lehnt sich an die Theke und versinkt in seinen Anblick. Dauert, bis er aufwacht. Wie lange? Der wunderbaren Susanne ist es vollkommen unmöglich, irgend eine Zeit zu denken. Wie lange? Das weiß ich doch nicht! Sie genießt Ansehen satt. Die Vögel haben an solchem Herbstmorgen nicht mehr viel zu erzählen. Was sollte ihn wecken? Ich gewiss nicht. Wie lange?

Er wird wach. Kaum hat er die Augen aufgeschlagen, kniet sie neben ihm, Gesicht so nahe vor Gesicht wie noch nie. „Jetzt?“ flüstert er kaum hörbar. „Jetzt,“ flüstert sie. Er will sich aufrichten, aber ihr Mund gleitet auf seinen und drückt ihn wieder runter. Das Tabu fliegt davon wie ein großer Habicht, lautlos. Er legt seine Arme um ihren Nacken, sie wühlt ihre Unterarme unter seine Schultern, von Kissen keine Spur, eher ziemlich hart. Nein, es kann nicht bleiben bei Lippen auf Lippen. Viel zu groß ist die Sehnsucht, Inneres zu erkunden. Ist das Wort Mundhöhle besser als Nasszelle? Naja, Höhle birgt schon ein feines Geheimnispotenzial. Schleimhäute, die Zunge eine einzige Schleimhaut. Das Härteste beim Weichsten, alle Aufmerksamkeit den Zähnen. Was der Mensch da permanent in seiner Nasszelle hat, ist eine höchst komplexe, vielfältig heilsame Mischung, die man tunlichst nie Spucke nennen sollte, jedenfalls nicht abfällig. Wer vor einem Anderen zum Zeichen tiefster Verachtung ausspuckt, schmeißt ihm höchst Wertvolles vor

die Füße. Wenn die zwei Nasszellen aufeinandertreffen und die Zungen Höhlenforschung betreiben. Ganz schwer zu sagen, wer gerade zwei Zungen im Mund hat. Pausen auch, zum Verschnaufen. Aber nicht zu lang.

Nicht viel später sitzen sie nebeneinander. Sie legt ihre geschlossenen Beine über seine. Die Hände bleiben auf dem Körper des anderen, streichelnd, ruhend, besitzergreifend. Immer wieder Küsse, schwer zu zählen, schwer zu schildern. Dann erste Worte von Susanne: „Du wohnst bei Freunden?“ „Ja –“ „Zeig deine Finger.“ Er zeigt sie, ungekreuzt. Sie fragt nochmal: „Du wohnst bei Freunden?“ „Ameisen, Amseln, manchmal eine Maus –“ Das macht ihr schon ein bisschen zu schaffen: „Eine Maus als Freundin?“ „Ja. Learning by doing. Eichkätzchen, eine wunderbare gelbe Katze, Krähen – viele viele gute Freunde...“ Eigentlich sagte er nur ‚Freun-‘, das ‚de‘ schmatzte sie ihm weg. Mei, dass man so lange küssen kann, ohne außer Atem zu kommen. Naja, ein bisschen japsten sie schon rum... Und wieder. Er mahnte: „Darfst aber nicht völlig aufhören mit Zifferblatt-Küssen.“ „Die bleiben dir erhalten, keine Sorge.“ Und wieder. „Einmalig!“ jubelt sie. „Was?“ „Ist doch alles einmalig! Nie wieder werden wir morgens um 7 am Flaucher so knutschen. Nie wieder treffe ich dich so früh am Morgen am Flaucher. Nie wieder wirst du so schön und arm daliegen.“ Und nochmal.

Eine frühe Putzfrau lachte: „Knutscht ihr noch oder schon?“ Susanne informierte: „Wir haben gerade erst angefangen.“ „Wohl keine Zeit in der Nacht gehabt.“ Ferdinand fragte: „Was passiert, wenn ich jetzt zwei Cappuccini bestelle?“ Die Frau erläuterte: „Dann mach ich was, was ich nicht machen darf. Aber ich kenne mich aus. Zwei Cappuccinos, die Herrschaften.“ Sie verschwand im Gasthaus.

Susanne stellte fest: „Jetzt weiß ich endlich, wieso du keine Segelschuhe im Gepäck hattest.“ „Auch kein Tennisoutfit und nicht einen einzigen Golfschläger...“ Susanne ist voller Bewunderung: „Respekt, Ferdinand, Respekt. So hast du vier Wochen lang geschlafen?“ „Ja. Nein, ich war zwischendurch auch in einem Zirkus, im Pferdestall. Aber der hat irgendwann die Zelte abgebrochen. Ein Wochenende in einer Arztpraxis. Mein Badezimmer

hatte ich im Hauptbahnhof.“ „Hast meine ganze Hochachtung: Kein bisschen verkommen, großartig, der Leinenanzug –“ Sie fährt mit den Fingern über die Revers, „nichts knittert so schön wie Leinen.“ „Das ist Kammgarn, etwas strapaziert.“ „Also, wenn das kein Leinen ist, dann brauchst du irgendwann mal was Neues. Ich freue mich darauf, dich anziehen zu dürfen.“ „Ich freue mich auf das Gegenteil.“ Sie überhörte das lächelnd: „Ich kriege einen handfesten Charakter.“ „Keine Spur Zweifel, dass du mich kriegst?“ „Entschuldige mal: nach unseren Knutschereien... Fragst ein bisschen sehr früh solche heiklen Sachen.“ „Ja, entschuldige.“ Aber sie war nicht so schnell beschwichtigt: „Ich mag das nicht. Das ist doch bloß Gequatsche, - ob ich dich kriege. Ich hab dich doch schon, und hab dich noch gar nicht. Und wenn ich dann sterbe, hab ich dich immer noch nicht. Fettdruck: Ich – kriege – einen – hand – festen – also äh: handfesten - Charakter! Punkt! Nein: Ausrufezeichen!“ Er schob sich mit gefahrverheißendem Brummeln nah an sie ran und küsste sie mit einem letzten Ruck, dass sie „Aua!“ schrie. Dann sagte sie: „Jetzt gehen wir erstmal zu uns nach Hause. Unser Frühstück ist vielleicht nicht ganz so üppig wie bei Marion, aber du wirst satt und verdurstest nicht.“

Sie tranken die Cappuccini und gingen dann in die Sebaldusstraße, ziemlich schweigsam auf dem Wege. Die Frage, wo denn Ferdinand nun wohnen sollte, war ja gar nicht leicht zu erörtern. Es sei wiederholt: Schicksalswende. Ferdinand war ein bisschen verlegen. Warum eigentlich?

Alleskieker ging hinterher, natürlich nur im Geiste, froh, dass die Freiluftnächte endeten. Der Regen hat den Alleskieker in den vergangenen drei Wochen in mancherlei Nöte gezwungen.

Die Mutter freute sich sehr: „Keine falsche Scheu, Ferdinand. Wir haben Susanne erzogen, die Männer zum Frühstück mitzubringen, mit denen sie geschlafen hat. Oh, hätte ich das jetzt nicht sagen sollen?“ Susanne merkte nur an: „War vielleicht ein bisschen früh.“ Und Ferdinand druckste rum: „Wir haben noch – ähm...“ Die Mutter wollte wissen: „Wo sind Sie denn in München zu Hause?“ Susanne antwortete: „Ferdinand war bis jetzt im

Flaucher zu Hause, er hat sich zwei Bänke in eine Schankbude geschoben. Er hat auch im Pferdestall eines Zirkus‘ geschlafen und in einer Arztpraxis.“ Ferdinand ergänzte: „Und eine Nacht bei der lieben Frau.“ Das irritierte Susanne denn doch etwas: „Was?“ Ferdinand stellte richtig: „In der lieben Frauenkirche.“ Susanne resümierte: „So, Mama, nun hast du Stoff zum Nachdenken. Und ich liebe ihn, und du auch. Jetzt habe ich erstmal reinen Frühstückstisch gemacht. Oder hätte ich das alles nicht sagen sollen? Ferdinand, ich habe ein Date mit meinem Professor. Ich ginge gerne mit dir in die Mensa, nicht zu früh. Halb zwei, zwei. Wir haben Einiges zu bequatschen.“

Die Bequatschung in der Mensa findet sich in der morgigen Folge 30.

30 Das Paradies liegt derzeit in Giesing

Mensa, kurz vor zwei am gestrigen Freitag. Sie sitzt schon und mampft. Er kommt dazu und begrüßt sie mit Kuss als wärs ganz selbstverständlich. Sie schlingt kurz die Arme um seinen Nacken: „Hol dir was zu essen.“ „Nein, ich will erst wissen, was wir bequatschen müssen.“ „Holst du dir bitte was zu essen. Ich kann nichts bequatschen, wenn du keinen Teller vor dir hast.“ „So beginnen die Machtkämpfe.“ „Bitte werde nicht prinzipiell. Hilf mir.“ „Genau das ist der Rückwärtsgang. So ein ‚Hilf mir‘ krempelt mich sofort völlig um.“ Er holte sich was zu essen und zu trinken und kommt an den Tisch zurück: „Fang an.“

Das tut sie: „Wo wohnst du?“ „Ich habe mir überlegt, dass ich zunächst im Flaucher bleiben könnte.“ „Und während du das überlegt hast, ist dir klar geworden, dass das keine Lösung ist.“

„Ja.“ „Lass uns versuchen, immer so eindeutig und unmissverständlich zu reden. Es war heute morgen schon ganz schön kalt, du kannst nicht weiter ohne Kalender und ohne Wetterbericht im Gebüsch pennen. Wo also wohnst du?“ „Um es klar und deutlich zu sagen: Ich weiß es nicht.“ „Ich könnte versuchen, dich bei Marion unterzubringen.“ Das ist ihm aber gar nicht Recht: „Am Starnberger See?“ „Nein, die haben ja ihr Haus in Harlaching, nicht weit von der Lolla.“ „Nicht weit vom Liebesnest. Ich möchte nicht bei Marion wohnen.“ „Warum nicht? Zunächst mal - nur als Übergang.“ „Ich möchte nicht, ich - habe so ein bisschen das Gefühl, dass sie - naja: sich ein bisschen in mich verknallt hat. Nein, möchte ich nicht.“ Sie erhob sich und gab ihm einen Kuss: „Danke.“ „Wofür?“ „Fürs Blitzableitersetzen, bevor es einschlägt. Du könntest bei uns wohnen. Du kriegst Lilianes Zimmer, sie schläft bei mir.“ Ganz entschieden sagt er: „Das kannst du nicht machen.“ „Wieso nicht? Das haben wir schon öfter mal gemacht.“ „Du kannst die Jungverheiratete nicht aus ihrem Zimmer schmeißen, geschweige aus dem Bett, wo sie vielleicht noch nicht mal einen Organismus hatte.“

Susanne musste lachen, wurde aber gleich wieder ernst: „Das habe ich nicht bedacht. Du hast Recht, geht nicht. Bleibt eine letzte Möglichkeit, an die ich als Erstes gedacht habe: Ich habe sehr liberale Eltern und ein sehr breites Bett, da passen wir beide rein, mit zwei Zudecken. Mein Kopf links, meine Beine rechts, dein Kopf rechts, deine Beine links.“ Ferdinand konnte nicht weiteressen. Sie fragte nach kleiner Pause: „Hats dich umgehauen?“ „Ja, allerdings.“ „Versteh mich bitte richtig: Dies ist keine Einladung zum Äußersten, zum Vögeln. Wir bauen ein neues Tabu.“ „Und warten auf den Anlass, wie der Franziskaner sagen würde.“ „Ja. Und wie wirts mit dem Küssen auch geschafft haben. Ich will unsere Verschmelzung nicht, bloß weil dein Kopp wie Neptun aus dem Flaucher aufgetaucht ist und ich dich erwischt habe. Der Anlass wäre mir zu poplig.“ Ferdinand weicht aus: „Heute vor vier Wochen bin ich zum ersten mal in München aufgewacht, auf einer Bank unter einem Kioskdach, geweckt von einem größenwahnsinnigen Motorradfahrer.“ „Weichst du aus?“ fragt sie. „Ja,“ sagt er. „Geht nicht,“ sagt sie, „du musst deine Meinung sagen, deine ehrliche Meinung.“ Er erklärt also: „Deine Einladung läuft auf eine riesige Intimität raus.“ Sie stellt die bange Frage: „Zu riesig?“ Er stellt die Gegenfrage: „Was meinst du?“ „Ich habe Schiss vor meinem Mut. Zu riesig oder?“ Seine Augen irrlichtern durch die Mensa, suchen in Fernen, beruhigen sich, er wendet den Kopf zu ihr, legt ihn ganz wenig auf die rechte Schulter, lächelt: „Nein...“ Das erlöst sie. Sie steht auf, tritt zu ihm, drückt seinen Kopf an ihren Bauch: „Heute abend, 7 Uhr zum Essen, oder später, wann du willst.“ Sie beugt sich runter und küsst ihn: „Tschüs.“ „Tschüs, Susanne.“ Sie nimmt ihr Tablett und geht davon, kein Blick zurück, typisch Susanne. Ein Blick zurück würde Abschied signalisieren, kein Blick zurück signalisiert: ‚Ich nehme dich mit.‘

Ferdinand latscht durch München. So viel hat sich doch eigentlich gar nicht geändert. Doch, es hat sich viel geändert, und es wird sich wahnsinnig viel ändern. Und ob das Besprochene gut gehen wird – das ist doch gar nicht ausgemacht. Erstmal alle Manschetten vor der ersten Nacht. Die hat Susanne auch. Ist vielleicht nicht die Regel, aber meistens sensibilisiert Angst vor

solchen Situationen, und es wird einfacher, als man fürchtet. Bis halb neun läuft er mit riesigen Zweifeln durch die Stadt. Nur eins: Immer enger zieht es ihn zu Susannes Kemenate, ohne dass er es eigentlich will. Das nimmt er als etwas undeutliches, verwischtes Zeichen.

Kurz vor neun klingelt er in der Sebaldusstraße 6. Die Stimme der Mutter kommt aus der Sprechanlage: „Hallo?“ „Guten Abend, ich bin Ferdinand – möchte zu Susanne.“ Der Türöffner schnarrt. Ferdinand geht rauf. Auf dem Treppenabsatz vor der Tür zu Susannes Zimmer steht Liliane auf der Zehenspitze ihres rechten Fußes, die Hand auf Kims Arm, der behutsam um sie herumgeht und eine Melodie brummelt. Ferdinand stört nicht, die beiden nehmen keine Notiz von ihm. Ferdinand klopft bei Susanne. „Ja, komm rein,“ ruft sie, „ich freu mich wahnsinnig, hatte ein bisschen Angst, dass du Angst kriegen könntest. Der Flaucher mit seiner ganzen Unverbindlichkeit hat ja sicher auch was Verführerisches.“ „Stimmt genau.“ „Hast du dich an die Isar geträumt?“ „Nee, kein bisschen geträumt, mich hats zerrissen. Gib mir bitte was zu trinken. Hab eine furchtbar trockene Nasszelle.“ Sie muss lachen, gibt ihm Orangensaft. Er trinkt gierig, stellt dann das Probefläschchen mit dem Badesalz auf den Tisch: „Tut mir Leid, konnte ich nicht ausprobieren.“ Susanne lacht: „Nein, dafür ist die Isar zu breit.“ Er schaut sich das Bett genauer an: „Schöne Bettwäsche hast du.“ Sie erstarrt. Er schaut sie an: „Ist was?“ „Von meiner schönen Bettwäsche hat dein Vorgänger auch gelabert.“ „Das tut mir Leid. Soll ich gehn?“ „Wohin?“

Sie berappelt sich: „Hör zu, ich habe mir das überlegt. Bitte jetzt keine Pausen mit Spannung. Ran. Geh ins Bad, zieh dich aus, komm rüber. Wie liegst du?“ „Was meinst du?“ „Naja, Tendenz mehr linke Seite oder mehr rechte Seite?“ „Ach so.“ Ferdinand muss da mit einigen Schulterbewegungen erst ein bisschen nachdenken: „Also, ich liege mehr auf der rechten Seite oder auf dem Bauch.“ „Kuckst also eher nach rechts.“ Er überprüft auch das in Gedanken und mit Verrenkungen: „Ja, in etwa...“ „Dann habe ich also das Bett richtig gemacht. Du hinten, Kopf rechts, Wand ankucken.“ „Nicht nur richtig, Susanne, sondern sehr schön. Ich witterte, dass du die Betten mit

Liebe gemacht hast.“ „Deine Witterung soll leben. Los.“

Es ging wirklich sehr problemlos mit dieser wunderbaren Frau, die so klar denken konnte. Bald lag Ferdinand auf seiner Seite, schaute die Wand an. Dann kam sie, löschte das Licht, gab ihm einen Kuss und wollte sich vorne hinlegen. Sie hatte das Haar geöffnet, das Ferdinands Gesicht kitzelte: „Hast du die Haare offen?“ „Ja, für die Nacht. Wieso?“ „Mach nochmal kurz das Licht an. Ich muss dich anschauen. Die offenen Haare regen mich auf.“ Sie knipste das Licht nochmal an: „Was meinst du?“ Ferdinand drehte den Kopf und blinzelte. Nein, das Nachthemd regte ihn nicht auf, aber die herrliche Haaresfülle. Wieso? Nicht erklären: „Kannst ausmachen. Passiert das jetzt jeden Abend?“ Sie machte das Licht aus: „Ja. Ich schlafe immer mit offenen Haaren. Störts dich?“ „Im Gegenteil. Morgen machst du bitte in meiner Gegenwart auf.“

Sie liegt und fragt: „Ferdinand?“ „Ja?“ „Wo kommst du her? Woher deine Angst vor allen Leuten, die asiatisch aussehen?“ „Du hast auf der Fahrt nach Starnberg über mich spekuliert, laut, folgerichtig und gut - präzise. Aber du bist nicht drauf gekommen, dass ich an asiatische Mafiosi geraten bin.“ Das erschrickt Susanne: „Au!“ „Gefährlich oder?“ „Schon gefährlich, ja, sehr schwer abzuschätzen oder gar zu durchschauen. Du schließt aus, dass dich ein Chinese angerufen hat mit seinem ‚Verpiss dich‘?“ „Ich kann das nicht völlig ausschließen, aber...“ „Du schließt aus, dass dir in Berlin einer zum Bahnhof gefolgt ist und mit dir nach München gefahren ist?“ „Susanne, ich kann überhaupt nichts ausschließen. Vielleicht steht jetzt da unten einer unter der Laterne und registriert genau, dass ich bei dir schlafe. Licht gelöscht 21 Uhr 32. Ich zweifle, ich zweifle sehr, aber...“

Susanne bittet: „Und jetzt bitte dein Verbrechen, so präzise als möglich.“ „Im Februar, also noch zur Umtauschzeit D-Mark in Euro lud mich ein chinesischer Kunde in ein asiatisches Sport-Center ein: Bogenschießen, Kickboxen und so weiter. Ein Kunde, der nie aufgefallen war. Die Summen, die er monatlich einzahlte, blieben im gesetzmäßigen Rahmen. Manchmal hob er, nach Anmeldung am Vortag, viel Bargeld ab, an sich nicht auffällig.

Manchmal tauschte er polnische Zloty um. Er zeigte mir den asiatischen Schmuck, den er mit seiner Truppe verkaufte. Ich ging in das Sport-Center, weit draußen in Biesdorf. Alles sehr ordentlich. Am Ende gab er mir 300.000 Mark mit der Bitte, sie in Euro einzutauschen, 4% Provision.“ „Das ist nicht viel.“ „Nein, aber ich spekuliere, dass das Absicht war. 20% hätten mich viel stärker kriminalisiert. Ich habe – obgleich ich eigentlich gar nicht wollte – den Umtausch geschafft, mit kleinen Manipulationen, die niemandem geschadet haben. Es war ja noch offizielle Umtauschzeit. Ein halbes Jahr später kommt er in die Wohnung mit 950.000 D-Mark.“ „Wow!“ macht Susanne.

Ferdinand berichtet kurz: „Ich hab vergessen zu erzählen: An dem Tag, als ich die ersten Euro nach Biesdorf brachte, war da ein junger Berliner, der mir klar machte, dass das Schmuckgeschäft nur Tarnung ist für beachtliche Großkriminalität, Zigarettenschmuggel, Drogen, Autoklau und so. Und: mein Chinese zwang mich, ein Kickboxing anzusehn, bei dem einer der Kämpfer durch einen sehr schlimmen Handkantenschlag von ihm, also von meinem Kunden, starb. Davon war ich nun Zeuge. Sportunfall? Nein, Mord. Und ich als Zeuge erpressbar.“ „Aber er doch auch – erpressbar.“ „Ja. Aber er machte mir unmissverständlich klar, wie schnell er viele Zeugen organisieren könnte, die mich bei der Polizei eindeutig anschwärzen und mich unter Eid als den Mörder hinstellen würden.“ „Mein armer Ferdinand...“ „Als mein Chinese mit den 950.000 D-Mark in die Wohnung kam, war der junge Berliner dabei, - es war der Cousin von Susanne I.“ Susanne II pfiß durch die Zähne. Ferdinand überlegte: „War wirklich Zufall. Oder? Habe ich noch gar nicht zu Ende gedacht. Ich weigerte mich, an den Geldumtausch auch nur zu denken. Ich schmiss dem Chinesen die Tasche mit dem Geld auf die Straße nach. Wenig später im Bett flüsterte mir Susanne ins Ohr, dass –“ Susanne II entschied geschmerzt: „Nein, bitte nicht weiter. Es genügt.“ Aber Ferdinand musste auch das noch loswerden: „- dass ihr Onkel, der Vater des Cousins sie von ihrem achten bis zum dreizehnten Lebensjahr missbraucht hatte. Stunden später der anonyme Anruf.“ „Ich hab mir unsere erste Nacht anders vorgestellt.“ „Es gibt solche ersten Nächte und solche... Du hast ge-

fragt.“ „Ich weiß. Meine Liebe ist unbeschädigt.“ „Danke, Susanne. Gute Nacht.“ „Gute Nacht, Ferdinand.“

Wie seit vier Wochen gewohnt, wachte Ferdinand am Samstag morgen früh auf und ließ den Blick wandern in die Fülle der neuen Umgebung. Die Gitarre, die da an der Wand hing, schien ihm sehr verstaubt. Die Wände waren lange nicht gestrichen worden, auf der Raufasertapete sammelten sich vor allem in den Ecken Rußpartikel. Er sah sich auf einer Leiter stehen und das Zimmer streichen, mit einem aus Zeitungspapier gefalteten Käppi auf dem Kopf. Die Gardinen waren außergewöhnlich schön: weiß und gerüschelt nah am Fenster, also am Glas, mit immer dunkler werdenden Abschattierungen ins Grau und immer glatter vom Glas weg, am Ende nichts mehr gerüschelt. Sie sperrten das Licht von draußen nicht aus, sondern holten es rein ins Zimmer. Die waren von keinem Professionellen. Wer hatte da genäht? Mutter oder Tochter? Ziemlich sicher die Mutter. Ein Bild, Aquarell, sehr naiv: Eine Sonnenblume in einer grünen Vase auf einer roten Tischplatte, die Platte deutlich nach den Gesetzen der Perspektive: das hat Susanne in der Schule gemalt. Eine Fülle von gesammeltem Zeug, viel Buntes, mit böser Zunge könnte man von Staubfängern sprechen, dem Auge machten sie Freude, und an vielen Dingen hingen sicher kräftige Erinnerungen. Da ne Mütze, da ne Mütze, noch ne Mütze, Ferienprospekte an die Wand gepinnt, Musik-Poster Trent Razner von Nine Inch Nails.

Dann blieb der Blick am Gesicht der Freundin hängen, schlafend, so nah, so fern. Große Sehnsucht, sie zu küssen, sie zu entdecken, in den Haften einzulaufen. Sie hatten einen Vertrag geschlossen. Nein, nicht vertragsbrüchig werden, nicht Möglichkeiten verspielen, für immer gar. Es gibt Qualitäten des Wartens, die erlebt sein wollen, die nur im Warten Wert bekommen.

Mit größter Behutsamkeit stieg er über Susanne hinweg, verließ er das Bett. Ein sehr hohes Bücherregal. Vor seinen titellesenden Augen ein schmaler Band: ‚Higgelti, Piggelti, Popp oder Es muss im Leben mehr als Alles geben‘ von Maurice Sendak. Er ging ins Bad. Da lag ein Handtuch, ein

Becher zum Zähneputzen. Das hatte Susanne gestern abend noch vorbereitet. Es schoss ihm durch den Kopf, ob er hier vielleicht Miete zahlen sollte oder müsste, Vollpension. Er spülte die Nase. Susanne fragte ihn dann später: „Was hast du denn da für eine komische Kanne mitgebracht?“ „Wieso Kanne?“ fragte er zurück. „Steht im Bad.“ Ferdinand verstand: „Ach so, das ist eine Nasenspülkanne.“ „Für einen Penner hast du merkwürdige Sachen im Gepäck.“ „Ich hab doch mit meinem dicken Schnupfen bei diesem Arzt übernachtet. Da waren viele solche Kannen. Ich habe eine ausprobiert. War gut.“ „Und einfach mitgenommen. Gleich wieder kriminell geworden. Wir nennen sowas Rückfalltäter.“ „Nein, ich hab zehn Euro hingelegt.“

Vater, Mutter, Tochter und sowas wie ein Schwiegersohn am Frühstückstisch. Liliane und Kim schliefen lange. Der Vater freute sich sehr: „Ferdinand zum Frühstück! Ich gratuliere meiner Tochter Susanne! Und wünsche ihr nichts anderes als ein bisschen Dauer. Oder viel Dauer gar. Sodann: Rokoko kommt von Rocaille, das ist Muschelwerk, kommt in den Dekors des Rokoko immer wieder vor. Sodann: Das Klo ist verstopft. Wenn du da mal nachsehn könntest, Ferdinand.“ Wie der Vater es nur immer schaffte, ihr den Humor aus dem Segel zu nehmen, - Susanne stoßseufzte: „Och, Paps, bittel!...“ Aber der Vater konterte: „Erotik in Ehren! Aber ein Klo ist nicht ehrenrührig.“ Ferdinand fand Versöhnliches: „Susanne, ich war schon immer ein Macher und Bastler. An mir ist ein Hausmeister verloren gegangen. Wir werden dem Klo seinen Schrecken nehmen.“ Der Vater erklärte noch: „Ich würde es wahnsinnig gern selber machen, wirklich! Aber ich habe zwei linke Hände. Nichts außen entspricht meiner Sehnsucht drinnen.“ „Schöne Hände,“ sagte Ferdinand. Der Vater war einigermaßen erstaunt: „Junge, das hat mir noch keiner gesagt.“ „Hände zum Blättern in Wörterbüchern.“ „Hat dir mein Goldschatz verklickert. Siehe Rokoko. Wusstet ihr, dass Entsetzen wirklich Vom-Stuhl-Kippen heißt? Weil irgendwas so entsetzlich ist. Ent-setzen, kein Sitz mehr unterm Hintern. Vom Stuhl kippen oder fallen.“ Ferdinand wollte wissen: „Woher kommt denn das Wort Vernissage?“ „Weiß ich nicht, mein Junge. Liefere ich aber bis morgen früh zum

Frühstück.“

Ferdinand guckte sich das verstopfte Klo an, ließ einmal Wasser bis an den oberen Rand zufließen, beschaute sich dann das vorhandene Werkzeug – da war nicht viel Passendes da. Und da war auch noch die Klinke zur Flurtür, die man so oft in Händen hielt. Der passende Inbusschlüssel war auch nicht zu finden. „Mich erschreckt das immer so,“ sagte die Mutter, „wenn ich plötzlich die Klinke in der Hand behalte.“ Ferdinand ging mit Susanne einkaufen. Das Notwendige fand sich bei Kepa – Pardon: Karstadt, ehemals Kepa. Eines der beliebtesten Karstadt-Kaufhäuser in ganz Deutschland, so sagte man mal, bisschen eng, wahnsinnig viel auf kleinstem Raum. War schön. Plötzlich lag das Paradies in Giesing.

Susanne radelte dann in die Uni, da kann man am Samstag in wunderbarer Ruhe arbeiten. Ferdinand hatte es nicht allzu schwer, Klo und Türklinke in Ordnung zu bringen.

31 Situationen schaffen, nach denen man Sehnsucht hat

Bei einer Tasse Tee hatte Ferdinand gestern nachmittag ein gutes Gespräch mit Susannes Mutter: „Als es bei Susannes Großmutter ans Sterben ging, - also bei meiner Mutter, sagte sie: ‚Ich kann jetzt nicht sterben, ich habe noch Wäsche auf der Leine‘. Und dann hat sie tatsächlich noch die Wäsche abgenommen, und dann ist sie gestorben.“ „Verzeihung, aber - da muss ich lachen oder wenigstens lächeln,“ sagte Ferdinand. „Das müssen Sie,“ sagte die Mutter, „sie hat uns die ganze Trauer ausgeknipst. Das stimmt natürlich so einfach nicht.“ „Eine Frau von solchem Humor oder - also: Tatkraft zu verlieren, war sicher auch schlimm.“ „Sehr schlimm. Aber die Wäsche auf der Leine bleibt am Ende in der Erinnerung übrig. Sie haben noch beide Eltern? Was frage ich? Ich könnte ja Ihre Mutter sein.“ „Beide gesund und munter. Sie verbringen den Winter auf Gran Canaria. Wir haben da ein Haus. Deswegen spreche ich auch ganz gut Spanisch.“ Die Mutter sagte sehr freundlich: „Ferdinand, ich dringe jetzt nicht weiter in Sie. Bei Ihnen stimmt ja wohl einiges nicht so ganz.“ „So kann man das nennen,“ bekannte Ferdinand. Die Mutter sagte: „Da überlasse ich das Feld der Susanne, die wird uns das Notwendige mitteilen.“ Ferdinand fand es sehr schön, dass man das Unstimmige akzeptierte und darüber schweigen konnte.

Es klingelte. Die Mutter ging an die Sprechanlage: „Hallo?“ Susannes Stimme krächzte aus der Anlage: „Der Ferdinand soll runterkommen. Der ist doch da?“ „Ja.“ „Soll runterkommen. Ich brauche Hilfe.“ Ferdinand fragte etwas erschrocken zurück: „Ist was passiert?“ Susanne bellte bloß: „Komm runter!“ Ferdinand lief sehr schnell runter. Vor der Haustür eine ziemlich erschöpfte Susanne mit dem Fahrrad. Auf dem Gepäckträger ein riesiger Packer Bücher in einer Tasche, auf dem Rücken den großen Rucksack auch voll mit Büchern, da stakelten die festen Einbände überall hervor. Ferdinand wollte wissen: „Hast du das alles auf einmal rangebaggert?“ Aber sie konnte gar nicht antworten: „Nimm den Rucksack, die Tasche tragen wir zu zweit.“

So gingen sie die Treppe rauf. Ferdinand wollte wissen: „Warum schleppst du denn das alles nach Hause?“ „Deinetwegen. Du erfährst alles, aber nicht auf der Treppe.“

An der Wohnungstür stand die Mutter, auch etwas besorgt: „Was war denn, Susannenkind?“ Susanne erklärte: „Hört beide zu, ihr neugierigen Kleinkinder: Ich will den morgigen Sonntag zu Hause arbeiten. Und da brauche ich die Bücher. Und Ferdinand. Der soll den ganzen Tag in meinem Zimmer sein, wenn ich arbeite. Da arbeite ich besser. Deinetwegen, Ferdinand, die ganze Buchbaggerei.“ Ferdinand trug die Bücher zu Susannes Zimmer: „Und die brauchst du wirklich alle?“ „Nein,“ antwortete sie, „ich habe sicher drei zu viel mitgenommen, aber nichts ist schlimmer, als ein Buch, das nicht da ist. Die meisten hätte ich gar nicht aus dem Institut wegschleppen dürfen, aber am Wochenende kann man sowas mal machen. Darf natürlich nichts mit ihnen passieren. Und morgen Abend müssen sie zurück.“ Sie gingen in Susannes Zimmer. Die Mutter zog sich in die Wohnung zurück: „Ich seh euch zum Essen.“

Susanne packte die Bücher aus und ordnete sie zu Stapeln, für die sie immer neuen Platz suchen musste. „Ich meine,“ sagte Ferdinand, „wir hätten einander noch nicht Guten Abend gesagt.“ Augenblicklich hielt Susanne mit der Arbeit inne und wandte sich Ferdinand zu: „Entschuldige.“ Sie gab ihm einen zärtlichen Zifferblatt-Kuss, genauer: nicht einen, das sind ja immer neun. Sie entschuldigte sich: „Ich habe nicht überlegt, was es bedeutet, mit so einer Last den Rosenheimer Berg raufzuradeln. Ich dachte, ich werd nicht mehr. Fast den ganzen Berg musste ich schieben.“ „Wär vielleicht gut gewesen, Ferdinands Hilfe früher anzufordern.“ „Hinterher-Klugscheißer!“ Sie stapelte weiter Bücher.

Ferdinand brauchte einen kleinen Anlauf: „Ich weiß nicht, wann ich es dir sagen soll, aber ich muss es dir sagen.“ „Was?“ „Wenn ich dich frage ‚Ist was passiert?‘, dann antworte bitte nicht bissig: ‚Komm runter!‘ Wenn du sagst: ‚Ich brauche Hilfe!‘, dann kann das viel bedeuten.“ „Hattest du Angst um mich?“ „Ja.“ „Wunderbar.“ Sie umarmte ihn, und es gab einen kleinen

Nasszellenaustausch. „Diese Küsse mit den zwei Zungen im Mund,“ fand Ferdinand, „die wollen als Fortsetzung eigentlich immer das, was wir erst aus bestimmtem Anlass tun wollen.“ „Ungeduldig?“ wollte Susanne wissen. „Manchmal - ja...“ „Der Anlass kommt.“ „Ich vertraue auf den Gott der Liebe.“ Ferdinand stutzte: „Bei dir sage ich Sachen, von denen ich gar nicht wusste, dass ich sie sagen kann. Du erweiterst mein Sprachgehirn.“

Die zweite Nacht bürgerlich verlief sehr ereignislos, wobei man ja dieses denn doch etwas sonderbare Geliege mit Brustkorb in Höhe von Wade und Wade in Höhe von Brustkorb nicht unbedingt bürgerlich nennen sollte. Es war eine Manifestation des Vertrauens, eine Übung in gegenseitiger Gegenwart, alle Philosophie des Wartens aufrufend. Als er schon lag, fragte sie: „Willst du sehn, wie ich mein Haar löse?“ Er drehte sich um: „Ja, unbedingt.“ Sie machte eine kleine Performance daraus, nicht zickig-provokativ, sehr sympathisch, löste den Kamm, der es hielt, ein wenig verzögerter als sonst, schüttelte den Kopf, dass die Haarwellen fielen. Sie kommentierte: „Im Werbefernsehen wäre das Haareschütteln natürlich in Zeitlupe.“ „Hat was von einem Wasserfall,“ sagte Ferdinand, „ich krieg ja nochn Gute-Nacht-Kuss, da kitzelt mich das wieder so schön.“ Er bekam den Gute-Nacht-Kuss mit Kitzel-Beilage.

Sie wachte am Sonntag früher auf als er, flüsterte sehr behutsam: „Ferdinand.“ Er war gerade wach geworden und brummte: „Hm.“ „Das Sonntagsfrühstück ist in unserem Hause ein Ritual, ziemlich üppig, sehr spät. Es gibt am Sonntag kein Mittagessen, um die Damen des Hauses zu entlasten.“ „Kann ich verstehen.“ „Brunch, um es auf gut Deutsch zu sagen. Ich möchte jetzt vorher gern arbeiten und – wenn du noch liegen bleiben willst?“ „Nein, fang du an im Bad, ich komme dann auch, damit du arbeiten kannst.“ „Damit wir arbeiten können.“ „Zu viel der Ehre, Susanne, du arbeitest, ich lese Zeitung.“ Mit den Worten: „Wir arbeiten,“ schlüpfte sie aus dem Bett und ging ins Bad.

Eine kleine halbe Stunde später saß Susanne am Schreibtisch und wälzte Wälzer. Für Ferdinand hatten sie einen schönen alten Lehnstuhl aus

der Wohnung rübergeschafft. Da saß er und las die Süddeutsche vom Wochenende. Im Anblick der ersten Seite stöhnte er auf. „Was ist?“ fragte sie. Er zeigte ihr das Bild: „So sieht ein Vater aus, dem der Tod seinen Sohn zurückgegeben hat. Das Morden überall auf der Welt... Die Schwelle, die ich nie überschreiten könnte.“ Plötzlich ergänzte er: „Oder vielleicht doch? Leben in Tod verwandeln – so Viele können das... Ich stör dich nicht weiter.“

„Ferdinand?“ fing Susanne nach einer Weile an. Er grunzte: „Hm.“ „Ich kann nicht in Worte fassen, wie glücklich es mich macht, so – hier in diesem Zimmer mit uns beiden, - einfach so...“ Er erwiderte: „Ganz meinerseits – auch Glück...“ Es dauerte nicht lange, da fragte Ferdinand: „Susanne?“ Sie grunzte: „Hm.“ „Ich überlege, ob ich euch nicht was - zahlen muss für Übernachtung und Vollpension.“ Sie konterte scharf: „Willst du mich zur Nutte machen?“ Er verzog schmerzvoll das Gesicht: „Mensch, Susanne – du hast manchmal eine Art –“ „Ja, ich weiß: Ich kann schrecklich sein. Entschuldige. Dein Gedanke mit der Vollpension kam ja aus einer ganz anderen Ecke.“ „Ja. Hatte mit Nutte ganz bestimmt nichts zu tun.“ „Und war eigentlich rührend. Ist vor dir noch keiner drauf gekommen.“ „Ist auch deine eklige Antwort nie fällig geworden.“ „Obwohl sie beinah gestimmt hätte.“ Da erwachte denn doch – naja, nicht eigentlich Eifersucht, eher Neugier: „Nicht wirklich Nutte, oder? Waren es viele?“ Susanne neigte den Kopf hin und her: „Viele – ja, zu viele: nein.“ Sie gab zu bedenken: „Wir denken über dich und deine Zukunft nach. Das hier ist ein Übergang – leider, leider, leider... Zu bezahlen hast du nichts. Wir verrechnen es mit deinen handwerklichen Leistungen. Ruhe! Lass mich arbeiten!“

Recht unerwartet kam etwas später Ferdinands Äußerung: „Ja, ich geh dann eben mal runter.“ Susanne war dementsprechend irritiert: „Was willst du denn da unten eben mal machen? Ohne mich?“ „Mit meinen Eltern telefonieren.“ Wortlos reichte ihm Susanne ihr Telefönchen. Er meinte: „Das geht nach Spanien.“ „Das bist du mir wert!“ „Ich muss mit gekreuzten Fingern telefonieren.“ „Um so wichtiger, dass ich zuhöre.“ Ferdinand wählte und redete dann: „Ja, hallo, Paps! Ich bins, Ferdinand.“ Leise sagte er zu Susan-

ne: „Er holt die Mutter.“ Dann wieder lauter: „Guten Morgen, Mama, wie geht es euch? – Nein, wird langsam kühl in Deutschland.“ Deutlich, damit es Susanne sehen konnte, entkreuzte er die Finger und sagte: „Ich bin bei Susanne, ja. – Gut so weit, keine Probleme. – Naja, strampelt schon manchmal. – Ja, das ist wirklich süß. – Nee, komisch, so ein Bankschalter hat für mich nie was Langweiliges. – Naja, ob ich mich nun gleich freue auf den Montag – aber Arbeit ist mir kein Gräuel. – So ist es. – Ja, ich wünsche eine weitere gute Woche. – Ja, danke, bis zum nächsten Sonntag. Tschüs.“ Ferdinand gab das Telefönchen zurück: „Danke.“

Dauerte gar nicht lange, da sagte Susanne: „Susanne I erwartet ein Kind von dir?“ „Ob das von mir ist oder von Heinz, – das weiß sie selber nicht.“ „Aber die meisten Frauen wissen da was.“ „Weiß nicht, ob sie zu den meisten Frauen gehört. Sie will Heinz heiraten, und das ist gut so, um mit meinem Regierenden Bürgermeister zu sprechen.“ „Schon eine Sache, dass Susanne ein Kind von dir erwartet.“ „Vielleicht.“ „Mein armer Ferdinand.“ „Dein Ferdinand ist der reichste Mann der Welt, kein Öl-Araber kann mir das Wasser reichen. Arbeite!“ „Jajajajaja!“ Susanne stürzte sich über die Bücher.

Dann kam die Mutter und lud zum Frühstück. Sie übersah die Situation in Susannes Zimmer und meinte: „Gemütlich habt ihrs hier.“ Liliane und Kim kamen auch, Liliane musste es der Schwester brühwarm erzählen: „Wir hatten eine Organisation.“ Das verstand die Mutter natürlich nicht: „Was soll denn das nun wieder heißen? Habt ihr euch organisiert, damit ihr nicht wieder so wahnsinnig spät zum Frühstück kommt.“ Die vier jungen Leute prusteten los. Die Mutter kuckte einigermaßen erstaunt.

Der Vater kam als Letzter zum Frühstück und verkündete fröhlich: „Vernissage gehört zu den Wörtern, die Geschichten erzählen: Vernis ist Firnis auf Französisch. Das Letzte, was der Maler mit seinen neuen Bildern tut, bevor er sie in eine Galerie zum Ausstellen bringt, ist, sie mit Firnis überziehen, damit die Farben gut erhalten bleiben. Vernissage ist also sowas wie Firnissierung. Wenn da mal viele neue Ölbilder hängen, gibt’s ja den schö-

nen Firnis-Duft. Das Wort für ein Konservierungsmittel entwickelt sich zum Wort für die Eröffnung einer Bilderausstellung. Gefällt mir – das Nichtlineare, das Unerwartete...“

Am Nachmittag arbeitete Susanne nochmal drei Stunden. „Hau dich hin,“ schlug sie ihm vor, „wenn du schlafen willst.“ „Nö.“ „Langweilst dich nicht?“ „Mit dir? Was muss passieren, dass ich mich mit dir langweile?“ „Wir werden alt.“ „Übersteigt mein Vorstellungsvermögen. Wir sind jung.“ Susanne erklärte: „Hör zu. Ich brauche für diesen Abschluss meiner Schriftlichen noch ungefähr fünf Tage, eine kleine Woche. Danach mache ich mich gründlich kundig, was wir mit dir anstellen, mein kleiner Verbrecher. Hast du nicht so gerne.“ „Was?“ „Dass ich sowas sage wie: mein kleiner Verbrecher.“ Ferdinand opponierte sanft: „Naja, kennst mich schon ganz gut.“ „Ich wälze wieder Bücher, andere Bücher, und wir machen einen Plan, wie wir dich ohne großen Schaden aus dem Schlamassel ziehen.“ „Und ich höre dich dann wieder ab!“ Sie freute sich: „Au ja! Allerdings –“ Sie hielt inne und schien plötzlich in einiger Not. „Was ist?“ fragte Ferdinand. Susanne erklärte: „Das geht nicht ohne Trennungen ab. Wahrscheinlich musst du nach Berlin. Wohnst du dann bei Susanne I?“ „Nein, die will doch den Heinz heiraten. Ich hab meine eigene kleine Wohnung, war ich allerdings sehr lange nicht mehr.“ „Ich komme mit. Jetzt muss ich arbeiten.“ „Ich werde dich nicht hindern.“

Nach langer Stille sagte Susanne: „Putzt du mir mal die Nase?“ Sie hatte vier Bücher ineinandergeschoben und brauchte beide Arme, um sie zu halten, noch dazu beide Zeigefinger auf wichtigen Stellen. Ferdinand kennt da kein Zögern, holte ein Papiertaschentuch raus und ließ sie schnäuzen, sagte „Noch mal.“ Sie schnäuzte nochmal. Er säuberte das Umfeld und setzte sich wieder zu seiner Zeitung. „Danke,“ sagte sie, „ich freue mich und bin dir dankbar, dass du dich nicht vor meiner Rotze ekelst.“ „Kein Thema,“ sagte er nur. Sie erzählte noch: „Mein Letzter ging auf größte Distanz, als ich mal kotzen musste. War der Anfang vom Ende, ging dann rasend schnell.“ „Ich wünsche uns, dass wir nie ein Ende finden vom Anfang.“ „Kuss im Geis-

tel“ rief sie. „Nee,“ sagte er, „dazu komm ich rüber.“ Und so geschah es.

Kurz nach fünf klappte sie alle Bücher zu: „Ich kann nicht mehr. Wir müssen jetzt alle Bücher in die Uni zurückbringen.“ „Oije,“ sagte Ferdinand, „aber nicht du allein auf dem Fahrrad.“ „Geht ja den Rosenheimer Berg runter, nicht rauf. Das schaff ich schon.“ Aber er opponierte deutlich: „Kommt nicht in Frage. Du nimmst die Tasche auf den Gepäckträger, ich nehme den Rucksack auf den Buckel. Wie komme ich zur Veterinärstraße?“ „Ich muss dir was gestehen:“ sagte Susanne mit Schmunzeln, „ich hatte sehr gehofft, dass du so einen Vorschlag machst.“ Er nickt mit dem Kopf: „Manchmal spuren wir ganz schön zusammen.“ „Manchmal? Immer, immer, immer!“

Sie packten die Bücher ein und gingen los. Auf dem Flur hockte Liliane im Trainingsoutfit. „Schmetterling,“ sagte Susanne verwundert, „was hockst du denn da wie ein Klümpchen Elend. Irgendwas nicht in Ordnung?“ Aber Liliane antwortete: „Alles in Ordnung. Aber es ist so viel! Da habe ich mich mal gerade durchs Tor der Liebe geschlichen – schon muss ich einen Tod tanzen.“ „Freu dich über die Fülle!“ „Mach ich ja. Ist alles gut. Stell dir mal vor: einen Tod tanzen. Wer kann das schon?...“

32 Amarena-Eisbecher – was ist da langweilig?

Durch die Werinherstraße zur U-Bahn Silberhornstraße. „Mensch, wenn du keine Eins kriegst mit den schweren Büchern.“ Susanne wies ihn an: „Hier unten Richtung Hauptbahnhof, in der Mitte einsteigen, bis Sendlingertorplatz, Rolltreppe rauf, oben links Richtung Marienplatz, vorne einsteigen, bis Universität, aussteigen, zu Susanne gehen.“ Sie gab ihm noch eine Streifenkarte. Klappte alles sehr gut. Diesen Mordstrummucksack von der U-Bahn transportieren lassen – auch von der Rolltreppe. Für mich hat sie all die Bücher nach Hause geschleppt, den Rosenheimer Berg rauf. Und es war ein wunderbarer Sonntag – wäre ohne die Bücher gar nicht so wunderbar geworden. Als ihn die Rolltreppe in das alte Universitätsgebäude entließ, stand sie schon mit dem Rad oben. Sie begrüßten einander mit Küssen und Umarmung, als seien sie drei Wochen getrennt gewesen.

Sie brachten die Bücher in die Veterinärstraße 1 und verstauten sie an Susannes Arbeitsplatz. Sie schlug vor: „Jetzt gehn wir noch ein Eis essen, vielleicht das letzte des Jahres.“ Sie gingen die Leopoldstraße rauf Richtung Schwabing. Sie fragte: „Was nimmst denn du für eine Sorte?“ „Amarena.“ „Bist ja doch langweilig.“ „Was hat Amarena mit langweilig zu tun?“ „Weil ich auch Amarena will.“ „Nehme ich Zitrone-Orange. Oder ich kuck mal auf die Karte.“ „Nanaa, Zitrone-Orange ist gut, mischt sich gut im Magen mit Amarena. Wir essen doch beim anderen mit?“ „Was denn sonst?“ „Manchmal bin ich richtig gespannt, wie das bei uns mal zu einem großen Krach kommt.“ „Muss nicht oder?“ „Weiß ich nicht. Muss vielleicht doch... Aber die Vorstellung, dass ich dich bei so einem Krach verliere, ist so entsetzlich – ich kanns dir gar nicht sagen. Furcht-bar!... Ich verwöhne dich mit Liebeserklärungen, die dich am Ende belasten.“ „Nicht die Spur.“ Sie erreichten die Eisdiele.

Susanne trat an einen Tisch, ein Mann saß mit dem Rücken zu ihr, neben sich eine Zuckerpuppe in ziemlich ordinärer Aufdonnerung. „Ist hier noch frei?“ wollte Susanne wissen. Der Mann sprang auf: „Susanne!“ „Karl!“

rief sie. Er umarmte sie recht ungeniert, das Küssen klappte aber nicht, weil sie es nicht zuließ. „Bist die Einzige, die mich Karl nennen darf!“ Susanne stellte vor: „Darf ich vorstellen: Das war mein Freund Carlos. Der Drückeberger, als ich kotzen musste, – Ferdinand Brennicke.“ „Warum bistn so förmlich? Setzt euch. Das ist meine Neueste, heißt Flippa. Wie sie wirklich heißt, weiß ich gar nicht.“ Susanne bestellte bei der Bedienung, die an den Tisch getreten war: „Einen Amarenabecher.“ Ferdinand fragte: „Gibts irgendwas mit Zitrone und Orange?“ „Zitrusbecher.“ „Sehr gut, mit Sahne bitte.“ „Ist sowieso dabei.“

Karl war aufgeräumt: „Susanne, wie geht’s deinem Magen?“ Sie war etwas irritiert: „Wieso meinem Magen? Gut.“ „Vor drei Wochen – war übrigens genau vor drei Wochen -, Sonntag abend, haben wir Muscheln gegessen, da gings dir gar nicht gut.“ Vor Susannes innerem Auge rollte der Film mit dem wunderbaren Ferdinand ab: „Das ist doch so lange her.“ Karl war gesprächiger denn je; heute wusste er, dass er eine wie Susanne nie hätte sausen lassen dürfen: „War ne schöne Zeit mit dir.“ Susanne fand das gar nicht und sagte es: „Karl, ich will ehrlich sein –“ Karl grinste: „Warst du immer.“ „Ich hab die Zeit mit dir in keiner guten Erinnerung.“ Das Zuckerpüppchen meldete sich zu Wort: „Ich will gehen.“ „Ja, gleich,“ dämpfte Karl ab. Aber sie insitierte: „Nein jetzt. Die da macht dich mies!“ Karl wurde es peinlich mit diesen beiden Frauen: „Also hör mal, Flippa –“ Sie stand auf: „Ich höre. Wenn du mir was zu sagen hast, steig mir nach.“ Sie stöckelte davon. Karl zahlte bei der Bedienung, die die Becher für Ferdinand und Susanne brachte. Susanne lachte: „Lass sie laufen, Karl. Du findest doch im Handumdrehn zehn andere.“ „So leicht werde ich die nicht los. Tschüs! War schön, dich zu sehn.“ Er stakste seiner Flippa nach.

„Passt nicht zu mir,“ sagte Susanne. „Was?“ „Mit dem gegenwärtigen Liebhaber den verflossenen zu treffen.“ „Vor allem, wo du gar keinen gegenwärtigen Liebhaber hast.“ „Das Treffen mit Karl ist jedenfalls kein Anlass, mich mit dir auf was Ernsteres einzulassen.“ „Er sah verdammt gut aus.“ „Genau darauf bin ich ja bar jeder Vernunft reingefallen. Sprechen wir von

was anderem. Oder schweigen wir wenigstens.“ Susannes Löffel fand den Weg in seinen Eisbecher: „Hm, gut. Zitrus soll leben.“ Sie langte nochmal zu. Er kreuzte den Löffel in ihr Amarena: „Auch sehr gut, die süße Bitterkeit...“ Susanne sinnierte: „Wie kommen wir nach Hause? Die Vorstellung, dich an der Giselastraße in die Unterwelt abzuliefern und am Giesinger Stachus in Empfang zu nehmen, ist gräuslichst.“ „Willst du mit der Bahn fahren, ich nehme dein Rad.“ „Mindestens so gräuslichst.“ „Ich weiß was Gutes: Alles zu Fuß, Füße in den Pedalen oder auf dem Pflaster. Ich fahre dich auf dem Gepäckträger. Rosenheimer Berg machen wir beide zu Fuß.“ „Klingt kuschelig.“

Ferdinand fuhr sie durch den Englischen Garten. Naja, sie hatte dieselben Probleme des Festhaltens wie Ferdinand neulich. Es ging nicht anders: beide Arme um seine Hüfte, die Hände in seinem Schoß gekreuzt. Das war aber nahe dran. Alle ernsthaften Linksabbiegungen und Kreuzungen wurden zu Fuß erledigt, auch der Rosenheimer Berg. Ferdinand erinnerte: „Und das hier hast du mit den zwei Bücherhaufen allein gemacht?“ „Ja, aber ich hab auch geschoben. Manchmal ging das Vorderrad von dem Gewicht da hinten hoch.“ „Respekt“ zollte Ferdinand. Aber sie machte klar: „Ich hatte ja einen Sehnsuchtspunkt.“ „Kuss,“ forderte Ferdinand. Ausführung. Susanne war sehr heiter: „Ich freu mich so, dass mein Irrsinnspan mit den Büchern so hingehauen hat. Diese wunderbaren Sonntagsstunden heute mit dir. Und ich bin ordentlich vorangekommen.“ „Wäre mir sehr fatal, wenn deine Arbeit unter mir litte.“

Im Treppenhaus fing er an: „Übermorgen sind wir eingeladen.“ Susanne war denn doch sehr erstaunt: „Was?“ „Ja, zum Abendessen.“ „Bei wem?“ „Überraschung.“ „Hast du doch Freunde in München?“ „Nein, kann man so nicht sagen. Ich habe einer Frau, nein: einem Ehepaar geholfen, die Ehe zu kitten. Das fing im Flaucher an, dann holte ich eine Damenbluse aus der Reinigung und brachte sie ihr. So fand sie ihren verschollenen Mann wieder. Neulich sitzt sie mir in der Straßenbahn gegenüber. Hat sie mich eingeladen. Habe ich gefragt, ob ich meine Freundin mitbringen dürfte. Da hat sie gesagt: Bringen Sie so viele Freundinnen mit, wie Sie wollen.“ „Hast du gesagt:

Ich hab bloß eine.“ „Genau so war es. Übermorgen.“ Sie bettelte: „Sag doch mal, bei wem?“ „Für dich ist das doch nur irgendein Name.“ Sie gabs auf: „Also gut, lass ich mich überraschen.“

Die dritte Nacht bürgerlich begann mit dem Haare-Öffnen-Ritual. Und endete etwas anders, als die anderen. Susanne war wieder früher wach und stand behutsam auf. Ferdinand lag wie eine Padde auf dem Bauch, den rechten Arm neben sich mit einer rund geöffneten Hand. ‚Da gehört ein Baseball rein,‘ dachte Susanne, ‚oder eine Pampelmuse.‘ Zwei Etagen tiefer dachte sie: ‚Da gehört meine linke Brust rein.‘ Sie ging ins Bad.

Als sie angezogen wiederkam, war Ferdinand wach und saß aufrecht im Bett und meinte: „Ich könnte einen Roman über mich schreiben.“ „Wer käme darin vor?“ wollte Susanne wissen. Und Ferdinand entwickelt: „Die schönste Frau der Welt, bei der liege ich im Bett.“ Und Susanne ergänzt lachend: „Und die Mutter denkt, die pennen miteinander und brauchen deswegen ein gutes Frühstück. Und sie weiß gar nicht, dass wir unsere Weltgeschichte noch gar nicht angefangen haben.“ Ferdinand forderte zwischen Bangen und Unverschämtheit: „Zeig mir doch schon mal deinen Bauchnabel.“ Sie schaute irritiert und trat zwei Schritte zurück. Ferdinand sagte rasch: „Nicht, wenns dir unangenehm ist.“ Sie sagte: „Schau her.“ Sie hob den Pulli, zeigte kurz den Nabel und zog den Pulli schnell wieder runter: „Wird aus gegebenem Anlass zu längerer Besichtigung freigegeben. Ich geh schon mal frühstücken.“

Zehn Minuten später saß auch Ferdinand beim Frühstück. Die Mutter klagte: „Mir ist schon wieder ein Liter Milch sauer geworden. Einen Tag vor dem Verfallsdatum. Ich muss mal zur Kepa gehen und fragen, was da los ist.“ „War sie denn im Eisschrank?“ wollte Ferdinand wissen. „Ja, natürlich.“ „Den kucke ich mir nachher mal an.“ „Der ist in Ordnung, Licht brennt, und er surrt.“ Der Vater schaltete sich ein: „Ich könnte mir vorstellen, dass unser Ferdinand da noch andere Kriterien untersuchen würde.“

In der Tat streckte Ferdinand erstmal nur die Hand in den Eisschrank

und sagte: „Der kühlt ja gar nicht.“ „Was!“ sagte die Mutter, „aber er surrt doch.“ „Aber er kühlt nicht, ist eher warm hier drin.“ Dann kam die bange Frage der Mutter: „Können Sie da was machen?“ Ferdinand war sehr skeptisch: „Ich fürchte, dass da der Hausmeister in mir überfordert ist.“ Die Mutter jammerte: „Bin ich froh, dass ich noch nicht zur Kepa gegangen bin. Die hätten mich ja ausgelacht.“ Aber der Vater überlegte: „Vielleicht hätten sie auch die gesamte Karstadt Aktiengesellschaft in Unruhe versetzt. In der Giesinger Filiale wurde sauer gewordene, falsch datierte Milch verkauft, Molke-rei-Revolution. Und dann hingehen und sagen: ‚Tut mir leid, lag an meinem Eisschrank.‘ Revolution bricht zusammen wie ein Freiballon nach der Landung.“ Ferdinand wollte wissen: „Haben Sie denn einen Kundendienst?“ „Ja, von der teuren Art, aber billige gibts ja gar nicht mehr. Wo die sich An- und Abreise bezahlen lassen.“ Der Vater meinte: „Früher war saure Milch was Köstliches. Heutzutage schmeckt sie gräuslich. Möchte ich gar nicht drüber nachdenken.“

Susanne meldete sich: „Ich finde eure Eisschrank-Milch-Performance so spannend, aber ich muss leider gehn. Ferdinand, ich bin am frühen Nachmittag wieder zu Hause. Muss ich noch was sagen?“ „Nein. Ich sage dir, dass ich am frühen Nachmittag zu Hause auf dich warte.“ „So liebe ich es. Wenn ich alle meine Bücher noch drüben hätte...“ Zärtliche Verabschiedung.

Liliane kam aus ihrem Zimmer, schnappte sich Ferdinands Arm und zog ihn zu sich: „Kim kann heute früh nicht. Hilfst du mir bitte?“ „Was muss ich tun?“ Sie stellte sich auf ihr Stück Parkett: „Ganz einfach: Den rechten Arm anwinkeln und im Kreis um mich rumgehen.“ Ferdinand gehorchte, ging aber viel zu schnell und eierte beim Kreisgehen. „Langsam doch,“ mahnte Liliane, „und den Kreis in gleichmäßigem Abstand zu mir!“ „Ich bin Banker, dass das klar ist. Du machst mich zum Clown.“ Liliane opponierte sehr bezaubernd: „Doch nicht zum Clown. Ich mache dich zum schönsten Mann, den es derzeit in Giesing gibt!“ Kurz darauf sagte sie: „Besser so. Auch ein Banker kann ein Gefühl für eine kleine Tänzerin in Giesing in sich haben...“

Komisch, - das hatte es noch nie gegeben: Professor Kammhuber lud Susanne zu sich nach Hause ein, zum Essen mit seiner Frau. Da käme ein junger Mann, so ein komischer Heiliger mit seiner Freundin, vielleicht ein Fall fürs Kriminologische: „Ich habe ihn gar nicht genau in Erinnerung, aber meine Frau...“ „Wann denn, Herr Professor?“ „Dienstag abend, also morgen, halb acht.“ „Oh, das tut mir ja nun schrecklich Leid. Da bin ich schon wo eingeladen.“ „Naja, macht nichts. War nur so eine Idee unter Kriminalern.“ „Ich wäre gern dabeigewesen.“

33 Erwarte nie dich selbst im anderen

Beide lagen gestern abend im Bett, lesend, ihr Haar war offen, Kitzelkuss absolviert. Es gehörte zu Susannes Ambiente, dass da viele gemütliche Lampen und Lämpchen rumgammelten. Ferdinand hatte sich eine so installiert, dass er gutes Leselicht hatte. Er las ‚Es muss im Leben mehr als alles geben‘. Sie las ‚Gleißendes Glück‘ von A.L. Kennedy. Es gehört sich so bei Liebenden, dass sie zur gleichen Zeit die Bücher ganz vorsichtig senken, um den anderen zu sehen. Und so trafen Augen in Augen. „Deine Augen lächeln,“ sagte Ferdinand, „wenn du das Buch hochhebst, könnte dein Mund das bestätigen.“ Sie hob das Buch, verdeckte die Augen, er sah den Mund und sagte: „Du bist sehr schön.“ „Danke.“ „Wenn ich zu dir sage: Du bist sehr schön, ist das kein Allerwelts-Kompliment, und du musst nicht Danke sagen. Dein Lächeln genügt.“ Sie verdeckte das Gesicht wieder: „Weiterlesen.“ „Ja... Wer ist A.L. auf deinem Buch?“ „Ich weiß nicht, wie sie mit Vornamen heißt.“ „Jedenfalls eine Frau.“ „Ja.“ „Der Titel klingt nach Kitsch.“ „Ist ein Männerhassbuch. Nein, stimmt nicht. Ist ein Liebesbuch mit schrecklichen Stellen über Männer-Monster. Aber die Liebe bleibt am Ende siegreich.“

Nach einer Weile legte sie das Buch zur Seite, behielt es aber in der Hand, Finger zwischen den Seiten: „Du besetzt ganz schön Territorium meiner Person. Wenn mein Professor mich zum Abendessen einlädt, sage ich Nein, weil du mit mir zu irgendeiner Ehe gehen willst, die du gekittet hast. So eine Einladung zum Professor ist sehr wichtig für die Prüfung.“ „Jetzt hast du mich wieder in eine Sackgasse gedrängt. Was soll ich da sagen?“ „Es kommt der Studienabschlussgefährdungsparagraph zur Anwendung.“ Ferdinand wurde grundsätzlich: „Susanne, dass das klar ist: Es ist Liebe im Spiel, ja. Und es ist mehr als Spiel, ja. Und die Liebe möge am Ende siegreich sein, ja. Ansonsten: Ich habe nicht die geringsten Rechte auf dich. Ich bin ein Flüchtling mit sehr fragwürdiger Kriminalität. Und wenn ich wirklich deine Studienabschlussgefährdung bin, - das macht mich - ja: schrecklich

traurig. Gibts nur die Alternative, dass ich wieder in den Flaucher ziehe.“ Susanne kniff die Augen zusammen: „Ende Oktober?“ „Ich schmeiß mich in die Isar.“ „Die ist zu flach. Da wär dein Selbstmord in der Sahara entschieden effektiver.“

Er verstummte kurz, dann sagte er: „Ich geh ins Hotel.“ „Überleg dir wahnsinnig genau, was du jetzt redest. Du weißt nicht, von wo du weggehst, wenn du jetzt ins Hotel gehst.“ „Weiß ich sehr genau. Ich weiß, dass andere dich Weib drei Monate besuchen und kommen nicht aus den Socken. Und ich geh hier nur zweimal rein, und liege schon in deinem Bett.“ Susanne bekannte: „Naja, ich hab die Herren nie lange zappeln lassen. Oft wars widerlich, sehr oft.“ Ein Schmerz stand ihr im Gesicht bei geschlossenen Augen. Dann redete sie weiter: „Was ich mit dir mache, ist ganz neu. Ob es deshalb gut ist...“ War ganz schön Kühle in dem Satz, so dass Ferdinand sagte: „Ich fahr nach Berlin.“ „Zu Susanne I, die dein Kind von Heinz erwartet? Ich warne dich: Wer nach Berlin fährt, fährt von mir weg. Geht alles nicht.“ Sie hielt sich das Buch wieder vors Gesicht: „Morgen abend gehen wir zu dem Pärchen, dessen Ehe du gekittet hast.“ „Dass du dir keine falschen Vorstellungen machst: Das Pärchen bewegt sich im Umfeld seiner Silbernen Hochzeit.“ „Ich freu mich drauf.“

Nach einer Weile löschte Susanne ihr Licht und fragte noch: „Hatten wir Streit?“ Ferdinand wiegelte ab: „Einen winzigen. Ganz schnell vergessen.“ Susanne drehte sich in Schlafposition: „Ganz tief verankern. Gute Nacht, Ferdinand, mein Schatz. Man nennt den Liebsten Schatz, weil er ein Reichtum ist.“ „Gute Nacht – mein – Schatz...“ Auch Ferdinand machte das Licht aus. Vor dem Einschlafen dachte er darüber nach, warum Susanne den kleinen Streit ganz tief verankern wollte...?

Am nächsten Morgen lag er wieder als Padde in ihrem Bett, auf dem Bauch, die rechte Hand nach oben geöffnet. Sehr spontan, sehr schnell hob sie ihr Hemd und legte ihre linke Brust in seine Hand, ungemein gut passender Büstenhalter, ungefähr so Cup 75B oder gar C. Eine Sekunde lang, ganz wenig Druck und Gewicht. Gleich wieder aufrecht, horchend, ob er wei-

terschlief? Ja. Ins Bad. Und dort die Frage: Warum machst du denn das, wenn ers nicht merkt? Nicht mehr zu korrigieren.

Frühestens morgen. Als sie wieder reinkam, schlief er noch. Was ist das eigentlich: Zukunft? Ich kann mir keine Niederlage mehr leisten. Aber aufhören, bevor was anfängt? Ich bin sehr heikel geworden. Zu heikel? Er drehte den Kopf und schlug die Augen auf.

Sie fragte: „Heute schon wieder Bauchnabelschau?“ „Was heißt: Schon wieder? Ich habe deinen Bauchnabel 24 Stunden entbehrt.“ Sie gab ihn also preis. Ferdinand grunzte: „Zwei Sekunden länger als gestern.“ Susanne war eher bissig als überzeugt: „Schrittchen für Schrittchen.“ „Scheiß-Tabu,“ entfuhr es ihm. Sie wurde ungehalten: „Willst du ändern? Willst du mich jetzt hier sofort bespringen? Soll ich mit meinem Arsch vor deiner Nase rumwackeln?“ Ferdinand wandte den Kopf ab: „Manchmal muss ich noch schlucken, wenn du so - wie eine Puffmutter redest.“ Sie ärgerte sich: „Du ekelhafter Moralinprediger! Könntest ja auch mal lachen, wenn mir sowas rausrutscht.“ „Haha,“ machte Ferdinand, „ein Tabu kann auch eine Falle sein.“ Sie spekulierte noch mehr: „Und es kann eine Blase sein, die sich immer mehr mit Gift füllt. Und wir gucken zu und warten, bis sie platzt.“ „Keiner weiß, was drin ist, reine Spekulation, kann auch Nektar und Amadeus sein.“ „Ambrosius – Quatsch: Ambrosia, Speise der Götter.“ „Du mein geliebter Bildungsprotz!“ „Mach dich fertig. Ich will, dass du mir beim Frühstück die Butter reichst.“ Sie räumte ihr Zeug in die Tasche, Ferdinand verschwand ins Bad.

Die Eltern saßen schon beim Frühstück. Die Mutter fragte: „Wie findest du Ferdinand?“ Er gefiel dem Vater: „Ich bin sehr froh, dass wir nicht spießig streng geworden sind und Susanne verboten haben, ihre Liebhaber zum Frühstück anzuschleppen. Vorher wars ja manchmal etwas nervtötend. Wie hieß dieser letzte Graus?“ „Carlos.“ „Und ziemlich sicher hieß er Karl. Bei Ferdinand könnte ich mir Dauer vorstellen. Aber das ist nicht unser Bier. Das muss Susanne entscheiden.“

Susanne kam rein: „Was muss ich entscheiden? Guten Morgen, Elternpaar.“ „Guten Morgen, Tochterkind.“ Der Vater erklärte: „Wir können deinen Ferdinand gut leiden.“ Susanne bekannte: „Ich auch. Ich liebe ihn.“ „Der weitaus Sympathischste, den du je in dein Bett geangelt hast.“ Susanne gestand: „Wir liegen da nicht miteinander, sondern nebeneinander.“ Sie zeigte mit den Fingern: „Kopf da – Kopf da – Beine da – Beine da.“ „Wieso das denn?“ fragte die Mutter. „Und das hältst du aus?“ fragte der Vater. „Man grade so,“ sagte Susanne. „Worauf wartet ihr?“ fragte die Mutter.

Sie merkte Susannen an, dass ihr diese Sätze nicht leichtfielen: „Ich habe ja – das wisst ihr ganz genau – eine ziemliche Männerprobierstube da drüben gehabt. Und jetzt habe ich so Angst, dass das so weitergeht. Das soll nicht so weitergehen. Ferdinand und ich haben ganz schön lange nicht mal richtig geküsst.“ „Aber das tut ihr inzwischen,“ wollte der Vater wissen. „Ja, wir hatten uns vorgenommen, es erst zu tun, wenn ein Anlass da ist...“ „Und der kam?“ fragte die Mutter. Da war schon Verklärung in Susannes Blick: „Ja, als ich ihn morgens um sechs im Flaucher geweckt habe. Das war so schön, dass ich jetzt noch heulen muss. Nein, gar nicht romantisch, - es war einfach Erlösung von wahnsinnigen Spannungen. Und nun warten wir auf den festlichen Anlass, um die Geschlechtssuppe zu löffeln.“ Die Mutter mahnte heiter an: „Das Wort Hochzeitssuppe hätte es auch getan. Heiratet,“ schlug sie vor. Susanne hatte ihre Not damit: „Da kann ich jetzt nicht Nein sagen, aber –“ „Einen festlicheren Anlass kann es eigentlich nicht geben.“ „Ja, aber - das ist zu früh und zu festlich. Und der ganze Schlamassel mit Ferdinand...“

Aufs Stichwort kam er rein: „Guten Morgen!“ Die Eltern begrüßten ihn. Ferdinand stellte fest: „Susannenvater, Sie sind immer so wunderbar korrekt gekleidet. Diese gelbe Krawatte zum blauen Hemd...“ „Es freut mich, dass es dir auffällt. Je älter ich werde, desto lieber ziehe ich mich schön an. Wie beachtlich das Gerippe auch scheppert, das da drin steckt, - braucht keiner zu wissen.“ „Wort Gerippe habe ich nicht gehört,“ meuterte die Mutter sanft.

Der Vater musste das wohl loswerden: „Ihr Vorgänger – Susanne, darf

ich das sagen? – hat uns armen alten Eltern überhaupt nicht gefallen. Und um ihn hat sie so geweint.“ „Das weiß ich,“ sagte Ferdinand, „eines der ersten Bilder, das ich von ihr in der Erinnerung habe: Heulende Susanne an der Ampel Von-der-Tann- Ecke Ludwig-Straße.“ „Und du hast gesungen,“ sagte sie. „Und dir schwamm ein Lächeln über die Tränen...“ sagte Ferdinand. Susanne bat: „Sing nochmal.“ Ferdinand genierte sich: „Also,... Marlene konnte das besser.“ „Bitte sing.“ Die Mutter sprang der Tochter bei: „Bitte singen Sie, Ferdinand.“ Er grummelte voller Liebe über Brötchenkrümel: „Warum denn weinen, wenn man auseinandergeht, wenn an der nächsten Ecke schon ein anderer steht...“ „Und an der Ecke standen Sie,“ freute sich der Vater. „Ja,“ sagte Ferdinand, „war die Ecke vom Ministerium für Landwirtschaft und Forsten.“ „Wenn du mir die Butter geben würdest,“ sagte Susanne lächelnd. Er tat es. „War auch so eine blöde Sache,“ sagte die Mutter, „nein: Carlos war ein Stiesel. Er glubschte die kleine Liliane an, dass ich schon fürchtete, er habe mit ihr geschlafen, und hörte gar nicht, dass Susanne ihn um die Butter bat.“

Sehr unerwartet spontan rief Susanne: „Ach, ich liebe die Welt so sehr!“ „Aber das Böse in dieser Welt, Susanne!“ sagte der Vater. Und sie antwortete nachdenklich: „Wegen dem Bösen brauchts doch so viel Liebe. Ich weiß gar nicht, ob ich sie ohne das Böse so sehr lieben würde...“ Der Vater kommentierte: „Den Satz merke ich mir. Wenn ich ihn zitiere, sage ich aber immer: Copyright Susanne.“ Und sie erwähnte irritiert: „Wenn man keine Prüfungstermine hat, dann fängt man an zu faulzen...“ „Bravo!“ rief der Vater. Susanne konterte: „Aber es ist zu früh. Ich habe noch wahnsinnig viel zu tun.“ Ferdinand mahnte sehr freundlich: „Susanne, bitte tu! Bei aller aller aller Liebe: Es ist mir eine schreckliche Vorstellung, wenn du meinetwegen ins Schleudern kommst.“ Susanne stand auf: „Ich gehe tun. Wird wunderbar, unter diesem Strahlehimmel ins Institut zu radeln. Heute abend sind wir eingeladen. Ich komme so bald als möglich wieder. Wo ist das eigentlich?“ Ferdinand gab Auskunft: „Irgendwo am Rand von Schwabing-West.“ Der Vater lachte: „Schwabing-West kann nur ein Preuße sagen.“ Fer-

dinand erklärte: „Steht so auf meinem Stadtplan.“ „Dann ist der aus Preußen.“ „Nein, vom Fremdenverkehrsamt München. Farinellistraße, geht von der Hiltenspergerstraße ab. Wie kommen wir da hin?“ Susanne wusste das: „U-Bahn Hohenzollernplatz.“ „Wollt ihr mit dem Wagen fahren?“ fragte die Mutter. „Nein,“ sagte Susanne, „das Parken wird jeden Tag schwieriger. Und die U-Bahn ist schneller. Tschüs ihr alle!“ Zwecks Kusses ging Ferdinand bis an die Wohnungstür mit. Als die Tür zu war, dachte er: ‚Farinellistraße – Hiltenspergerstraße – U-Bahn Hohenzollernplatz. Sie hat mir die Stadt belebt.‘

Als er wieder reinkam, fragte der Vater: „Bist du empfindlich, wenn wir über die Verflommenen von Susanne sprechen?“ Aber Ferdinand wies das von sich: „Überhaupt nicht. Was zählt, ist doch nur, dass ich jetzt dran bin. Ein wenig aufmerksam sollte ich sein, dass ich nicht eines Tages ins Heer der Susannen-Verflommenen abkommandiert werde.“ „Nimm sie ernst,“ sagte die Mutter, „und halt sie fest, nicht zu fest, lange Leine, aber sicher.“

Susanne saß kaum an ihrem Platz vor dem Fenster, da kam Franziska: „Ich hoffe, du hast keine Probleme.“ Susanne meinte: „Also – jedenfalls keine schlimmen. Aber du siehst ein bisschen problematisch aus.“ Und aus Franziska brach es hervor: „Mein Kerl macht uns das Leben so schwer. Er versteht nicht, was ich sage. Bei den einfachsten Dingen redet er einen solchen Stuss zusammen.“ „Und du?“ wollte Susanne wissen. „Naja, ob ich immer klug schwätze, weiß ich nicht – aber er ist stur und – nein, er begreift mich nicht, das ist es.“ Susanne gab Rat: „Ich weiß nicht genau, ob es bei dir daran liegt, aber – wenn wir versuchen, die Männer zu Weibern zu machen, das geht immer schief. Sie haben einen so völlig anderen Hirnkasten, ganz bestimmt keinen schlechteren. Aber mit dem Schwanz da draußen denken sie völlig anders als wir mit unserer Gebärmutter tief drinnen in der Leibeshöhle. Der kleine Unterschied ist riesig. Vergiss nie: Männer können nicht niederkommen. Aber dieses Anderssein ist auch die ganz große Chance. Erwarte nie dich selbst im anderen, damit gehst du baden – oder in die Hölle.“ „Gehts dir gut mit deinem Ferdinand?“ „Wunderbar!“ „Das hört man aus jedem Wort, das du sprichst. Soll ich lesbisch werden?“ „Du fragst, als ob du

nur einen Schalter drehen musst. Nein, lass das. Ist bestimmt nicht so lustig.“ „Ich will die Männer nicht verlieren. Und man merkt so sehr am Blick und an den Mundwinkeln.“

34 Aus zwei Einladungen wird eine

„Wenn ich uns beide da im Spiegelbild in der Scheibe sehe, bin ich gar nicht viel größer als du,“ stellte Susanne fest, als sie gestern abend in der U-Bahn saßen und zum Hohenzollernplatz fuhren. „Ich bin ein Sitzriese,“ sagte Ferdinand. „Stört dich das?“ fragte er noch. Sie missverstand: „Dass du ein Sitzriese bist?“ „Nein! Dass ich ein bisschen kleiner bin als du?“ „Mich nicht.“ „Mich auch nicht. Vielleicht wachse ich ja auch noch.“ Susanne lachte: „Das kriegst du fertig.“ „Meine Seele ist schon gewachsen durch dich. Ich konnte mit Susanne I in Berlin nicht über die Seele sprechen. Die wusste gar nicht, was das ist.“ Susanne fragte: „Weißt du es denn?“ „Nein. Du?“ „Nein.“ „Glaube ich dir nicht,“ zweifelte Ferdinand.

„Naja,“ gab Susanne zu, „so ein bisschen Psychologie, aber das ist es nicht. Warum muss ich mich eigentlich schämen, dass ich Dauer will, ich wills einfach nicht.“ „Was willst du nicht?“ „Mich deshalb schämen.“ Ferdinand empfand etwas Informationsbedarf: „Kann es sein, dass du einen Gedankensprung gemacht hast?“ „Von meiner Großmutter ist der klasse Satz überliefert: Ich bin sehr sprunghaft, und hab auch sonst noch gute Eigenschaften.“ Ferdinand wollte wissen: „Ist das die, die nicht sterben konnte, weil sie noch Wäsche auf der Leine hatte?“ „Genau die. Dauer heißt, dass wir heiraten, dass wir Kinder kriegen, noch so ein paar Sachen dazwischen, Pension, Rente, dann werden wir alt...“ „Hör auf,“ lachte Ferdinand, „noch ein Wort, und du machst hier in der U-Bahn unser Testament.“ „Kann man nicht früh genug machen. Irgendwelche Einwände gegen meine Gier nach Dauer?“ „Keine. Punkt.“ Und Kuss. Und Aussteigen am Hohenzollernplatz.

Oben auf dem Platz fragt Susanne: „Und jetzt kennst du dich aus?“ Ferdinand schaut ein bisschen: „Ja, da an der nächsten Ecke ist die Reinigung, - dann ist da die Hiltenspergerstraße, da ist es gleich um die Ecke.“ Als Ferdinand klingelte, las Susanne das Namensschild und fragte ganz entgeistert: „Die heißen Kamhuber?“ „Ja.“ Susanne drehte ab: „Da geh ich

nicht mit!“ Ferdinand packte sie am Arm: „Kannst du nicht machen! Ich hab doch schon geklingelt. Was ist denn?“ „Das ist mein Professor, bei dem ich Prüfung mache.“ „Das gibts doch nicht! Aber warum willst du da nicht mitgehen?“ „Hast Recht, wo er mich doch eingeladen hat. Da kommt so ein komischer Heiliger mit seiner Freundin, hat er gesagt, bist du und ich.“

Oben stand schon die Dame des Hauses an der Wohnungstür: „Grüß Gott, lieber Freund. Ich freu mich so. Und das ist Ihre Freundin?“ „Ja,“ sagte Ferdinand, „das ist Susanne, da gibts jetzt gleich ne Stichflamme.“ Die Frau wollte wissen:

„Wieso Stichfl-“ „Nein!“ meldete sich laut der reinkommende Professor zu Wort, „das ist doch gar nicht möglich! Ich freu mich, dass eine, die mir einen Korb gab, kommt, ohne woanders einen Korb gegeben haben zu müssen. Es lebe der Zufall, den wir hoch achten wollen! Aber einen Moment muss ich doch sortieren: Sie sind -?“ „Ferdinand Brennicke aus Berlin, -“ „-dem ich den Zettel für die Reinigung gegeben hatte. Sie haben mich in keinem guten Status erlebt. Darf ich nach Ihrem Beruf fragen?“ „Ich bin Penner.“ „Richtig,“ sagte der Professor, „aber wie soll ich das verstehen – von Profession?“ Da musste Susanne eingreifen: „Er war auch mal Penner. Ferdinand ist Banker von Beruf, bisschen klitzekleiner krimineller Hintergrund. Aber ich liebe ihn.“ „Geldwäsche, Erpressung, jaja, der Euro. Und Sie lieben ihn wie so eine Jungfrau im Mittelalter, die dem zum Tode Verurteilten den Kopf aus der Schlinge zieht und ihn von unter dem Galgen weg heiratet.“ Susanne stellte lachend richtig: „Also – von Heiraten war eigentlich noch nicht die Rede, und von Jungfrau...“ Unter Gelächter bat Frau Kamhuber ins Zimmer. „Herr Brennicke, Sie kennen sich ja hier aus,“ sagte der Professor.

Sie aßen, sie tranken, sie redeten viel. So erzählte Ferdinand: „Einer am Schalter, der muss in Gesichtern lesen lernen. Eine junge Dame will abheben. Ich gucke ihr in die Augen, wenn sie unterschrieben hat und weiß immer schon vorher, dass sie keine Deckung auf dem Konto hat. Aber sie probiert. Oder es kommen die in Schwarz, die das Konto des Unfalltoten

auflösen wollen, sie legen die Sterbeurkunde vor und den Erbschein, und in den Gesichtern lese ich diese schreckliche Fassungslosigkeit über den Verlust. Aber manchmal, nein: ziemlich oft lese ich da nichts als die Gier aufs Erbe. Am schlimmsten die Köpfe ohne Gesicht.“ Frau Kammhuber wunderte sich: „Köpfe ohne Gesicht?“ „Vermummte, Überfall, Bankraub.“ „Schon mal erlebt?“ wollte der Professor wissen. „Nein,“ sagte Ferdinand, „Gott sei Dank noch nicht. Wir werden ab und zu geschult. Aber ich frage mich immer mal wieder, ob ich da cool bleiben würde.“ Der Professor kommentierte: „Ich wünsche es Ihnen nicht. Aber insgesamt - der Beruf ist doch wohl interessanter, als ich dachte.“

„Ferdinand,“ sagte Susanne, „hat ein paar sehr böse Erfahrungen mit ostasiatischer Mafia gemacht.“ Da schlug der Professor vor: „Soll er bei uns einen Vortrag halten. Ich plane im nächsten Semester ein Seminar über OK.“ Ferdinand opponierte: „Wie soll ich einen Vortrag halten, wenn ich nicht mal weiß, was OK ist.“ „Kürzel für Organisierte Kriminalität. Sie müssten aus der Opfer-Perspektive sprechen.“ Susanne wandte ein: „Ich muss ihn erstmal wieder in die bürgerliche Gesellschaft zurück bugsieren. Haben Sie da Tipps, Herr Professor?“ „Also, so aus dem Stand nicht, ich kenne ja auch die näheren Umstände nicht, aber da gibts natürlich Literatur und Kommentare. Reden wir in den nächsten Tagen mal drüber.“

Frau Kammhuber hob das Glas: „Ich will jetzt auf das ganz spezielle Wohl von Ferdinand trinken. Einmal allerhöchst dankbar vermerken, dass er uns beide aus einer ziemlich bösen Krise erlöst hat –“ Ferdinand wandte ein: „Aber mein Verdienst dabei –“ „Ich weiß – dennoch, trinken wir also auf Ferdinand den Engel. Sodann auf den anderen Engel, der uns beide in die 15 packte, einander gegenüber, so dass ich Gelegenheit fand, ein wenig von unserer Schuld abzutragen. Mögen Sie den Abend in guter Erinnerung behalten. Und erinnern Sie mich beim Weggehen, dass ich Ihnen das Geld für die gereinigte Bluse zurückgebe.“

Frau Kammhuber stand auf und holte vom Schreibtisch zwei Tickets: „Und das möchten wir Ihnen schenken: Zwei Tickets für ‚Munich by night‘.

Hatten die Kinder besorgt, die mussten dann aber unerwartet abreisen.“ Susanne schlug vor, dass sie doch selbst... „Nein,“ sagte der Professor, „wir sind unbegabt für Sightseeing.“ Susanne steckte die Tickets in die Tasche: „Sehr herzlichen Dank.“

Auf dem Nachhauseweg fragte Ferdinand: „Hast du auch einen sitzen?“ „Naja, einen sitzen – der Wein war sehr gut. Einen Schwips, ja, einen ziemlich beachtenswerten. Ferdinand,“ mahnte sie an. „Was?“ „Den Schwips machen wir nicht zum Anlass für die Hochzeitssuppe.“ „Du bist widerwärtig moralisch, aber du hast Recht.“ „Hältst du das denn noch aus ohne Geschlecht in Geschlecht?“ Ferdinand bekannte: „Also, manchmal schüttelt es mich schon entsetzlich und dann denke ich nur: Was soll der Quatsch?! Was soll der Quatsch!... Und dann denke ich – nein: das ist nicht denken, das ist so eine Ahnung, dass wir nach was ganz Wertvollem graben, da kann man nicht mit Dynamit ran, und auch nicht so nebenbei – da kann man nur ganz behutsam mit den Fingern graben...“ „Bist ja doch ein Romantiker.“ „Wenn ich das bin, dann gehts nicht ohne Romantik.“ „Stimmt.“

In der U-Bahn holte sie die Tickets aus der Tasche und las: „Montag, 28. Oktober, 19 Uhr 30. Mei, Ferdinand!“ „Was ist?“ „Sechzig Euro eine! Großzügig.“ Sie steckte die Karten wieder ein. Auffällig, dass ein junges Mädchen mit schönen asiatischen Zügen hinter Susanne saß und aufmerksam zugehört hatte? Nein, doch wohl nicht weiter auffällig.

In der Nacht, im Schlaf dreht er sich um und stößt mit seinem Fuß gegen ihren Kopf. Sie wird halb wach, schlingt die Arme um seine Waden und küsst den Knöchel. Er wird halb wach und grummelt: „ – ist denn?“ „Wir küssen Mund auf Mund, da werde ich doch wohl deinen Knöchel küssen dürfen.“ Er sucht nach ihrem Knöchel und streichelt ihn sehr sanft, aber deutlich, regelmäßig. Das lässt dann nach, weil er einschläft. Sie auch. Wer schläft, streichelt nicht.

Am Morgen liegt sie wieder da, die Padde, mein geliebter liebter liebter Ferdinand bäuchlings, da liegt seine geliebte rechte Hand, offen nach oben.

Und da drücke ich jetzt meine linke Brust rein. Nein, doch nicht drücken, ganz sanft, so sanft, dass er sich nicht rührt. Aber heute doch schon drei Sekunden, vier, fünf, und dann doch eine Winzigkeit von Nachdruck. Bewegen sich seine Finger, die Hand? Ganz schnell weg. Und sofort die Frage: Warum eigentlich ganz schnell weg? Und ab ins Bad. Und ein Ferdinand, der langsam aufwacht und seine rechte Innenhand betrachtet, - war da was? Und wenn da was war, dann war es das schönste Vorstellbare. Er richtet sich auf, sitzt auf der Bettkante und fährt mit den Fingern der linken Hand über die rechte Innenhand.

Als sie angezogen aus dem Bad kommt, sucht er in ihren Blicken zu lesen, aber sie ist ja auch ein bisschen ein kokettes Aas und lässt sich nicht das Geringste anmerken. War wohl doch nichts, denkt Ferdinand und schaut in seine rechte Hand. „Was kuckst du denn so in den Cup – ääääh, ich meine, deine - deine Hand?“ Das war ja ein ganz blöder Lapsus. Aber er merkt nichts: „Linien lesen.“ Sie darf sich Hoffnung machen, dass ihre Liebkosung wohl doch nicht ganz ins Leere lief. Hoffnung ja, aber auch ein bisschen bange. Gewissheit hätte sie gerne, ist aber heikel. „Ich habe heute eine Riesenliste zum Abhaken. Kannst du mich um 18 Uhr abholen?“ schlug sie vor. Er stand vom Bett auf: „Kommt mir sehr entgegen. Wir gehen in den Englischen Garten und ich sage dir was.“ „Sags jetzt.“ „Habe ich erwartet, dass du so reagierst. Aber das geht nicht. Es ist feierlich und läutet vielleicht den Anlass ein.“ Sie küsste und umarmte ihn: „Wenn Ferdinand feierlich wird. Ich zügele meine Glut bis heute abend.“

Heute brachte er sie nicht nur an die Wohnungstür, sondern runter an die Haustür, trat mit ihr auf die Straße, holte mit ihr das Fahrrad, ging bis an den Bordstein. Sie verstaute ihr Zeug auf dem Gepäckträger. Kuss und Umarmung. Er ging zur Haustür zurück, auf halbem Wege drehte er um. Da stand sie noch. Er drückte einen Kuss in seine rechte Innenhand und schickte ihn ihr, dann setzte er seinen Weg zur Haustür fort. Sie stürzte ihm nach, kräftig packte sie ihn am Kragen und drehte ihn zu sich: „Warum hast du mir eine Kusshand mit deiner rechten Innenpfote geschickt?“ Ferdinand

war erschrocken und ein bisschen verärgert, auch sogar in Spuren geniert wegen der Passanten: „Susanne, wenn ich etwas nicht leiden kann, dann ist es deine Überlegenheit, - nein: die ist ja sehr schön, aber die Art, wie du sie manchmal zeigst. Das nervt mich schon sehr. So tragen Katzenmütter ihre Jungen über den Hof. Ich bin nicht dein Junges!“ Sie ließ ihn erschrocken los. Er redete weiter: „Lass das also – auch in Zukunft. Ich habe dir eine Kusshand –“ Aber sie radelte davon gleich auf dem Bürgersteig mit kräftigem Antritt, wie er ihn von der Auch-das-noch-Vernissage kannte.

Er ging rauf, kam in die Wohnung. Da stand die Mutter in der offenen Balkontür: „Ich hab eure kleine Szene da unten gesehen. Mach dir nichts draus. Oder doch: Susanne bezaubert so überzeugend durch ihre Vielfältigkeit – die ist ja auch sehr schön -, aber sie braucht den Kutscher.“ Ferdinand sagte skeptisch. „Also – meine Eignung zum Kutscher...“ „Hast doch den Führerschein, zum Führen von Personenwagen. Vertrau auf die Halbjuristin, die ich bin, und die Halbpsychologin. Mir liegt so sehr Susannes Zukunft am Herzen, vor allem mit den Männern. Sie hat behauptet, sie könne ein Jahr ohne Mann leben. Und genau das stimmt nicht. Es geht ihr sehr gut bei dir.“ Das war denn doch zum Erstaunen für Ferdinand: „Sie merken das?“ Wunderschön dieses warmherzige große Lachen, mit dem die Mutter „Oh, ja...!“ ruft.

Das Telefon klingelte. Susannes Mutter meldete sich: „Fletscher. – Susannenkind? – Steht neben mir.“ Sie gab den Hörer Ferdinand, der sich meldete: „Hier ist der deine – Ferdinand.“ Sie setzte an, den Rosenheimer Berg runterzuradeln: „Hör zu: Es ist alles, alles, alles gut, ich wünsche mir noch 27.371.502 oder vielleicht 503 Kusshände von dir mit der rechten Innenhand, in die ich heute morgen meine linke Brust gelegt habe. Du alter Büstenhalter! Nein, junger, junger, handyloser Büstenhalter! Ciao. Ich freue mich auf 18 Uhr! Ciao! Und was du mir zu sagen hast! Ciao! Vor allem, wenn es den Anlass einläutet. Ciao!“

35 Du hast schöne Beine

Ferdinand war in sehr guter Stimmung, als er – pünktlich – um 18 Uhr die Veterinärstraße 1 erreichte, Krawatte um. Er ging rauf, klopfte. Sie sagte: „Herein!“ Und nach Kuss und Umarmung sagte sie: „Krawatte um? Wird es so feierlich?“ Er zuckte die Achseln: „Vielleicht läutet es den Anlass ein.“ „Ja,“ sagte sie, „dann ist Krawatte richtig. Ich hätt es schöner gefunden, wenn du unten gewartet hättest wie in den aller-allerersten Zeiten.“ Er nahm leicht: „Tut mir Leid. Ich tu gern, was du schön findest. Soll ich wieder runter gehen?“ „Quatsch! Ich brauche noch ein paar Minuten.“ Sie setzte sich an den Computer. Und er meinte: „Na, siehst du, hätte ich da unten ganz schrecklich gewartet.“ Er entdeckte Kreide, da hing ja eine kleine Tafel. Und es kam ihm ein wunderbarer Gedanke. Er klaute ein Stück Kreide, steckte es in die Tasche.

Dann gingen sie. Er schob das Rad. „Wir gehen nicht in den Englischen Garten,“ sagte er, „ich finds schöner, wenn ich nicht reden muss, sondern schreiben kann, mitten in der Stadt.“ „Du hast heute deinen mysteriösen Tag oder? Wohin gehen wir?“ „Zum Bayerischen Geheimen Staatsarchiv.“ „Wird ja immer geheimnisvoller. Wo ist denn das, um Himmels Willen?“ „Fährst du jeden Tag dran vorbei, Ludwigstraße 14. Ach, Susanne, was bin ich hier langgelatscht, bevor ich dich kannte, war meine Straße zum Denken, breit genug. Und jetzt – in der Sicherheit unserer Liebe...“ Sie sagte nur: „Warnung!“ „Wovor schon wieder?“ „Sicherheit und Liebe gibts nicht im Paket, deshalb gibt es Angst.“ „Eine Lebensweisheit, die mich verstummen macht. Ob sie ohne Einschränkung gilt, weiß ich nicht.“ „Ab der Goldenen Hochzeit wird die Angst geringer.“

„Ludwigstraße 14,“ las sie. Er forderte: „Lies mal, was da drin steht.“ Sie schauten durch die Glastür, und Susanne las: „Bayerisches Geheimes Staatsarchiv.“ Dann sagte Ferdinand: „Und an diesen Pfeiler schreibe ich jetzt mit in der Ludwig-Maximilian-Universität geklauter Kreide – ich bin e-

ben doch kriminell –“ „Schreibst du was?“ „Musst du lesen.“ „Wo willst du das denn hinschreiben?“ „So hoch wie möglich. Engelsflügel wären gut... Wenn du mich hältst, und ich steige auf diesen Absatz.“ Er schätzte das ab: „Nee, das geht nicht.“ „Steig auf mein Rad.“ „Das ist gut. Aber da musst du mich auch halten. Und das Rad musst du auch halten.“ „Ich wollte, ich wäre diese indische Göttin mit den vielen Armen. Ich tue alles für dich, was ich mit meinen zwei Armen tun kann.“

Es ging erstaunlich gut. Eine Hand hielt das Rad, die andere stützte seinen Hintern. Ein bisschen was von Circus hatte es ja schon. Sie stellte fest: „Du hast schöne Beine.“ „Siehst du doch gar nicht.“ „Doch, die Waden zeichnen sich ab.“ Sie gab ihm einen Kuss durch die Hose auf die Wade. Er holte die Kreide aus der Tasche und schrieb auf die höchste Kasette, die er erreichen konnte:

DU
HAST MIR
DIE STADT BELEBT

Obwohl er rumwackelte, schrieb er nicht hastig sehr schöne Buchstaben. Dann sprang er runter, warf die Kreide in hohem Bogen zum Rinnstein und wischte sich das weiße Zeug aus den Händen. Erwartungsvoll schaute er sie an. Sie war wider alles Erwarten sehr schockiert: „Was steht da?“ Er verstand ihre Abwehr überhaupt nicht: „Du bist du, und das Mir bin ich.“ In ihr wuchs eine Empörung, die er sich zunächst überhaupt nicht erklären konnte: „Ferdinand!, was hast du getan?“ Er wehrte sich mit noch kleiner Aggressivität: „Doch nichts Schlimmes, das ist eine Liebeserklärung.“ „Liebeserklärung?“ schnaufte sie und ging zwei Schritte hinter die Säulen, drehte dann abrupt um: „Das ist eine Todesanzeige!“ Er war fassungslos: „Spinnst du? Susanne, was ist los?“ Ganz nah stellte sie sich vor ihn hin: „Das ist Perfekt...“ Er schloss die Augen: „Jetzt schnappe ich über! Eine perfekte Todesanzeige?...“ Er senkte den Kopf, faltete in großer Not die Hände. Sie musste wieder losstapfen: „Perfekt! Substantiv! Grammatik! Vergangenheit! Ich habe dir die Stadt belebt! Das wars! Aus! Vorbei! Ende! Schluss!“

Wieder nahe bei ihm: „Faschingsprinzessin, Papierschlängen, Glitzerzeug, ich habe dir die Stadt dekoriert!“ Und weg hinter die Säulen. Er konterte: „Aber Leben ist doch nicht Glitzerzeug! Leben steht da, - belebt!“ Zurück zu ihm mit dem präzisen Argument: „Warum steht da nicht: Du belebst mir die Stadt? He? Warum?“

Weil er die Antwort nicht wusste, wurde er pampig: „Da schreibe ich was Schönes, und du willst was anderes. Soll ich es ändern?“ Weg geht sie: „Du kannst den Mord nicht rückgängig machen! Mein Rad kriegst du auch nicht nochmal!“ Zurück kommt sie: „Da oben steht ‚Es war einmal‘, das Nein-Wort, das Todesurteil. Hier unten liegt die Leiche unserer Liebe, sie blutet, das Blut ist noch warm.“ Und wieder rauscht sie ab. Er fleht ihr nach: „Susanne, Kriminologin, bitte, beruhige dich...! Häng nicht unsere Liebe an den Galgen – an den Galgen der Grammatik!“ „Du gehörst aufgehängt! Verbrecher, Verräter, Lügner, du nimmst unserer Liebe das Leben!“ Er war verzweifelt: „Du weißt nicht, was du sagst!... Fang wieder an zu denken!“ Sie war nicht ansprechbar: „Mörder, Liebesmörder! Killer!“ Das hält er nicht mehr aus. Er schreit: „Selber Killer! Selber Mörder! Du bist nicht mehr normal! Du studierst nicht Jura, du studierst Hass und Teufel!“ Sie kontert: „Du redest vollidiotisches Quatschzeug! Jetzt weiß ich erst, dass du wirklich ein Verbrecher bist!“ Er kontert: „Mensch, was bin ich froh, dass ich rechtzeitig merke, wie verrückt du bist! Ich wäre mit dir zur Hölle gefahren!“ Überganglos schimpft sie weiter und stellt sich wieder vor ihn: „Mein Hintern ist das Einzige, was dich an mir interessiert.“ Er schreit: „Den habe ich noch nicht mal angefasst.“ Weg von ihm und nichtlinear raus mit allem Frust: „Hättst du doch! Hättst du doch!“, verleugnend, wie viel von diesem Frust sie selbst angezettelt hat. Er geht zu ihr, bändigt seine Stimme, will ein Ende, fasst ihren Arm mit festem Griff: „Komm her.“ „Geh weg!“ schreit sie über alle Verhältnismäßigkeit laut und reißt ihren Arm an sich. Sie besteigt das Fahrrad: „Versuche ja nicht, mir noch einmal unter die Augen zu kommen.“ Der berühmte Antritt, zum zweiten Mal heute. „Ich hole noch meinen Mantel bei dir!“ schreit er ihr nach.

Sein Kopf sackte nach unten. Nein!, nicht dieses Ende!... Doch, dieses Ende!... Er musste sich an einen Pfeiler lehnen. Die Worte des Schreckens hallten durch seinen Schädel: Mörder, Verräter, Killer... Nun gehöre ich also zu den Susannen-Verflossenen. Am bayerischen Geheimen Staatsarchiv stehts geschrieben. So schnell geht das. Flaucher wird morgens sehr kalt werden...

Dass man mit solchen Lasten U-Bahn fahren kann. Der Rucksack mit den Büchern neulich war ein Federgewicht. Dass man mit solchen Lasten in der Sebaldusstraße 6 klingeln und zur Mutter sagen kann: „Ich bins, Ferdinand – Hallo!“ Vor ihrem Zimmer lag sein Mantel, deutlich die Wut zu erkennen, mit der er rausgeschmissen worden war, vielleicht hatte sie auf ihm rumgetrampelt. Er zog ihn an, hörte sie weinen, ein Jammern in hohen Tönen, ohne Atempausen, nervtötend. Mitleid? Nein, nicht herstellbar. Er klopfte dann, ging rein. Sie saß heulend auf der Bettkante: „Ich habe nicht Herein gesagt.“ „Ich hab noch meine Tasche hier.“ Er stopfte sie mit seinem bisschen Wäsche voll, die Nasenspülkanne und sonstiges Zeug, das Buch ES MUSS IM LEBEN MEHR ALS ALLES GEBEN schmiss er auf ihr Bett, dann hängt er sich die Tasche um, legt die Hand – mit einer ersten Verzögerung – auf die Klinke. „Du siehst hässlich aus, wenn du so heulst, – und es hört sich schrecklich an,“ sagt er. Ihre Augen heben sich, suchen sein Gesicht, ausdruckslos, leer, gibts das?: so leere Augen?

Langsam fiel seine Hand von der Klinke, auf den Schlüssel, den er dreht: zugeschlossen. Langsam nimmt er die Tasche ab, schmeißt sie hin, zieht den Mantel aus, schmeißt ihn hin, geht zu ihr, steht nahe vor ihr, schon auch schoßaggressiv, kein bisschen Lächeln, knöpft ohne Hast und ohne Zögern den obersten Knopf ihrer Strickjacke auf. Sehr rasch steht sie auf, steht nahe vor ihm. Er weicht keinen Zentimeter zurück, zieht langsam den Kamm aus ihrem Haar, dass es wie ein Wasserfall auf ihre Schulter sinkt. Seine Nase streift die Haare, saugt süchtig den Duft ein. Sie zieht ihm das graue Kammgarnjackett aus, schmeißt es weg. Er zieht die Krawatte vom Hals, etwas brüchig die Stimme: „Die Klamotten ausziehen, in denen

wir uns geprügelt haben...“ Sie will bei ihm einen oberen Hemdenknopf öffnen. Die Hände zittern, und es geht nicht so einfach. Da reißt sie die zugeknöpften Hemdenteile auseinander, dass die Knöpfe springen und die Knopflöcher reißen. Dann schiebt sie die Handflächen unter seine Wäsche, auf seine Brust, wo sie erstmal ruhen. „Du auch, bitte,“ flüstert sie. Er schiebt die Hände unter ihre Wäsche und erkundet und stöhnt begierdig. „Einfach das Fleisch,“ sagt sie. „Einfach das Fleisch,“ sagt er. „Fass meinen Hintern an,“ flüstert sie weiter. Er lacht ganz leise: „Vier Halbkugeln in zwei Händen...“ „Mach die indische Göttin.“ „Ich klopfe an.“ „Ich sage Herein.“

Nach solcher Nacht die Augen aufschlagen, nicht geträumt haben, sondern wirklich in Susannens Bett liegen, Kopf an Kopf, Fußknöchel an Fußknöchel. Sich vorsichtig wegdrehen, einmal rum und die sinnliche Schönheit dieses Geschöpfes mit den Augen trinken. Für Ferdinand ein erstes Mal! Steckt Zukunft drin oder? Und er denkt: ‚Ich weide meine Augen,‘ und dann denkt er: ‚Wo kommen mir bloß solche Worte her?...‘

Auch sie wacht auf, lächelt, fährt mit dem Zeigefinger der rechten Hand über seine Lippen und flüstert: „Ganz behutsam.“ „Ja,“ aber er weiß nicht genau, was sie meint: „Womit?“ „Mit dem ersten Wort nach solcher Nacht.“ „Ja...“ „Ja ist ein gutes Wort...“ Dass da jetzt keine Carlos-Potenz wütete. Dass da ganz behutsam der Frühstückshunger ins Magengebiet einzog. *Alleskieker, befragt, wie er es denn wagen könne, angesichts der Weltläufte und der Moskauer Theater-Hölle heiter zu sein, antwortet: Ich kann nicht den Humorlosigkeiten der Welt mit Humorlosigkeit begegnen. Ich weiß um die Armseligkeit und Todesgefahr solchen Argumentes. Tief ziehe ich den Hut vor allen, die ihr ganzes Herz in die Nöte der Welt werfen. Ob sie, die Nöte, geringer würden, wenn es mehr Humor gäbe? Fragezeichen. Israelischer Autor Oz sagt, dass ihm noch niemals ein Fanatiker untergekommen sei, der Humor hatte. Und C.F.von Weizsäcker sagte, im hungernden Indien wurde mehr gelacht als im satten Deutschland.*

Sie angelte nach der SZ-Extra, schlug sie auf. Er hatte mal wieder Schwierigkeiten damit: „Dass du nach so einer Nacht gleich Zeitung lesen

kannst. Ihr Frauen seid schon seltsame Wesen.“ „Wo haben wir uns kennen gelernt?“ „Vernissage.“ „Nach so einer Nacht will ich ganz schnell wieder auf eine Vernissage gehen, anknüpfen an eine Zeit, wo nur unsere Augen ineinander verknuddelt waren.“ „Ich bitte um Verzeihung.“ „Musst du nicht! Du denkst anders als ich, wär schrecklich, wenn nicht. Hier, heute 20 Uhr, Eröffnung.“ „Bis dahin verlassen wir dein Bett nicht.“ „Glaubst du nicht wirklich oder?“ „Nein.“

36 Die Dampfbäder der Azteken

Gang zur Vernissage war wie ein Gang in die frühe Heimat. Er redete auf dem Weg los: „Als ich gestern den ersten Knopf aufmachte, war kein Mitleid in mir, kein bisschen Mitleid, - aber die Empörung ging auch weg, die Wut, der Zorn, auch auf mich, aber auch auf dich.“ „Und dann?“ „Weg, einfach weg wie die Zugvögel. Nur noch milder Herbst. Ich sag schon wieder Sachen. Naja, so ganz nur milde wars ja dann nicht.“ „Was blieb – beim letzten Knopf?“ „Liebe – weiß kein anderes Wort.“ „Genügt.“

Einmarsch in Schwabing. Und Ferdinand redete immer noch: „Irre, einfach irre, da wollte ich am Geheimen Bayerischen Staatsarchiv den Anlass herbeischreiben. Und da schreibe ich den größten Krach des Jahrhunderts herbei, ein solch böses Donnerwetter. Und das wird dann Anlass!“ „Soll ich denn bei den Bildern meinen Hintern unter einen Halogen-Scheinwerfer stellen?“ „Ach, da bitte ich doch drum, ja.“

Aber es war eine sehr kleine Galerie, die Susanne gar nicht kannte. Eine Papeterie verknüpft mit Bildern. Keine Halogenscheinwerfer, weder für die Bilder noch für Susannes Po.

Keine Käsesticks, das wäre ja bei der neuen Magen-Konstellation für Ferdinand leicht zu verkraften gewesen, aber die Pro-secco-Gläser sehr müde eingeschenkt. Und das Schlimmste: Die Bilder waren unansehnlich. Ferdinand wollte wissen, im Flüsterton: „Nun mal so gefragt: Beziehst du diese magere Vernissage auf die Magerkeit unserer Zukunft?“ „Hast du noch alle Tassen im Schrank? Hast du nicht ernsthaft gefragt oder?“ „Nee, als ich die Frage noch nicht ganz raus hatte, war mir schon klar, dass sie sturzblöde ist.“

Sie wollte wissen: „Kannst du eigentlich den DON QUIJOTE auswendig?“ „Hoho,“ machte Ferdinand, „über tausend Seiten. Als du die Frage noch nicht ganz raus hattest –“ „- war mir schon klar, dass sie genauso – wie nennst du das? - sturzblöde ist.“ „Aber einen Satz kann ich vielleicht noch

auswendig, so eine Liebeserklärung an seine Dulcinea.“ „Für wen auswendig gelernt?“ „Für dich – vor vielen, vielen Jahren.“ „Endlich am Ziel, - ich höre.“ Er zweifelte: „Ich hoffe, ich brings noch zusammen.“ „Ich höre.“ „’Oh Princesa y señora universal del Toboso! ¿Còmo vuestro magnánimo corazón no se enternece viendo arrodillado ante vuestra sublimada presencia a la coluna y sustento de la andante caballería?’“ „Und was heißt das?“ „’Oh Prinzessin und allumfassende Herrin von Toboso! Wie mag euer großmütiges Herz sich nicht erweichen, wenn ihr seht, wie da vor eurem hocherhabenen Angesicht die Säule und Stütze des fahrenden Rittertums kniet.’ Was man so alles aus uralten Kisten vorkramen kann.“ „Kannst du sowas wie den ‚Don Quijote‘ im Original lesen?“ „Naja, lesen – ja, aber nur zum Teil verstehen ohne Wörterbuch.“

Als sie die Papeterie/Galerie verließen, trafen sie Marion mit Eltern. Was denn, Ferdinand?: Nach der ersten Nacht mit Susanne sich so über Marion freuen? Nach freundlicher Begrüßung sagte Susanne: „Wir trauen uns zu sagen: Da drin gibts nicht viel zu sehen. Obwohl: zu Stoibers Kompetenzteam für moderne Kunst gehören wir natürlich nicht.“ „Dann,“ schlug der Vater vor, „lade ich die Companie zum Essen ein. Um die Ecke gibt es einen sehr guten Chinesen. Da war ich neulich erst.“ Er fummelte eine Visitenkarte des Lokals aus seiner Briefftasche, gab sie Marion: „Rufst du bitte mal an, ob sie Platz für fünf Personen haben?“ Marion holte ihr Handy raus, wusste nicht, wohin mit der Visitenkarte. Ferdinand nahm sie ihr ab und hielt sie ihr so hin, dass sie die Telefonnummer lesen konnte. Sie gab dann Bescheid: „Danke, Ferdinand. Ein runder Tisch für fünf Personen ist eben frei geworden.“ „Wunderbar, folgen Sie mir unauffällig. Wir rennen nicht, weil sie den Tisch ja noch abräumen und neu decken müssen.“

So unverhofft im China-Restaurant sitzen, Haifischflossensuppe schlürfen, Ferdinand bestellte mit Susanne zusammen Ente mit scharfer Sauce, große Portion. Und Reis-Schnaps orderte Marions Vater, dem Marion viel Geschmack abgewinnen konnte. Mehr als einmal reichte sie dem Kellner das kleine Gefäß auf der Untertasse zum Nachfüllen. Alle Gerichte dann auf

einer runden, drehbaren Scheibe. So konnte man überall rumprobieren. Marion forderte Ferdinand auf: „Nimm von meinem, ist sehr gut, bisschen scharf, aber gut. Warte, ich tu dir was auf.“ Kann es sein, dass Marion meinen Ferdinand am Starnberger See noch gesiezt hatte, fragte sich Susanne. Aber eingedenk ihrer wunderbaren ersten Nacht gab sie läppischer Eifersucht keinen Raum.

Marions Vater erzählte, dass er hier mit chinesischen Kunden gegessen habe: „Machten einen sehr seriösen Eindruck, erstklassige Referenzen. Der Boss sprach besser deutsch als meine Sekretärin. Ich traue mich zu sagen: Vorhut der wachsenden chinesischen Großmacht, mit der nicht zu rechnen gefährlich werden könnte. Ich habe ihnen ein kleines Schlösschen bei Penzberg vermittelt. Das war ein Ladenhüter, ich fand keine Interessenten. Sie machen da eine Handelsvertretung auf. Aber wohl auch als Lagerräume. Die Standortfrage ist ja im Zeitalter des Internet gar nicht mehr von so großer Bedeutung.“

Marion war eine Spur gereizt: „Beim Chinesen muss man als Pärchen immer was Verschiedenes bestellen, damit man was anderes probieren kann.“ Susanne hörte da einen Ton, der ihr nicht so recht gefiel: „Muss man das wirklich?“ „Naja, als Single schaffst du immer nur ein Gericht.“ Susanne bot an: „Marion, nimm von unserer Ente mit scharfer Sauce und gib mir ein bisschen was von deinem Scharfen.“ „Ich denke doch auch,“ sagte die Mutter, die zu kleiner Beschwichtigung Anlass sah, „dass Austausch das Wichtigste ist.“ Aber Marion stichelte ein bisschen weiter: „Wenn ich euch so sehe – das junge Glück. Ich häng nur rum mit meinen Lümmeln. Ich kann ja meinem Vater nicht gut vorwerfen, dass er reich ist. Aber die meisten Jungs beißen doch nur deshalb an.“ Ferdinand grinste unterm Essen: „Bei dir anbeißen, - nicht schlecht.“ „Nun sagt auch er du,“ dachte Susanne und fragte: „Was meinst du?“ „Naja,“ sagte Ferdinand reichlich unverfroren: „die Marion ist doch sehr appetitlich.“

Susanne musste denn doch schlucken: „Ich glaub, ich werd nicht mehr!, - so ein Knabenmaul!“ Marion fragte ziemlich frech: „Weitere Ges-

tändnisse erwünscht?“ Die Mutter wollte dämpfen: „Vielleicht besser nicht.“ Aber Marion blieb auf der Spur: „Vielleicht besser doch. Ich liebe den Ferdinand. Warum muss ich das für mich behalten?“ Susanne konnte angesichts dieser Direktheit überlegen bleiben: „Naja, Mariönchen, vielleicht ein bisschen neidisch.“ Marion lächelte ein gutes Lächeln: „Susannenschatz, wahnsinnig neidisch. Deine einzige Chance: Ich will nicht im Revier meiner besten Freundin wildern. Aber – das ist eine ziemlich dünne Folie. Garantien für die Zukunft gibts da nicht.“

Die Mutter fragte: „Dein wievielter Schnaps ist das?“ Aber Marion wehrte sich: „Schiebts mal nicht auf meinen Schwips. Ist ne Menge Ernst dabei. Paps, bitte betreibe mein Studium in Paris. Die Jungs in Paris wissen erstmal nichts von meinem Reichtum. Ich bin die Tochter meiner Eltern. Das sind meine Koordinaten. Susanne ist –“ Susanne wurde deutlich: „- die Hälfte eines Liebespaares – so hat Ferdinand das neulich ausgedrückt.“ Marion resignierte: „Ein Romantiker ist er auch noch... Das macht mich verstummen.“ Und der Vater resümierte: „Vielleicht gut für die Harmonie des restlichen Abends.“ Es gab keine weiteren Provokationen, eher glaubwürdige Entspannung. Ja, Marion lud die beiden zu einem Disco-Besuch ein, morgen abend: „Aber nur, wenn ich bezahlen darf. Die haben nämlich ziemlich unverschämte Preise. Aber meist ist es großer Fun. Rosenheimerstraße, ihr wisst schon, zwölf Uhr.“ „Mitternacht?“ fragte Susanne etwas ungläubig. Marion lachte: „Du wirst nicht um 12 Uhr mittags in eine Disco gehen.“ „Ist das nicht ein bisschen spät?“ fragte Ferdinand. „Hoffentlich ist es nicht zu früh,“ meinte Marion.

Der Nachhauseweg. Susanne: „Ich habe wohl mit Einigem von dir zu rechnen. Aber du musst auch mit mir Einiges aushalten. Wars denn schön heute Nacht?“ „Un-be-schreib-lich schön...“ bekannte Ferdinand, „für dich nicht?“ „Auch. Aber trotzdem wolltest du zwölf Stunden später Marion anknabbern.“ Da wird er schon ein bisschen verlegen: „Naja...“ „Ich hab nur eine Erklärung.“ „Welche?“ „Ein Männergen: Weibsbilder hamstern, bis sie zu den Ohren rauskommen. Ich kann dir nur eins raten: Sei froh, wenn du

mich, nur mich, einigermaßen sicher abknabbern kannst. Dazu brauchst du dein ganzes Leben. Verzeihe mir, wenn aus mir schon wieder Überlegenheit sprechen sollte.“ „Im Grunde liebe ich ja deine Überlegenheit. Ich komme schon nicht zu kurz.“ Sie küsste ihn: „Lang kommst du, sooooo lang...“ So viel zur Einleitung der zweiten Nacht.

Susanne stand heute morgen auf: „Ich lass dann schon mal Wasser ein.“ Er kam aus dem Schlaf und reagierte mit Vespätung: „Ja – Was lässt du ein?“ „Ich lasse Wasser in die Wanne. Ich kann mir nicht vorstellen, dass du keine Lust hast, mit mir zu baden.“ „In einer Wanne?“ „Ja. Zwei Wannan – so viel Komfort hat das Haus Fletscher nicht zu bieten.“ „Ja, lass Wasser ein.“

So war das, so muss das sein: Eine Premiere jagt die andere. „Ich habe keinen Schaum reingemacht,“ sagte Susanne, „weil ich dachte, dass du mich ansehen willst.“ „Stimmt genau.“ „Ich will dich auch ansehen.“ „Ist für mich ein Jungfernbad. Ich hab noch nie mit einem weiblichen Wesen in einer Wanne gelegen.“ „Ist dir aber viel entgangen.“ „Wie machst du das, dass du nicht so weiße Badeanzugmuster auf dem Körper hast?“ „Ich bin eine von den Blondnen, die nicht so viel Sonne vertragen. Und ich kenne Buchten, da braucht man gar nichts auf der Haut.“ „Bin ich gleich eifersüchtig auf die Buchten. Ziemlich heiß.“

Susanne erklärte: „Ich mags dampfend. Wir hatten mal ein Seminar über die Azteken, die lebten im heutigen Mexiko. Die hatten einen Reinlichkeitsfimmel, gingen dauernd ins Dampfbad. Sogar vom Ehebruch konnte man sich da reinwaschen. Ansonst war Ehebruch ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft werden konnte.“ „Au weia! Also, da ist mir ein Dampfbad schon lieber.“ „Aber das mit dem Dampfbad nach dem Ehebruch, - das ging bei den Azteken nur einmal im Leben. Also, nicht so Ehebruch – Dampfbad – Ehebruch – Dampfbad und so weiter. Wenn wir mal ein Kind haben, singst du dem dann Wiegenlieder?“ „Nö, kann ich gar nicht.“ „Aber das Kind muss doch wissen, wo es hingehört.“ „Dann singst du eben.“ „Aber du hast doch Marlene gesungen.“ „Aber nur, weil du geweint hast.“ „Und wenn unser Kind

weint?“

Ferdinand seufzte auf: „Eine, die Jura studiert, schiebt immer noch ne Frage nach. Ich hätte darauf bestehen sollen, dass du deinen Abschluss in Flemmzimpf machst.“ Susanne lachte und rutschte runter und sprach mit ganz tiefer Stimme und Wasserblubbern: „Und wenn unser Kind weint?“ „Dann werde ich ihm ein Wiegenlied nach dem anderen vorsingen, und es wird nie mehr aufhören zu weinen.“ „Ich hab da aber ganz andere Erfahrungen. Du hast mir mal viele Tränen vom Gesicht – nicht gewischt, sondern gesungen.“ Das machte Ferdinand lächeln: „Schöne Erinnerung. Wenn mir damals einer gesagt hätte, in drei Wochen liegst du mit der in einer Wanne – den hätte ich schallend ausgelacht.“ „Das ist der Unterschied zwischen uns beiden: Ich hätte ihn angelacht. Ich versinke in deine Person. Aber ich möchte gerne ich bleiben.“

„Susanne,“ Ferdinand wurde ernst: „wenn ich jemals versuchen sollte, dich nicht du sein zu lassen, musst du sofort den Alarmknopf drücken. Ich habe da böse Erfahrungen.“ „Wenn ich deine Freundinnen vor Susanne an den Fingern abzählen will, genügt da eine Hand?“ „Ja, genügt, fünf waren es. Die vierte hieß Frieda, die war sieben Jahre älter und hat mich rumkommandiert – es war furchtbar, ich wäre eingegangen wie ein Priemeltopp.“ „Und wie endete das?“ „Ich zog mich immer mehr zurück, bin richtig stumm geworden – eines Tages haute sie ab.“ „Und Susanne I war dann Nummer fünf.“ „Nein, die war sechs.“ Susanne in der Wanne freute sich: „Dann bin ich sieben?“ „Ja.“ Sie jubelte: „Ach, ist das schön, wie mir das gefällt! Ich liebe die Sieben, die ist so sperrig und kraklig und – ich bin eine. Acht kann jeder, Sieben muss man lieben...“

Alleskieker bekennt hier seine große Liebe zu Susanne. Die Frage, ob sie ihn wiederliebe, ist eine metaphysische.

37 Hier findest du deinen Mann nicht

Da saßen sie in Susannes Zimmer auf dem Bett. Um Mitternacht verabredet sein, wo man doch ziemlich müde ist. Orangensaft trinken zum Munterbleiben. Susanne bat: „Erzähl was von Berliner Discos.“ „Susanne, ich bin dreimal in eine Disco, einmal allein, zweimal mit Susanne I. Ich bin wohl kein Disco-Typ. Und du?“ „Also, mehr als dreimal bestimmt. Kommt immer darauf an, ob da einigermaßen Stimmung ist. Man selber, und die ganze Besatzung, und natürlich der DJ. Wenn der lahmarschig auflegt und man Sehnsucht nach dem Bett kriegt, - das ist schon sehr einschläfernd.“ „Wann können wir denn nun endlich gehn?“ „Willst du dir da ne halbe Stunde die Beine in den Bauch stehn?“ „Der Abend fängt nicht doll an.“ „Hoffentlich hört er doll auf.“

Die Disco hat drei Eingänge. Vor dem für Normalos steht eine lange Menschenglange, an deren Anfang vorne zahlt man 8 Euro Eintritt. Türsteher ist eine sehr beschönigende Bezeichnung für Teddy, den beachtlichen Hünen, er hat viel Macht, lässt Leute vor, die er kennt oder auch nicht kennt, wenn sie ihm nur gefallen, schickt Frechlinge – oder was er dafür hält – unbarmherzig ans Ende der Schlange zurück. Auch hat er ein wachsames Auge aufs Outfit eines jeden Einlassbegehrenden. Mädchen, deren Busen allzu ungebändigt quillt – dazu nestelt er schon mal an der oberen Mantelöffnung -, schickt er nach Hause.

Ferdinand fragte in nicht gerade guter Stimmung: „Sollen wir uns hier schon mal anstellen?“ Auch Susanne war nicht gerade high: „Weiß ich nicht.“ Als sie sicher sein konnte, dass der Türsteher sie hört, sagte sie laut genug: „Bestimmt hat die Marion hier Privilegien.“ Das wirkte prompt auf den Türsteher: „Wenn ihr auf die Marion mit dem Schlüsselanhänger wartet, stellt euch da drüben hin.“ Das taten die Unterprivilegierten.

Und sie beobachteten eine ziemlich unangenehme Szene: Fünf wollten rein, der Leithammel im schicken weißen Armani-Anzug, die Mädchen Ok,

aber die beiden anderen Herren: unmögliche bunte Schlabberhosen. Teddy, jeden Widerspruch ausschließend: „Ihr drei könnt rein, die beiden anderen nicht.“ Gejaule des Armani-Jünglings: „Mann, ich lass jedes Wochenende meine 500 Euro an eurer Bar!“ Ungerührt kontert Teddy: „Na und?“ Frustriertes Kopfschütteln: „Mann, da will man mal ne Party abziehen und dann sowas!“ Aber Teddy insistiert und zeigt auf die Schlabberei: „Mit den Hosen nicht!“ Solidarität des Leithammels? Nein: „Tut mir Leid, Jungs, wir sehn uns dann am Montag.“ Die Zwei zogen ab in die Dunkelheit. Wo ließen sie ihren Frust?

Marion kam erst Zwanzig nach Zwölf: „Entschuldigt tausendmal, aber in München kann man auch um Mitternacht in einen Stau geraten. Da waren nächtliche Straßenbauarbeiten und da bin ich wohl mitten rein. Obwohl ich die Gegend gut kenne... Wo parkt ihr?“ Begrüßung Susannes mit Küsschen-Küsschen, Begrüßung Ferdinands mit Küsschen-Küsschen. Wie bitte? Machen wir keine Staatsaffaire draus: Ganz bisschen verschusselt wegen des Staus, aber doch auch raffiniert absichtlich – zum Anknabbern. Wildern im fremden Revier? Nicht doch gleich so moralisch! Sie gingen durch eine Seitentür rein, im Schlepptau Marions, die mit dem Türsteher sehr vertraut tat, - mit dem Schlüsselanhänger kein Problem. Gibt nur 200 solche Anhänger. Garantieren dem Betreiber immer beachtlichen Umsatz, kriegen nur Promis und andere Reiche. So ein Anhänger soll auf einer Versteigerung mal 3.000 Euro gebracht haben.

Drin also. Ja, drin, im archaischen Ort, in der Steinzeit-Höhle. Was ist hier Steinzeit, was ist archaisch? Gestern gabs noch nichts dergleichen, na-ja, gestern vielleicht, aber vorgestern bestimmt nicht. Höllischer Lärm. Wer sagt denn sowas? Wer hat denn in der Disko Mozartisches Säuseln erwartet? Das sind doch Standpunkt-Fragen. Lichtspiele aus sehr vielen Scheinwerfern, in vielen Farben, schön, wenns nicht so laut wäre. Gibt das eine nicht ohne das andere. Ferdinand, du alter Sauertopf, warum musst du ausge-rechnet hier an Susanne I denken. Die geht mit Heinz sicher in eine Disko, wenns ihr Bauch noch erlaubt, und wenn Heinz nicht im Knast sitzt. Da

stehen sie am Spielfeldrand. Nicht zu dritt in eine Disko gehn, nie! Da schnappt sich einer die schöne Susanne. Sie tanzt los und will doch eigentlich nicht. Da wenden sich Marion und Ferdinand einander zu und lächeln, und Marion streckt die Hand aus, und sie tanzen los, etwas zurückhaltend zuerst, aber das gibt sich bald. Viele Jungs rufen „Hallo, Marion!“ Sie ruft „Hallo!“ zurück, ohne die Herren eines Namens zu würdigen. „Kennen dich aber viele hier!“ schreit Ferdinand. „Gib mir dein Ohr!“ schreit Marion. Er schiebt sein Ohr an ihren Mund, und sie erklärt ihm: „Hier hüpfen zehn oder zwanzig Kerle rum, die mich alle sofort heiraten würden, bloß weil ich reich bin. Wie so eine Ehe aussähe, brauche ich nicht auszumalen.“ Ferdinand spricht seinerseits in ihr Ohr: „Marion, den richtigen Mann findest du hier nicht.“ „Doch,“ sagt sie in dieser arrogant-direkten Art: „mit dem tanze ich ja gerade.“

Susanne hat das nicht gehört, - in unnachahmlich graziöser Geschicklichkeit hat sie an einer hochoberen Hand ihren Tänzer und gleich darauf an der anderen ihren Ferdinand und führt ihren Tänzer der Marion zu und entwischt mit ihrem Ferdinand.

Später dann Treff an der Bar. Susanne jappst: „Ich verdurste!“ Marion: „Ihr seid meine Gäste. Ferdinand, was trinken wir?“ „Ein Glas Berlusconi, bitte.“ Marion wendet sich zum Barmann, dreht sich dann aber rasch zurück: „Ferdinand, du Witzbold! Ich hätte doch jetzt glatt Berlusconi bestellt!“ Sie bestellt: „Moët, kleine Flasche, wir sind zu dritt.“ Der Barmann reagiert galant: „Marion, dir verkauf ich auch einen Fingerhut Moët.“ Sie stoßen an, sie trinken. Ferdinand wiegt genüsslich den Kopf: „Ist was sehr Feines. Gehört nicht zu meinen Alltagsgesöffen.“ Marion wiegelt ab: „Beruhige dich, zu meinen auch nicht.“ Wieder fand Susanne einen Mitreisser und landete in einigen Drehungen mit Sektglas auf dem, was man so Tanzfläche nennt. Er war ein guter Tänzer. War Carlos auch. Schön, so mitten im Tanzen an die ersten Sicherheiten mit Ferdinand zu denken. Spuren Unsicherheit bei dem Gedanken, ihn so nah bei Marion zu wissen. Die beiden tanzten ein zweites Mal. An einem Tisch fand Marion Kumpels, denen rief sie zu: „Ich komme

gleich mal zu euch.“ Einer schrie zurück: „Wir gehn gleich!“ Ferdinand verabschiedete Marion mit geschmeidiger Geste: „Geh zu denen, die gleich gehen. Ferdinand findet sich alleine zurecht.“

Stimmt nicht so ganz. Im Grunde fühlt er sich sehr unbehaust. Aber das ärgert ihn auch: er ist doch bestimmt kein Spielverderber, vielleicht die norddeutsche Art. Aber es gibt ja auch in Berlin und Hamburg Diskos, sicher sogar am Nordkap. Darunter wird Susanne zu leiden haben im Laufe ihres Lebens. Mensch, schon wieder diese fatale Verlängerung der Zuneigung in ferne und fernste Zukünfte. Was lauert denn heute Abend noch an der nächsten Ecke, wohin schubst dich denn morgen dein Schicksal? Nur das ist sicher, dass nichts sicher ist. *Hat Alleskieker bei Montaigne geklaut, der hats bei Plinius dem Älteren (24 – 79 n. Chr.) geklaut.* Wie wunderbar sie tanzt, wie wunderbar...! ‚Und seid dankbar‘ hat er Kim und Liliane geraten. War auch so ein Rat, von dem er nicht wusste, woher er kam. Er war so sehr sehr dankbar für das Wunder Susanne. Auch gefährlich, die schmeißt Fahrräder auf Füße, dass es wehtut. Hüte dich jedenfalls, das Wunder in Plastik zu packen, da kanns nicht atmen und nicht duften.

Da wird er von einer Susannen-Duftwolke umweht, sie endet ihren Tanz mit einem Wirbel um ihn herum. Sie hakt sich eng kuschelig bei ihm ein, als sei sie nach Hause gekommen: „Einen Schluck Champagner, und dann tanzen wir!“ Sie will ihn zu Marion zerren, aber ein schicker Mann mit Flasche gießt ihr das Glas voll: „Einen Schluck, und dann tanzen wir, schöne Frau!“ „Nein,“ beharrt Susanne, „der nächste Kick gehört Ferdinand.“ Der Mann nimmts leicht und zieht weiter: „Ferdinand, du Glückspilz!“ Ferdinand hat schon nicht immer die richtigen Sätze drauf: „Ich bin ein schlechter Tänzer.“ „Das kannst du Marion erzählen. Außerdem haben wir doch schon eine kleine Runde gedreht.“

Sie drehen noch einige Runden, Ferdinand tanzt auch noch mal mit Marion, dann sagt er: „Entweder raus oder Ohropax.“ „Was ist denn Ohropax?“ will Marion wissen. „Stöpsel im Ohr. Benutzen Großväter als Lärm-schutz.“ „Raus,“ sagt Marion, ein wenig unerwartet, „bevor du zum Großva-

ter mutierst.“

Sie lehnen am weißen Mercedes. „Ferdinand,“ fängt Marion an, „du hattest Recht: Da drin finde ich meinen Mann nicht. Aber wo dann?“ Susanne holt Luft: „Mariönchen, lass dir von einer sehr guten Freundin sagen, die am Anfang einer Affäre von einiger Dauer steht: Kuck nicht auf die Ärsche und den Waschbrettbauch, kuck in die Augen. Da flackert die Chemie oder sie flackert nicht. Suche einen Liebäugigen. Hier steht mein liebäugiger Ferdinand.“ Und er folgert: „Jetzt weiß ich, woher ich dauernd meine neuen Wörter habe. Liebäugig – wo gibt’s denn sowas?“ „Hier,“ sagt Susanne und haucht zwei Küsse auf seine Augen. „Marion,“ sagt Ferdinand, „ich sehe dich jetzt durch die Küsse von Susanne hindurch. Und du siehst sehr schön aus. Und ich wünsche dir was von ganzem Herzen. Dabei weiß ich, wie schwach das ist, was ich sage.“ Dafür erntet er einen zarten Kuss von Marion.

Am heutigen Morgen sind Ferdinand und Susanne so richtig kräftig heftig schön in der Liebe verschmolzen, da haut die Mutter an die Tür: „Ferdinand, Ferdinand! Die Waschmaschine!, es läuft schon auf die Treppe!“ Nun ja, wie kann man von einer Waschmaschine Rücksicht auf das Liebesleben ihrer Untertanen erwarten? Ferdinand ist schnell auf den Beinen und dürftig angezogen. Ab ins Bad, den Haupthahn zugekehrt: „Das, liebe Frau Mama, ist der Haupthahn fürs Wasser. Das sollten Sie sich merken für den Rest Ihres Lebens.“ Die Mutter will aufwischen: „Man kriegt ja am Samstag keine Handwerker!“ Ferdinand mahnt an: „Und gegen diese Wassermassen keinen Lappen, sondern Müllschippen!“ „Was ist denn das?“ Ferdinand sucht in Küche und Flur: „Wo man den Dreck drauffegt.“ Das reicht ihm die Mutter: „Das Kehrblech.“ Und er schaufelt Wasser in die Wanne: „Wenn Sie noch eine haben, noch so ein Kehrblech -“ Das nimmt dann Susanne, und sie schaufeln Wasser in die Wanne. Und die Mutter wischt hinterher.

Schließlich setzt sich Ferdinand auf den Wannenrand: „Haben wir uns jetzt ein Frühstück verdient?“ „Noch nicht, Ferdinand: Irgendwas müssen

Sie tun, damit wir den Haupthahn wieder aufdrehen können, sonst kann ich keinen Kaffee kochen.“ Ferdinand schließt den Hahn für die Wasserzuleitung zur Waschmaschine und macht den Haupthahn wieder auf: „Dem Kochen eines Kaffees steht nichts mehr im Wege.“ „Ganz großen Dank, Ferdinand!“ sagt die Mutter und haucht ihm einen Kuss auf den Bart. Ferdinand hat Kussempfangswochenende. Er sucht sich Werkzeug und Material zusammen und repariert den Schlauch.

Der Vater steckt den Kopf ins Badezimmer: „War was?“ „Nur ne kleine Überschwemmung,“ sagt Ferdinand. „Das wollte ich dir sagen, Ferdinand, da –“ und er zeigt auf den Anschluss, an dem Ferdinand rumschraubt, „- da hats in letzter Zeit immer stärker getropft. Wenn du das mal – aber da bist wohl schon dran. Heute ist Samstag, da kommt die SZ am Wochenende, die liebe ich besonders – weißt du warum? Weil ich da so viele Seiten mit Anzeigen ungelesen wegschmeißen kann. Werden aber zunehmend weniger. Große Krise im Anzeigengeschäft. Unter der Woche muss ich fast immer Seite für Seite lesen. Ich seh dich beim Frühstück.“

Um die gleiche Zeit stehen zwei Frauen in der Kassenschlange bei Karstadt in Giesing, unten bei den Lebensmitteln. Sie kennen einander lose, so von Einkaufen und Nachbarschaft. Sagt die eine: „Ich hab noch gar nicht die Fortsetzung vom Roman gelesen, wissens schon - von dem Ferdinand und der Susanne.“ Da sagt die andere: „Tun Sie das bald lesen, da kommen wir drin vor.“ „Was?“ fragt die eine, und fragt gleich weiter: „Wer wir?“ „Sie und ich. Wir stehen in der Schlange hier beim Karstadt und Sie sagen: Ich hab noch gar nicht die Fortsetzung vom Roman gelesen, wissens schon – von dem Ferdinand und der Susanne.“ „Und was sagen Sie?“ „Ich sage: Tun Sie das bald lesen. Da kommen wir drin vor. Und Sie fragen ganz erstaunt: Was? Wer wir?“ „Und was sagen Sie da?“ „Ich sage: Sie und ich. Wir stehen in der Schlange hier beim Karsta

38 Liliane, dein Stern geht auf

Die Connaisseurs in den Logen und auf dem Balkon hielten den Atem an, als Liliane gestern abend ihre Standarte unmissverständlich in den Bühnenboden der Staatsoper rampte: Hier wird ein neuer Stern geboren. Es wäre einfach eine unzulässige Untertreibung, sagte man, sie habe die Rolle des erwählten Mädchens in Strawinskys ‚Sacre du printemps‘ getanzt, - sie schwebte, flog, sprang in riesige Höhen, hauchte, sie bezauberte und verzauberte, sie drehte, stampfte und dampfte, immer wieder hob sie die Schwerkraft auf und erzählte den Menschen, wozu sie imstande seien, was möglich ist, auch wenn es unmöglich scheint. Sie rief laut im Geiste: Ich tue es, und die Zuschauer antworteten im Geiste: Danke, dass du uns vor Augen hältst, was uns verloren gegangen ist. Und im Hinterkopf diese Not, dass jeder Sprung, jede Drehung, die sie tat, im Bruchteil einer Sekunde Vergangenheit war. Irgendwo lief lautlos eine Videokamera, - diese Singularität konnte sie dennoch nicht einfangen. Bewahrt euer Herz! „Erinnerung“, sagte der Vater immer wieder leise vor sich hin, „Er-innern...“ und klopfte sich mit dem Daumen der flachen rechten Hand immer wieder behutsam an die Brust. Und natürlich heulte er los, als sein Schmetterling am Ende tot zusammenbrach, das Opfer dargebracht war.

Zur gleichen Zeit tanzte Ingrid in der CZARDASFÜRSTIN über die Bühne des Grazer Theaters. *Alleskieker verwahrt sich gegen den Vorwurf, zynisch zu sein. Oder doch: Er mag zynisch sein, aber eigentlich doch nur Freude, dass es auch mal gerecht zugeht in der Welt.*

Lilianes Erfolg war überwältigend. Immer wieder kam sie vor den Vorhang und bedankte sich mit der ganzen Grazie dieses geradezu kultischen Ballerinen-Knicks‘ für Applaus und Bravo-Rufe. Und wie sie kurz vor dem Verschwinden hinter den Vorhang noch eine Kusshand warf, nicht verhuscht-verwischt, sondern ganz präsent in der Liebeszuwendung, - und nur einmal schickte sie so einen Kuss – a star was born...

Sie hatte darauf bestanden, dass nicht in einem lärmigen, sprachtötenden Lokal gefeiert werde, sondern zu Hause. Das hatte mit Kollegen und Kolleginnen ein paar kleine Kämpfe gegeben, aber Liliane hatte sich durchgesetzt. Nach einem kurzen Prosecco-Umtrunk fuhr die erweiterte Familie nach Hause. Die Mutter hatte schon vor dem Weggehen die schönsten Weingläser auf den Tisch gestellt und das feinste Porzellan. Ob das alles so wertvoll war – alt war es jedenfalls. Und Alt war jetzt hier zu einem Wert an sich gemacht worden. Acht Kerzen in alten Leuchtern wurden angezündet. Auch das Essen stand auf Abruf, so dass man sich schon bald zur Feier der Sternengeburt setzen konnte.

Der Vater hatte die Gläser gefüllt. Jetzt nahm er das seine in die Hand und stand auf. Er öffnete den Mund zu einer Rede und dann brachen die Tränen wie Sturzbäche wieder aus ihm heraus: „Alles - was ich sagen kann - sind diese – diese Tränen – der Freude - du mein Schmetterling!...“ Er hob sein Glas und wollte sich setzen. Aber Liliane stürzte zu ihm und umarmte ihn so heftig, dass der Wein aufs weiße Tischtuch pladderte – und es war Rotwein! „Vater!“, rief sie, „ohne dich hätte ich heute nicht tanzen können!“ Sie umarmte herzlich die Mutter: „Mutter, ich danke dir für meine Geburt. Das Tischtuch mache ich sauber - oder nicht.“ Sie umarmte die andrängelnden Susanne und Ferdinand: „Ohne euch säße ich heute als Bettlerin auf der Maximilianstraße.“ Sie küsste Susanne, dann Ferdinand: „Ich hoffe doch, ihr küsst inzwischen.“ Ferdinand lächelte: „Küssen und so weiter, Schmetterling.“ Sie packte Kim und zog ihn auf den Flur: „Lass dir die Tigerpranken ins Fleisch hauen, mein geliebter Javaner!“ Nach kurz-heftigem Knutschen und Knuddeln kamen sie zurück, und Liliane verkündete: „Lasst uns nun ganz ruhig werden und gesittet essen.“

Am nächsten Morgen, als das Bett noch dampfte, lächelte Susanne und sagte: „Dass ihr Männer immer so angeben müsst im Höhenrausch...“ Ferdinand schnappte noch ein bisschen nach Luft und war besorgt: „Bist du nicht?“ „Nein.“ „Das tut mir Leid.“ „Macht nichts.“ „Doch, ich möchte - Frauen mit Orgasmus sind leichter zu handhaben.“ „Klingt überhaupt nicht nach

Ferdinand.“ „Stimmt, habe ich mal irgendwo gelesen.“

Susanne wollte noch mehr wissen: „Und was ist mit den Brüsten?“ „Wieso mit den Brüsten?“ „So einen Kerl hatte ich noch nie, der sich so über meinen Busen freut wie du.“ Ferdinand zuckte die Achseln: „Öfter mal was Neues – öfter mal n Neuen...“ Sie empörte sich: „Neien! Sag sowas nicht. Knospen hat schon mal Einer gesagt, aber du hast heute Nacht von Blüten gesprochen.“ Ferdinand suchte nach Gründen: „Bei einem schönen Frauenhintern muss ich immer gleich an Globus denken. Kugel ist etwas – ist eine Idealform.“ „Ist doch nur eine Halbkugel.“ „Zwei.“ „Aber die zwei Halbkugeln machen doch nie eine ganze.“ „In meinen beiden Händen schon...“

Sie erinnert sich versonnen: „Ich bin so glücklich, dass du neulich meinen obersten Knopf aufgemacht hast. Ich war noch gar nicht so weit.“ Das verwundert Ferdinand: „Nein? Ich erinnere mich, dass du sehr schnell aufgestanden bist und mir das Jackett ausgezogen hast.“ Das verwundert wiederum nun Susanne: „Ja?... Naja. Ich erzähl dir was, pass mal auf: Ich mach was mit dir, das macht uns beiden unheimlich Spaß. Aber du wirst davon sehr sehr dick, und zwischendurch wird es dir kotzübel, und in deinem Bauch strampelt was. Und nach neun Monaten bringst du unter großen Schmerzen ein Menschlein zur Welt. Und das Verrückteste: Bevor das alles passiert ist, hast du Ja dazu gesagt. Und in ein oder zwei Jahren sagst du vielleicht nochmal Ja.“ „Du machst aus mir kein Mädchen.“ „Frau.“ „Auch nicht. Das kann nur eine wie du. Das Wunder bleibt bei den Damen. Nicht im geringsten gleichmäßige Verteilung der Aufgaben: du neun Monate, ich null.“ „Ist schon sehr merkwürdig. Und da gibts Leute, die sagen, der Unterschied sei klein. Sowas von riesig, wie der ist!“

Beim späten üppigen Sonntagsfrühstück saßen die drei Paare von gestern wieder beisammen. Die Mutter sagte voller Bewunderung zu Liliane: „Was du da gestern auf der Bühne getan hast, - das hat heute für mich schon etwas sehr Unwirkliches, ja Unglaubliches. Aber das sollte ich vielleicht nicht so ausdrücken, das schmälert deine – Leistung möchte ich auch ungern sagen. Du hast einen Traum auf die Bühne gestellt, einen ganz kon-

kreten, realen, greifbaren – aber eben doch einen Traum – vom Glück. Und das habe ja wohl nicht nur ich gespürt. Und so muss es sein. Mein Schmetterling...“

Der Vater fragte: „Habt ihr denn alle, Schmetterlinge und andere Geschöpfe, eure Chronometer gestellt? Eine Stunde haben wir alle gewonnen. Ich kann die Sommerzeit nicht leiden. Jetzt kann ich wieder bei Dunkelheit durch Giesing gehen – wunderbar, und meinen Earl Grey kaufen im Tegernseer Teeladen, und den köstlichen Gorgonzola in der Giesinger Käsealm. Alles bei dunklem Himmel und viel menschlichem Licht...“

Die Rede kam bald auf die Frage nach Sinn und Unsinn von Menschenopfern. Die, die es getanzt hatte, konnte wenig dazu sagen; für Liliane war es eine künstlerische Herausforderung, eine genaue, wenn auch höchlichst inspirierte Befolgung von choreografischen Anweisungen. „Nicht doch, Schmetterling,“ sagte der Vater, „nie und nimmer treibt mir die Befolgung choreografischer Anweisungen die Tränen derart in die Augen.“

Der Vater wusste, dass das Wort Barbar für die alten Griechen die Redeweise der Fremden aus dem Norden war – Homerische Verse konnten die nicht artikulieren, nur Barbarbarbarbar... Wo man so sprach, da konnten auch Menschen zur Feier des Frühlings geopfert werden. Ferdinand betonte, dass er sich völlig außerstande fühle, nachzuvollziehen, wie ein Mensch es anstellt, das Leben eines anderen Menschen in den Tod zu befördern: „Und sei er auch als Opfer ausersehen. Das ändert doch alle Umstände radikal.“ „Warst du denn nicht beim Bund?“ wollte der Vater wissen. „Doch. Aber ich habe hinterher verweigert.“ „Kann man das denn - hinterher?“ „Ich habs getan.“

„Der Mörder als Rätsel,“ kommentierte Susanne, „ein uraltes Thema, im Zeitalter der Fernsehkrimis freilich sehr antiquiert. Die Autoren heute fragen ja wohl beim Bleistiftspitzen zunächst einmal nur: Wie und wo und wann können wir einen Menschen ermorden, möglichst geheimnisvolle Umstände, das Weitere findet sich. Von deinen Skrupeln, Ferdinand, wissen die

nichts. Wie meilenweit sind westliche Fernsehkrimis entfernt von Bali und Moskau und von dem Scharfschützen in Washington.“ Ferdinand fragte: „Meilenweit? Sternenweit, Susanne! Lichtjahre! Wenn Einer um sich ballert – mir noch verständlich, – schwer verständlich, aber... Aber da in Washington, der hat sich doch einen mobilen Schießstand ins Auto gebaut. Darüber musste er doch nachdenken, das musste er doch planen mit Zollstock und Bohrmaschine. Das musste er doch tun, basteln, bauen, ausbauen. In der Nacht schlafen, und am nächsten Tag weiter werkeln. Und weiter: Bei einer Schule so parken, dass er durch ein Loch im Kofferraum die Kinder, die die Schule verließen – oder reingingen, ich weiß es nicht – ins Fadenkreuz bekam und – und jetzt kommt das für mich Rätselhafteste: – mit dem Zeigefinger der rechten Hand abdrücken und einen 13-jährigen Jungen vom Leben in den Tod befördern.“ Ferdinand senkte den Kopf, legte den Ellbogen des rechten Armes in die linke Hand und krümmte den Zeigefinger immer wieder, immer wieder...

Die Mutter hielt das kaum aus und gab zu bedenken: „Bei Strawinsky ist es doch eher ein Selbstmord, wenn auch ein befohlener.“ Und Kim sagte trocken: „So weit weg ist doch Palästina nicht, wo sie geplant werden, und Israel, wo sie passieren...“

Am Nachmittag gingen Susanne und Ferdinand runter zur Auer Dult. „Glaubst du, dass ich einen Strafprozess kriege?“ fragte Ferdinand. „Hat denn dein Professor schon was gesagt?“ Susanne schüttelte den Kopf: „Ich habe ihn gefragt, aber er war noch nicht dazugekommen, genauer nachzuschlagen. Ich gehe in ein paar Tagen dran, wenn meine Schriftliche fertig ist.“

Letzter Tag der Kirchweih-Dult 2002. Sie leisteten sich die schöne Kinderfreude des Kettenkarussells. Hinterher standen sie da und schauten ihren Nachfolgern zu. „Das ist deine Situation, Ferdinand,“ sagte Susanne, „wir sitzen alle im Karussell, aber manche fallen raus. Du zum Beispiel. Im Leben hört das nie auf zu drehen. Wie willst du denn da je wieder reinkommen?“ „Also,“ gab Ferdinand zu bedenken, „ob die, die da rumsausen, frei

sind, das ist auch so eine Frage.“ Aber Susanne beharrte: „Ich sehe es im Augenblick so: der da rumsaust, der steht hinterm Bankschalter und hat jeden Tag Feierabend. Und hier draußen sind die, die im Flaucher pennen.“ „Naja,“ mehr fällt ihm dazu nicht ein.

Da fragt Susanne: „Hast du schon mal darüber nachgedacht, was du machen willst, wenn du wieder -, also wenn sich bei dir alles wieder normalisiert hat?“ „Warum soll ich was anderes machen als vorher? Ich bin Banker, das habe ich gelernt. Und ich bin eigentlich gerne Banker, ich kann das ganz gut.“ Susanne stellt die Schicksalsfrage sehr beiläufig: „Willst du in deine Filiale in Berlin zurück?“ „Nein. Ich will dein Haar immer riechen können.“ Sie umarmt ihn leidenschaftlich fest und fordert mit gebrochener Stimme sehr unerwartet: „Ferdinand, rette mich, rette mich, Ferdinand!“ Er staunt streichelt er ihr den Kopf: „Bist du denn in Gefahr?“ „In der schlimmsten, in die eine Frau geraten kann. Männerausprobieren – es gibt nichts Schlimmeres. Und du findest keinen, nicht einen einzigen Kerl. Wie haben wir uns eigentlich kennengelernt?“ „Hast du das vergessen?“ Ungeduldig fragt Susanne nur: „Wie?“ „Käsehäppchen auf Vernissagen.“ Sie lächelt ihn an: „Du bist auf so leisen Sohlen in mein Leben gekommen. Bitte, bleib drin, bleibe darin, bitte! Ich flehe dich an, auch wenn du denkst, die Zicke geht mir auf die Nerven.“ Er spürt ihre Not, hört nicht auf, ihre Haare zu streicheln: „Du meine etwas größere Kleine.“ Er schaute auf und sah viele Japaner mit sehr vielen Fotoapparaten die Auer Dult erobern.

39 Eine der besten Hummersuppen in der Bundesrepublik

Susanne sitzt am heutigen Morgen an ihrer Arbeit vor dem Notebook und stöhnt: „Ich muss meinen Vater fragen, woher das Wort Eigentlich kommt. Eigentlich ist meine Arbeit nämlich fertig.“ „Das hast du schon vorgestern gesagt.“ „Genau deswegen will ich ja wissen, was ich eigentlich sage, wenn ich Eigentlich sage.“

Sie starrt auf einen Punkt am Teppichrand. „Was fixierst du denn da?“ fragt Ferdinand. Susanne hebt einen Hemdenknopf auf, küsst ihn und hält die Hand hoch in die Höhe: „Jubeljubeljubel! Ein Zeichen unserer Liebe! Gib mir mal dein Hemd, das ich zerrissen habe.“ „Das hat doch Zeit.“ „Alles hat Zeit und alles muss gemacht werden. Gib her.“ Ferdinand kramt sein Hemd vor – macht Spaß unter so viel Damenzeug: „Ich würde das am liebsten so wie es ist in unser Museum hängen.“ „Da haben wir mal gerade zwei Wochen Vergangenheit, da stopfst du schon unser Museum voll. Wie ernst meinst du das?“ „Naja, nicht ganz ernst, ich habe den Riss ja inwendig.“ Susanne meint wie beiläufig: „Klingt nach inneren Blutungen.“ „Ja, vielleicht...“ murmelt Ferdinand. Susanne hält ihm den Knopf hin: „Küss du auf jeden Fall auch den Knopf.“ Ferdinand küsst den Knopf und viele Finger. Susanne grunzt und besieht sich den Schaden: „Drei Knöpfe sind ab und zwei Knopflöcher sind angerissen. Recht geschieht mir.“ „Bitte bitte, mach das nicht mies, Susanne. Es gehört zum Schönsten, was ich je erlebt habe.“ „Och Ferdinand.“

Sie geht zu ihrer Mutter und holt noch zwei Hemdenknöpfe und bespricht das Stopfen der Knopflochrisse mit ihr. Die Mutter fragt natürlich: „Wie ist das denn passiert?“ „Als es ganz ernst wurde, konnte ich nicht schnell genug an sein Brustfleisch kommen.“ „Ist schon wunderbar, dass wir das alles so aus ziemlicher Nähe miterleben können. Macht mich gleich zehn Jahre jünger. Jetzt geh mal mit den Knöpfen rüber und näh sie an. Liegt dir doch dran oder?“ „Ja, - das sind so Situationen...“ „Ich freue mich, dass ichs

begreife. Später bringst du mir das Hemd, dann bringe ich die Knopflöcher in Ordnung.“ „Aber mein Ehrgeiz –“ „Den hebst du dir auf, den investierst du in Knopflöcherstopfen, wenn du dein Staatsexamen hast.“

„Paps,“ fragt Susanne ihren Vater, als sie ihm auf dem Korridor begegnet, „was fang ich mit dem Wort Eigentlich an?“ „Ein ziemlich verschwiemertes Wort. Dem Sinn nach zielt es nach Eigen und Genau, aber es provoziert meistens das Wort Aber und steht in konjunktivischen Zusammenhängen.“ „Wann habe ich meine Schriftliche fertig?“ „Nicht, wenn du sie eigentlich fertig hast, sondern wenn du sie wirklich fertig hast. Ziemlich schwankender Boden...“ „Danke, Paps.“

Susanne ist wieder drüben und näht Knöpfe an und redet: „Wir gehen heute nachmittag zusammen zu meinem Boss. Du kennst ihn ja, Professor Kammhuber. Der hat am Montag Sprechstunde. Wir müssen dich wieder normal kriegen. Es geht wirklich nicht, dass Eine, die sich so intensiv mit Kriminologie befasst, mit so einem hergelaufenen Gauner ins Bett tobt, der nur ein Paar Schuhe hat.“ „Ich weiß gar nicht, wie ich an meine Sachen in Berlin kommen soll. Die Susanne I hat mir gesagt, dass – meine Sachen trägt jetzt alle der Heinz.“

Es klopft. Susanne ruft: „Wer ist da?“ Marion ruft von draußen: „Marion – darf ich rein?“ Und Susanne macht ihr die Tür auf: „Ja, komm rein. Ich freu mich.“ Marion: „Ich bin nicht allein. Das ist Mark.“ Ein junger Glatzkopf mit Drei-Tage-Bart, die Barthaare länger als das, was da auf der Glatze sprießt, aber ansonst nicht unsympathisch. Susanne bietet an: „Setzt euch, feine Überraschung!“ Marion ist kleine Spuren verlegen: „Ich hätte ja anrufen können – und sollen, aber...“ Susanne wehrt ab: „Nein, ich find es prima – wenn nicht immer alles so vorverdrahtet ist. Bloß die kleine Gefahr, dass wir nicht dagewesen wären.“ Marion hat sich in den Lehnstuhl gesetzt: „Schöner Sessel ist das.“ Susanne erklärt: „Den haben wir extra für Ferdinand hier reinbugsiert.“ Marion springt auf: „Oh, entschuldige, Ferdinand!“ „Bleib bitte sitzen, Marion,“ beeilt sich Ferdinand, „es ist mir eine Ehre.“ „Mei, jetzt brecht euch bloß nicht die Höflichkeitshaxn!“ merkt Susanne an

und näht weiter.

Marion guckt sich die Näherei an: „Ferdinands Hemd?“ „Ja.“ Marion ist etwas in Opposition: „Also – ich weiß nicht, was passieren müsste, dass ich meinem Freund die Hemdenknöpfe annähe.“ Susanne lacht: „Und wenn du sie ihm abgerissen hast?“ Marion schaut zu Ferdinand: „Ach so. Hat sie?“ Susanne schließt ab: „Habe ich. Marion, kann ich dir was Gutes tun?“

„Ja,“ fängt Marion etwas zögerlich an, „ich bin gekommen, damit Ferdinand mir einen Rat gibt.“ Sofort befällt Eifersucht Susanne – der schneidende Ton: „Und ich?“ Marion besänftigt rasch: „Du natürlich auch. Wir brauchen eure Hilfe.“ Mark widerspricht: „Wir? Du!“ Marion bleibt noch sanft: „Ich, ja. Er ist nur sehr widerwillig mitgekommen. Auf der Treppe wollte er noch umdrehen.“ Mark steht auf und wendet sich zur Tür: „Vielleicht besser, wenn ich jetzt noch gehe.“ Marion leidet: „Jeder zweite Satz von ihm heißt: Ich gehe. Als ich ihn kennen lernte, sagte er: Mädchen, die ich nach zwei Stunden nicht im Bett habe, interessieren mich nicht. Da gehe ich.“ „Spricht irgendwas dagegen?“ lässt sich jetzt Mark mit spöttischem Grinsen vernehmen. Susanne antwortet schön klar: „Ja: Jungs, die solche Sprüche klopfen, interessieren uns nicht.“ Wunderbare Gelegenheit für Mark, sehr souverän zu fragen: „Marion, was hast du dazu zu sagen?“ Marion grinst: „Er hatte mich nach einer Stunde und 47 Minuten im Bett.“

Susanne geht zu Mark und tatscht ihn ab, als suche sie etwas in seinen Taschen, hat auch ein bisschen was Aggressiv-Erotisches. Marion fragt verwundert: „Suchst du was Bestimmtes?“ „Ja,“ sagt Susanne, „den Wecker.“ „Welchen Wecker?“ fragt Mark. Susanne erklärt: „Den du beim Kennenlernen gestellt hast, und der nach zwei Stunden geklingelt hat. Aber da wart ihr ja schon 13 Minuten im Bett.“ Mark sagt ins allgemeine Lachen hinein mit spöttischer Bewunderung: „Marion, deine Freundin gefällt mir.“ Susanne pariert eindeutig: „Das ist schön, aber lass bei mir ja den Wecker stecken – und alles andere auch...“ „Hoho,“ machte Mark, „die gefällt mir!“ Marion findet: „Mark, du wiederholst dich. Susanne, du hast zwei Kissen in deinem schönen breiten Bett. Hat sich was verändert seit Starnberg?“ „Ja.

Ich wollte ja Ferdinand erst bei dir einquartieren.“ Das findet Marion denn doch sehr reizvoll: „Ja? Ach nee. Woran lags?“ „Er wollte nicht.“ Marions Mund wird spitz: „Aha. Wieder eine Hoffnung weniger.“ Susanne fügt an: „War aber schon, als wir in der Disko waren.“

Marion will wissen: „Ganz offen gefragt: Was soll ich machen mit diesem Ungeheuer?“ Ferdinand fragt: „Wie hält ers denn mit der Treue?“ „Wir kennen uns seit zwei Tagen. Seitdem ist er treu.“ Aber Mark lässt da keine Zweifel aufkommen: „Treue ist der letzte Heuler. Biste mal eben nicht treu, kracht die Eifersucht durchs Gebälk – nein, danke.“ Ferdinand: „Mir sagte neulich ein Mädchen: Treue sei die allerletzte Dekadenz.“ Wieder Susannes schneidend scharfer Ton: „Neulich? Wann denn? Wer denn?“ Ferdinand beschwichtigt rasch: „Wir kannten uns noch nicht.“ Marion will wissen: „Und was hast du gesagt?“ „Ich habe sie belehrt, dass Enten auch dekadent seien.“ Marion erklärt: „Also, ich könnte dann schon mal zuschlagen.“ Mark fühlt sich bestätigt: „Na bitte, wie ernst meinst du das?“ Marion gibt zu: „Ganz ernst.“ Mark geht zur Tür: „Nicht mit mir.“ Ferdinand will ihn aufhalten: „Mensch, Mark, von Marion verprügelt werden, - stelle ich mir hinreißend vor.“ Susanne zischt wieder: „Untersteh dich!“ Marion fragt: „Ferdinand, die Susanne ist manchmal ein bisschen bissig mit dir. Wie hältst du das aus?“ „Dickes Fell. Ich liebe sie rundherum.“

Mark glotzt ein bisschen auf Susanne und Ferdinand: „Ich bin nicht die Spur Masoschist. Ferdinand, lass dich von Marion verprügeln. Gib mir deine Susanne. Die gefällt mir.“ Ferdinand lacht: „Ich warne dich: die schmeißt dir das Fahrrad zwischen die Beine.“ Marion grinst: „Hast du gemacht?“ Ferdinand erläutert: „Ja, am ersten Abend.“ Susanne ergänzt: „Weil ich mich in ihn verliebte. Wollte ich nicht.“ Marion: „Sich nicht in Ferdinand verlieben wollen, ist mir rätselhaft.“ Da findet Mark: „Also Leute, Frauenaustausch wär doch hier ne prima Sache!“ Aber Ferdinand findet: „Frauenaustausch ist Scheiße!“

Marion will von Susanne wissen: „Habt ihr euch schon mal gekracht?“ „Ja.“ „So richtig doll?“ „Entsetzlich, wirklich das Letzte. Ich bin weggefahren,

mit dem Radl weggefahren und habe geschrieen: Mörder, Verbrecher, Killer! Versuche ja nicht, mir noch einmal unter die Augen zu kommen!“ Marion will wissen: „Und wieso liegen jetzt hier die zwei Kissen?“ Ferdinand weiß das: „Weil ich hier noch meine Tasche hatte.“ „Die holte er, und dabei hat er mir hier den Knopf aufgemacht.“ Mark findet sich überlegen: „Ich hätte die Tasche sausen lassen.“ Ferdinand legt nach: „Hättest du den Himmel auf Erden sausen lassen.“ Mark fühlt sich etwa unbehaglich: „Ihr wollt mich an dieses Mädchen verkuppeln. Aber ich will nicht!“ Ferdinand will wissen: „Warum nicht?“ Mark beharrt: „Weil ich nicht will.“ Susanne folgert: „So argumentieren Kinder, die gerade sprechen lernen.“ Mark wehrt sich: „Sie ist schön, sie ist reich, alles wunderbar. Aber keine Handschellen.“ „Ist was dran,“ sagt Ferdinand. Und erntet natürlich von Susanne ein empörtes „Ferdinand!“ Aber der weiß Rat: „Ich liebe Handschellen.“ Susanne resümiert: „Wer Krach nicht mag, und keine Treue und keine Eifersucht, - der lebt doch in der Wüste.“

Mark weiß sofort einen Einwand: „Man kann auch in der Wüste vögeln.“ Und Susanne weiß sofort den Einwand zum Einwand: „In der Wüste kann man nur vögeln, das ist das Schlimme.“ „Das Gute!“ „Das Schlimme! Alle kucken zu. Wüste ist ohne Zukunft.“ Mark weiß: „Wüste ist Raum, nicht Zeit.“ Marion schauderts ein wenig: „Oh Gott, jetzt werden sie philosophisch. Susanne, was soll ich machen?“ Susanne weiß schnell Bescheid: „Diesen Krüppel sausen lassen. Einen, der bei Krach, Treue, Eifersucht und vor allem Versöhnung abhaut und das nicht als Geschenk sieht, der ist dich nicht wert.“ Mark ist leise irritiert: „Susanne, bist ganz schön straight.“

Susanne fährt bei gutem Wind fort: „Marion, wir machen jetzt kein Teenagergegacker. Wir reden offen vor Marks Ohren. Und was ich sage, kann auch völliger Quatsch sein –“ „Rede,“ fordert Marion. „Du musst diesen erbärmlichen Kerl verrückt machen, auf Siedehitze bringen, abschmelzen.“ Marion resigniert: „Das kann ich nicht.“ „Es ist deine einzige Chance. Lass ihn zappeln, lass ihn sausen!“ Marion glaubt zu wissen: „In der Sekunde habe ich ihn verloren!“ Susanne schlussfolgert: „Das käme darauf an. Du

musst lateral denken und handeln.“ „Was ist denn das nun wieder?“ will Mark wissen. Susanne erläutert: „Von der Seite ran und rein. Seiteneinsteiger, völlig überraschend – und gefährlich.“ Mit reizendem Augenaufschlag sagt sie zu Mark: „Solltest du mich küssen, Mark, würde Marion dir eine Maulschelle verpassen – ist das nichts?!“ Mark fasst sich doch tatsächlich an die Backe und schaut Marion an, lächelt: „Ich würde nicht mal zurückschlagen.“

Susanne glaubt, ihn zu erkennen: „Aber sofort abhauen.“ „Nee,“ sagt Mark, „die Frage ist, ob ich nicht jetzt besser abhaue, - ihr verführt mich, von mir weg. Ihr macht mich impotent mit eurem Gequatsche.“ Ferdinand stellt dazu fest: „Du bist aber leicht zu kastrieren.“ Susanne macht weiter: „Mark, begreif doch endlich den Reichtum im Gebirge und am Flussufer im Wald, muss ja nicht gleich der Urwald sein. Treue, Eifersucht, auch mal Schläge, - all dieses altmodische Zeug ist der hinreißendste Ernst, den es im Leben gibt! Wer das nicht kennt, der lebt auf Krücken, der hungert, der kennt nur Kartoffeln und Quark.“ „Aber Kartoffeln und Quark –“ „- ist auch was Feines, hast ja Recht, Mark, aber wenn einem der Quark zu den Ohren rauskommt vor lauter Wüste ringsumher.“ „Jetzt sind wir schon wieder in der Wüste. Und du meinst, der Reichtum im Gebirge und - was war das andere?“ Marion hats behalten: „Am Flussufer im Wald.“

Susanne weiß noch was: „In der Wüste keine Kolibris, keine Papageien, Kakadus, Affengkreisch, steril auch gegen Moskitos, aber auch kein mitteleuropäisches Vogelkonzert.“ Mark ist ziemlich geschafft: „Noch ein Satz auf dieser Violin-Saite, und ich bin raus, endgültig weg.“ Jetzt kommt von Marion ein sehr kräftiges, scharfes: „Geh!“ Mark schaut sie kurz an, die im Augenblick nicht gerade einladend aussieht. Er geht raus und macht die Tür zu. Susanne will hinterher. Marion hält sie zurück. Ferdinand reißt nach einer stummen Weile die Tür auf, da hatte Mark die Hand auf der Klinke und stürzt ins Zimmer, fast wäre er hingefallen. Zehn Sekunden Stille ohne jede Bewegung. Dann richtet sich Mark auf und sagt: „Ich habe Hunger. Ich möchte mit euch was essen. Und neben Marion sitzen. Und ich möchte auch

in Zukunft mit euch sprechen dürfen... Dringendste sofortige Warnung: Wie lange ich das aushalte, weiß ich nicht!“

Marion freut sich sehr: „Ich lade euch alle ein zum Dallmayr. Ihr dürft dort alle eine der besten Hummersuppen in der Bundesrepublik Deutschland schlürfen. Und noch was anderes natürlich. Also essen, nicht schlürfen. Meine Herren, es wird eng hinten in meinem Cabrio. Aber wenn ihr eure Ärsche und Beine richtig sortiert, geht es.“

Sprechstunde bei Professor Kamhuber im Institut für Kriminologie. Er hat in Spuren ein schlechtes Gewissen, weil er sich noch nicht um den Fall Ferdinand gekümmert hat. Deshalb kommen gleich feine Fachausdrücke daher: „Wir brauchen da eine Sanierung. Nichtanzeige einer Straftat. Geldwäsche ist strafbar. Wieviel war es?“ „300.000 Mark.“ „Und haben Sie was dabei verdient?“ Susanne weiß: „Lächerliche 4 %. Und es war noch in der Zeit, als offiziell umgetauscht wurde.“ „Ob das die Sache erleichtert, weiß ich nicht. Warum sind Sie geflohen?“ „Ich bekam einen anonymen Anruf von einiger Deutlichkeit.“ „Hm...“ „Ich war auch Zeuge eines Mordes, getarnt als Sportunfall, auch zu meiner Erpressung als Zeuge inszeniert.“ „Hm. Geht zu einem guten Rechtsanwalt. Ich empfehle Doktor Schöttler, der ja auch hier ab und zu ein Referat hält.“ „Ich kenne ihn,“ sagte Susanne, „also nicht direkt persönlich, aber –“ „Sagt einen schönen Gruß und Empfehlung von mir. Lasst euch draußen die Telefonnummer geben. Er kennt sich mit solchen Sachen sehr gut aus. Könnte mir vorstellen, dass er Sie da ohne Gefängnis raushaut. 3 Euro 50 wirds kosten.“ „Und nicht zur Polizei gehen?“ fragte Susanne noch. „Würde ich zunächst abraten. Die können sich gar nicht die Zeit nehmen, so umfassend und vor allem so zielgerichtet zu fragen, wie der Doktor Schöttler das tun wird, der ja dann sicher auch Verbindung mit der Polizei aufnehmen wird. Kommt dann auch Verhaftungsgefahr dazu. Frage, ob die Sache mit dem Sportunfall dazugehört. Das wird aber auch der Schöttler entscheiden. Wär doch gelacht, wenn wir nicht wieder einen feinen Bürger aus Ihnen machen. Ich fliege heute noch nach Berlin, ich weiß im

Moment gar nicht genau, was da tagt. Ich wünsche alles Gute. Tschüs.“

40 Das war es - zunächst

Gestern abend um 19 Uhr 06 sagte Ferdinand: „Sag mal, wann war eigentlich die Tour?“ „Welche Tour?“ fragte Susanne. „Wir haben doch bei den Kamhubers zwei Tickets geschenkt bekommen.“ „Mei,“ sagt Susanne und fummelt in ihrer Tasche rum, „ich fürchte, das war gestern.“ „Das wär aber schade.“ Sie hat die Tickets gefunden und liest: „Nee, heute, Montag, 28. Oktober.“ „Gibt’s nur zwei Möglichkeiten: Entweder mit einem ungeheuren Satz losspringen oder – wann ist denn das?“ „19 Uhr 30.“ „Also, losspringen oder sausen lassen.“ „Losspringen, Ferdinando, wir können doch nicht 120 Peseten sausen lassen!“ „Waren doch nicht unsere Peseten.“ Susanne fand: „Du bist nicht nett zu meinen Professors.“ „Außerdem schaffen wir das doch gar nicht.“ „Du unterschätzt die Münchner U-Bahn. Ende der Diskussionen. Komm! Und wenn wirs nicht schaffen, gehn wir ein Eis essen.“

Also: die Münchner U-Bahn soll leben, um 19 Uhr 31 waren sie am Hauptbahnhof. Und da stand der Bus noch, schon ziemlich voll, und hufenweise noch Japaner mit Kameras, asiatische Trauben an der vorderen Tür. Da wurden noch Karten gekauft. Aber Susanne hielt ihre Karten hoch und stieg ein, ging an der die Tickets kontrollierenden Stewardess vorbei und suchte weiter hinten einen Platz für sich und Ferdinand. Ferdinand ließ zwei älteren Asia-Ladies den Vortritt. Da packten ihn sehr kräftige Arme von hinten, Jemand stopfte ihm blitzschnell, ehe er überhaupt schreien konnte, einen Chloroformpfropf in den Mund. – oder was das für asiatisches Zeug war. Einer packte ihn am Handgelenk – das war der Griff aus dem Sportcenter in Biesdorf, mit dem er zum Zugucken beim Mord eingeladen wurde, aber er spürte es kaum noch. Kräftige Arme zerrten ihn rückwärts aus dem Bus, griffen seine Beine. Zwei Asiaten fingen im Bus einen sofort heftig eskalierenden Streit an, so dass aller Augen auf sie gerichtet waren, auch die des Fahrers und der Stewardess. Draußen umstellten Asiaten den Vorgang und dichteten ihn ab. Ein Kastenwagen hielt vor dem Bus. In den verfrachtete

man Ferdinand, und er sauste ab. Das alles geschah mit einer so lautlosen und wahnsinnig schnellen Präzision, dass außer den Asiaten niemand etwas mitkriegte, und wenn Fetzen des Geschehens anderen zu Bewusstsein gekommen sein mögen – aus den Fetzen ließ sich kein Bild machen.

Susanne war im Bus weit nach hinten gegangen. Wenn sie sich nach Ferdinand umschaute, waren ihr da zwei Asia-Ladies vor der Nase oder die Streitenden. Sie setzte sich auf einen Platz am Gang, die eine Dame wollte auf den Fensterplatz, aber den hielt sie mit Gesten und ein paar Brocken Englisch für Ferdinand frei.

Aber Ferdinand kam nicht. Susanne wurde nervös, schaute immer unruhiger nach vorn. Da war noch ein bisschen Gedrängel im Gang, Leute standen auf, versperrten die Sicht, tauchten Plätze, setzten sich dann wieder. Dann wurde der Diesel angelassen. Da sprang Susanne auf und rief „Ferdinand!“ Sie arbeitete sich unter einigen Mühen zum Fahrer vor. Von Ferdinand keine Spur. Sie schrie: „Ferdinand!“ und guckte in alle Reihen nach hinten. Aber er musste sich doch melden, wenn sie schrie: „Ferdinand!“ Der Fahrer schloss die Tür per Automatic und machte den Winker nach links raus und wollte losfahren. „Halt!“ schrie Susanne, „Ferdinand ist nicht drin!“ Die Stewardess fragte: „Fehlt Jemand?“ „Ja! Mein – äh: Ferdinand! Lassen Sie mich raus.“ „Wir müssen fahren,“ sagte der Fahrer. „Lassen Sie mich raus! Ich fahre nicht alleine mit!“ Der Fahrer betätigte nochmals die Tür. Susanne sprang raus. Sie schaute sich überall um und rief: „Ferdinand!“ Der Bus fuhr ab. Solche Witze zu machen, war eigentlich nicht seine Art.

Ein Mann kann doch nicht mitten in München vom Bahnhofsvorplatz verschwinden. Kann nicht. Aber ist verschwunden. Susanne musste sich tatsächlich die Augen reiben. Was denn? In den Bahnhof gerannt und mit dem nächsten Zug nach Berlin gefahren? Hinterherrennen? Nein! Die Asiaten schossen ihr ins Gehirn, waren unverhältnismäßig viele am Bus herumgestanden. Keiner mehr hier, aber bestimmt nicht alle im Bus. Sie wusste zu wenig von chinesischen Mafiosi. Sollten sie wirklich so – so hervorragend

arbeiten? Sie musste sich dagegen wehren, dass ihr nicht die Knie weich wurden. Sie holte ihr Handy aus der Tasche. Aber wen sollte sie anrufen? Zu Hause? Aber selbst wenn er – aus welchen Gründen auch immer – nach Hause zurückgefahren sein sollte, – jetzt wäre er doch noch gar nicht da, dieser handylose Vollidiot, Geldwäscher, Kleinkriminelle! Vollidiot nahm sie sofort zurück.

Die Polizei, Notruf 110, Moment mal! Nein!, nicht Moment mal, sofort, jede Sekunde zählt! Das blanke Entsetzen: Sie kennt nicht einmal Ferdinands Nachnamen, aber ziemlich genau sein lächerliches Vergehen und seine wunderbaren Zärtlichkeiten. Irgendwas von Mitwisserin hat er gefaselt. So ein oberhirnrissiger Quatsch! Als saublöde Folge weiß ich jetzt nicht einmal seinen Namen!

Die Polizei könnte alle Teilnehmer der Busfahrt ‚Munic by night‘ einvernehmen. Welch ein Aufwand! Doch wohl nicht zu groß für Ferdinand. Welch wunderbares Erinnerungsereignis für die Ausländer, wenn sie wieder zu Hause sind. Nein! Bloß keinen Presserummel!

Aufnahme einer Vermisstenanzeige. Name? Ferdinand. Und? Nachnamen weiß ich nicht. Wohnhaft? Berlin. Straße, Hausnummer, Postleitzahl? Weiß ich alles nicht. Wo wohnhaft in München? Ja äh – bei mir. Ihr Verhältnis zum angeblich Verschwundenen? Ja äh – Freund, Liebster, Bettgenosse, auch ein bisschen kriminell... Halt! Das geht doch schief! Wenn ich das jetzt einigermaßen ungeschickt anstelle, sitze ich in einer Stunde in Untersuchungshaft: Nichtanzeige einer Straftat von einer, die in Kriminologie promoviert.

Wie Blei fielen ihr die Selbstvorwürfe auf die Seele, dass sie diesen Worst Case einer Entführung durch Asiaten auf die leichte Schulter genommen hatte, dass sie fröhlich mit hoherhobenen Tickets in den Bus stieg, anstatt Ferdinand vorzuschieben und zu beschützen. Ich habe ihn ausgelacht, also nicht direkt ausgelacht, aber doch immer ein bisschen spöttisch auf seine Asiatenphobie reagiert. Und jetzt so eine Antwort in die Fresse

kriegen. Berufsuntauglich, Susanne! Moment! Diese asiatische Mafia-Karte ist eine Möglichkeit. Wie könnten andere Möglichkeiten aussehen? Ein Unfall. Ein Unfallopfer verschwindet nicht so lautlos und spurlos. Andere Möglichkeiten? Er ist für immer abgehau-, nicht auszudenken, in des Wortes Bedeutung: nicht auszudenken. Andere Möglichkeiten?

Kammhuber anrufen! Frau sehr nett: Ihr Mann zu einer Tagung nach Berlin abgeflogen. Ach ja, hatte er ja am Nachmittag erzählt. Privatnummer Rechtsanwalt Schöttler. Da meldet sich niemand. Ja, ist ja gut, Schicksal, mach mal so weiter. Irgendeine innere Stimme sagt ihr: Bleib ganz ruhig, tu nichts. Aber wie verlässlich sind innere Stimmen? Und wenn das den sicheren Tod von Ferdinand bedeutet?

Laterales Denken, Seiteneinsteigerdenken. Zu Fuß nach Hause gehen und dabei so abstruses Gewimmel im Gehirn: Ich kann mich mit meinem verschwundenen Ferdinand nicht über das Verschwinden meines Ferdinand beraten. Bei jedem Schritt mit dem linken Bein entsetzliche Angst, die sie fast stürzen lässt. Bei jedem Schritt mit dem rechten Bein völlig unerklärliche Sicherheit, dass Nichtstun Segen bringt. Im Gehen zu Hause anrufen: „Schaut ihr mal bitte nach, ob Ferdinand in meinem Zimmer ist?“ „Ja, warte.“ Wie lange das dauert! So weit weg ist doch mein Zimmer nicht. Naja, Schlüssel suchen, Hin- und Rückweg, aber – „Nicht? Danke. Tschüs.“ Wofür sich denn bedanken? Ach ja, bei der Mutter, die nachgeschaut hat.

Ich möchte mich auflösen, eine von diesen Abendwolken im letzten Dämmerlicht sein. Grenze zum Selbstmord nicht weit? Ja, nicht weit. Nein, ich muss wissen, wo Ferdinand ist, ihn suchen, und wenns ein Jahr dauert. Die Treppen rauf im Altbau Sebaldusstraße 6, - das war das Schlimmste.

Die winzige Hoffnung, er könnte inzwischen doch zu Hause auf sie warten, zerstob in Nichts. Das Gespräch mit den Eltern? Sie waren so rührend bemüht, ihr zu helfen, aber so sternenweit davon entfernt, es tun zu können. Sie kannten ja den lächerlichen Kriminalfall Ferdinand kaum. Und Susanne fühlte sich völlig außerstande, diese Banker-Hotzenplotziade jetzt

zu repetieren. Und keine Antwort wissen auf die dauernd wiederholte Frage: „Was willst du denn jetzt machen?“ Der Vater war für die Polizei, wenig später dagegen, die Mutter blieb sehr still, was Susanne gut tat: „Siebzig Küsse haben wir nicht geküsst, mindestens siebzig, vielleicht hundert, ja, eher hundert. Die Zeit schlecht genutzt, als hätten wir genug davon...“ Ein heftiger Heulsturz folgte. Von Schöttler, der ihr die wichtigste Adresse schien, sprach sie noch gar nicht.

„Piep-piep,“ machte das Telefönchen, nicht die Klingel, eine SMS: ‚Mache kein Aufhebens. Ich lebe. Auf Wiedersehen. Ferdinand. Sofort ohne Rest löschen.‘ Susanne heulte laut auf. Welch eine allererste Erleichterung, die sie auch die Eltern lesen ließ. „Damit,“ sagte Susanne, „werde ich ein wenig schlafen können.“ Sie konnte gar nicht anders, als das Telefönchen an ihr Herz drücken: „Gute Nacht.“ „Gute Nacht,“ sagte die Mutter, „mit deinen Eltern und trotz allem.“ „Gute Nacht,“ brummte der Vater.

Susanne lag im Bett und küsste das Handy. Am liebsten hätte sie es verschlungen, sich einverleibt. Aber mit einem Ruck setzte sie sich auf und betätigte die Löschtastaturen.

An einem Morgen nicht lange danach wacht Susanne auf und ist entschlossen, Ferdinand zu suchen und zu finden. Eine auf Anhieb schier unlösbare Aufgabe. Nicht mehr, wie in den vergangenen Nächten in eine solche bodenlose Leere hinein aufwachen, - dass ihr Herz das überhaupt ausgehalten hat. Morgen hat sie einen Termin bei Rechtsanwalt Schöttler. Der war in Urlaub gewesen. Sie hat es gewagt, die Polizei nicht einzuschalten. Heute will sie noch Kraft tanken. Da gibt es nur eine Tankstelle: die Ludwigstraße.

Es regnet. Susanne fährt mit der U-Bahn bis zum Odeonsplatz, geht rauf und spannt den Schirm auf. Die Liebes-Ampel, wo er sie auf dem Fahrrad schachmatt setzte, wo sie ihm die ersten Zifferblatt-Küsse verpasste, der Kandelaber... Und dann, nimm dein Herz fest in deine Hände, Susanne, das Bayerische Geheime Staatsarchiv, wo eine Inschrift steht, die nur dir gilt unter allen Münchnern, unter allen Menschen auf der ganzen Welt: ‚Du hast

mir die Stadt belebt.' Der Anlass zum Schreiben bleibt Liebe.

Ende des ersten Romans. Ein zweiter folgt im Netz, 30 Folgen, beginnend am 20. November 2004. Bis dann. Bleib mir gewogen, geneigter Leser.